

Gelsenletter

11. Ausgabe
Februar 2026

04 Leseproben

Interview zu Gelsenkrimis

Veröffentlichungen 1. Quartal 2026

Preisaktionen Februar

Inhaltsverzeichnis

Über den Autor	3
Zur Person:	4
Vorwort	5
Kostenlose Vorbesteller	6
1. Leseprobe "Die Liste"	7
Interview zu Gelsenkrimis	99
Leseprobe 2 bis 4	104
Band 1 der 1. Staffel.....	105
Band 2 der 1. Staffel.....	169
Band 3 der 1. Staffel.....	235
Veröffentlichungen 1. Quartal.....	310
Preisaktionen Februar	311
Impressum	312

Gelsenletter

2/2026

Über den Autor

Roman Just ist in der Welt der Literatur in verschiedenen Genres unterwegs. Mit den Thrillern der "Tatort-Boston-Reihe" hat er den Einstieg in die Literaturwelt begonnen, sie dann mit den "Gelsenkrimis" fortgesetzt. Neben den Thrillern und Krimis arbeitet er an einer mehrteiligen Dystopie und einer historischen Familiensaga, hinzu kommen Ausflüge in andere Genres.

Der Autor und bekennender Selfpublisher ist Jahrgang 1961, lebt in Gelsenkirchen, leidet mit dem vor Ort ansässigen Fußballclub seit 1971 zu allen Zeiten mit, spielt außerdem gerne mit Mitmenschen Schach und beschäftigt sich leider nur noch gelegentlich mit der Astronomie.

Der Selfpublisher betreibt auf seiner Homepage zu allen seinen veröffentlichten Titeln Leserunden, außerdem bietet er einen Leserkreis, an dem ebenfalls aktiv teilgenommen werden kann.

Mehr über den Autor und seine Titel gibt es hier:

<https://www.gelsenkrimi.de>

<https://www.gelsenkrimi.de/ueber-mich>

<https://www.gelsenkrimi.de/leserkreis>

<https://www.gelsenkrimi.de/gelsenshop>

<https://www.autorromanjust.de>

Zur Person:

Sternzeichen: Jungfrau

Gewicht: Im Moment viel zu viel

Erlerner Beruf: Kellner

Derzeit tätig als: Autor/Selfpublisher

Charaktereigenschaften: Impulsiv/Hilfsbereit

Laster: Nie zufrieden mit einem Ergebnis

Vorteil: Meistens sehr geduldig

Er mag: Klare Aussagen

Er mag nicht: Gier und Neid

Er kann nicht: Den Mund halten

Er kann: Zuhören

Er verachtet: Tyrannen und selbstverliebte Subjekte

Er liebt: Das Leben

Er will: Ziele erreichen

Er will nicht: Unterordnen

Er steht für: Menschlichkeit

Er verurteilt: Hass, Mobbing, Eitelkeit

Er denkt: Auch Einfaches ist nicht einfach zu erledigen

Er meint: Die Achtung und der Respekt vor der Würde eines Menschen werden durch das Gender nicht gestärkt.

Vorwort

Liebe Bücherwürmer,

Im "Gelsenletter" lassen sich Informationen und ebenso Angebote finden, die auf dem Newsletter namens "Gelsenflyer" nichts verloren haben und auch keinen Platz finden würden.

Wie viele Gelsenletter es 2026 geben wird, steht derzeit noch in den Sternen. Die Ausgaben sind von meinem Fleiß in Bezug auf Veröffentlichungen abhängig, ebenso von Ereignissen, die mich in meiner Schreibwelt ereilen. In dieser Ausgabe mache ich noch einmal auf die letzte Ausgabe des Gelsenletters aufmerksam, erinnere an die kostenlosen Vorbesteller, die ohne großen Aufwand auf meiner Homepage bestellt werden können und zwar ohne Pflichten oder irgendwelche Tricks.

Außerdem werden Ihnen 04 Leseproben angeboten, die im wahrsten Sinne des Wortes für einen Spottpreis zu Ende gelesen werden können. Im Übrigen gehen diese Einnahmen zu 100% an das Kinderhospiz "Arche Noah" in Gelsenkirchen, deswegen bitte ich hier um Unterstützung, indem Sie einen, mehrere oder gleich alle Titel zu einem tatsächlich äußerst günstigen Preis kaufen, dadurch zudem meinen Shop kennenlernen und erfahren, wie einfach er funktioniert.

Viel Spaß beim Stöbern und Entdecken!

Ihr Roman Just

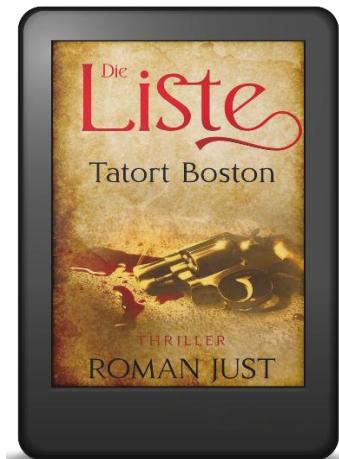
Kostenlose Vorbesteller

Nachfolgende Titel gibt es kostenlos nur auf
<https://www.gelsenkrimi.de/gelsenshop/vorbesteller>



1. Leseprobe "Die Liste"

Inhalt: Detective Forrest Waterspoon bekommt es mit Todesfällen zu tun, die zunächst in keinem Zusammenhang zu stehen scheinen. Die Ermittlungen führen ihn von einem Rätsel zum anderen, ebenso zu Opfern, die ihm privat und beruflich zusetzen. An der Belastungsgrenze angekommen, erfährt er Einzelheiten zu seinem aktuellen Fall, die er für unmöglich gehalten hätte. Wird ihm das erlangte Wissen bei der Aufklärung der Morde helfen? Es zeigt sich, wie eng Glück und Pech zusammenhängen und welche Rolle der Zufall einnehmen kann. Aber das Leben schreibt sein eigenes Buch und deckt auf, dass kein Mensch unfehlbar ist. Wird es Forrest gelingen, weitere Todesopfer zu verhindern?



Informationen zum Erwerb und zur Unterstützung des Kinderhospiz "Arche Noah" sind am Ende der Leseprobe aufgeführt.

1. Kapitel

Montag

E s klopfte an der Bürotür des Detectives und ohne eine Erlaubnis abzuwarten, trat Joshua Jason Calbott in den Raum. Dessen Job hatte Forrest kurzfristig ausgeübt und er hatte nicht vor, ihn um den Posten des Dezernatsleiters zu beneiden. Sein dunkles, veraltetes, zum Innenhof des Departments gelegenes Büro war ihm ans Herz gewachsen, obwohl es keinen Tag gab, an dem er die vier Wände nicht verfluchte. Mit grimmiger Miene sah er den Eindringling an, der nun sein Vorgesetzter war. Mit einigen Sätzen wurde er von ihm in Belanglosigkeiten eingeführt und schließlich gebeten, ihn zu begleiten. Der Detective nickte, griff nach seinem Hut und bereute eine Minute später, dass er mit Joshua mitgegangen war. »Was habe ich damit zu schaffen?«, fragte Forrest, nachdem er darüber aufgeklärt worden war, wie es um das Personal im Department stand. Ein Fünftel der höherrangigen Beamten befand sich im Krankenstand, auf Lehrgängen oder war trotz der dünnen Personaldecke gezwungen worden, die aufgelaufenen Überstunden abzufeiern. Er war nicht allein wegen dieser Umstände heilfroh, dass Joshua Jason Calbott in seine Fußstapfen als Morddezernatsleiter getreten war. Manchmal waren die Anordnungen der Leute von ganz oben nicht nachzuvollziehen, trotzdem wurden sie ausgeführt, um nicht selbst negativen Konsequenzen ausgesetzt zu werden. Die Welt war eben ungerecht und die Kompetenz der Mächtigen unantastbar. In eine ähnliche Situation war er von seinem Boss gebracht worden.

Sie hatten in einer höher gelegenen Etage ein Zimmer erreicht, welches am Ende des langen Korridors lag. Es war ein steriler und unpersönlicher Raum, in dem drei Personen saßen. Bei ihnen handelte es sich um das Ehepaar Wyler und deren frisch gebackenen Schwiegersohn Freddy. Forrest sah, dass Bridget Wyler geweint hatte und darum bemüht war, die Fassung zu bewahren. Er nahm neben seinem Vorgesetzten der nervlich angeschlagenen Familie gegenüber Platz,

nachdem der Morddezernatsleiter ihn den besorgten Leuten vorge stellt hatte. Der Abteilungsleiter bat den Ehemann, die Geschichte zu wiederholen, die ihm bereits zuvor geschildert worden war. Von Dustin Wyler ließ sich Forrest den Ablauf der vergangenen Tage und der Hochzeit erzählen und erfuhr somit, wie anstrengend die Vorberei tungen für derartige Veranstaltungen waren. Es war ein Grund, sich darüber zu freuen, dass seine leiblichen Töchter an den Wohnorten ihrer Männer geheiratet hatten. Die lagen weit weg, dermaßen fern, dass es unmöglich gewesen war, in irgendeiner Weise bei der Umsetzung der Hochzeitspläne zu helfen. Forrest überdachte das Gehörte und vernahm nebenbei die Erläuterungen seines Vorgesetzten. Die nähere Umgebung des Lokals war gründlich ohne Ergebnis abgesucht worden. Die Suche nach der Braut lief auf Hochtouren und die Medien waren in die Suchaktion eingebunden. Der Detective warf einen kurzen Blick auf seine Armbanduhr und sah den Morddezernatsleiter mit erstaunter Miene an. Zwei Ursachen hatten ihn stutzig werden lassen: Zum einen war Marilyn keine vierundzwanzig Stunden verschwunden, zum anderen war ihre Leiche nicht gefunden worden und somit hatte seine Abteilung mit dem Fall nichts zu tun.

Joshua erkannte die Gedanken des Detectives und sagte: »Klar, die Mordkommission ist nicht zuständig. Wir haben keinen Leichnam, aber ich halte die Umstände für ausgesprochen merkwürdig und ungewöhnlich. Da wir die einzige Abteilung sind, die im Moment freie Kapazitäten hat, dachte ich, wir könnten zumindest vorübergehend aushelfen«, rechtfertigte er sein Vorgehen, obwohl es nicht nötig gewesen wäre.

Forrest lächelte grimmig. Der Detective vollführte eine Geste, die besagte, dass er verstand, aber sein Gesicht wies weniger Verständnis für die Verfahrensweise seines Vorgesetzten auf.

Er hatte genug Arbeit und Joshua Jason Calbott war dieser Um stand bekannt. »Dann handelt es sich bei meiner Person um die freie Kapazität, oder wie?«

»Wir haben sonst niemanden«, versicherte der Abteilungsleiter.

Forrest wandte sich von ihm ab und den drei Mithörenden zu. Er verschränkte die Arme auf der Tischplatte und sah nacheinander den

Vater, die Mutter und den Ehemann der verschwundenen Marilyn an. Wie er es befürchtet hatte, fing Bridget wieder an zu weinen. Verlegen fasste er in die Tasche seiner Anzugjacke und reichte der Frau ein Papiertaschentuch.

Tröstend ergriff er das Wort: »Ich verstehe, dass Sie sich sorgen, Missis Wyler. Sie brauchen Ihren Kummer nicht zu verbergen, aber im Moment wäre Zuversicht wichtiger. Bewahren Sie sich jede erdenkliche Hoffnung. Ich weiß, es ist leicht gesagt. Allerdings wird Ihre Tochter keine acht Stunden vermisst und wir haben weder sie noch eine Spur von ihr gefunden, das ist durchaus ein gutes Zeichen.«

Dustin Wyler legte den linken Arm um die Schulter seiner Frau und fragte: »Wie darf ich Ihre Aussage verstehen, Detective?«.

Forrest sah im Sitzen aus dem Fenster, danach den Vater der verschwundenen Marilyn an. »Das Wetter ist gegen uns, es schneit. Unabhängig davon, wenn Ihrer Tochter in der Umgebung des Lokals etwas zugestoßen wäre, dann hätten die Suchmannschaften irgend etwas gefunden«, antwortete er im Wissen, dass seine Aussage nicht der Wahrheit entsprach.

Dafür wurde die Wirkung erzielt, auf die er gehofft hatte.

Die Mutter beruhigte sich schlagartig etwas und sah ihn an. »Glauben Sie?«, prallte die Hoffnung in ihrer Stimme von den Wänden des Zimmers zum Tisch zurück.

»Detective Waterspoon ist ein erfahrener Mann, wenn er etwas sagt, hat es Hand und Fuß«, kam der Morddezernatsleiter dem Ermittler mit einer Antwort zuvor.

Forrest hätte wegen der vorher ausgesprochenen Worte ohnehin eine weitere positive Äußerung vermieden. Er warf seinem Vorgesetzten einen undankbaren Blick zu und wandte sich an den frisch vermählten Freddy. »Wann genau haben Sie bemerkt, dass Ihre Frau nicht mehr im Lokal anwesend ist?«

Der Ehemann zuckte mit den Schultern. »Gegen Mitternacht«, antwortete er nachdenklich. »Eher später.«

»Wie ist es vor sich gegangen und was haben Sie unternommen?«, erkundigte sich der Ermittler und ließ Freddy nicht aus den Augen.
»Ich habe sie gesucht, was sonst?«

Mit einem Brummen nahm Forrest die Aussage zur Kenntnis. Er kannte Freddy nicht, hatte ihn vorher nie gesehen, aber der Mann, der um die dreißig Jahre alt war, hinterließ bei ihm einen fragwürdigen Eindruck. Zwar konnte er ihn nicht einschätzen, wusste nichts über seine Gewohnheiten und Vorlieben, doch für jemanden, der erst vor knapp vierundzwanzig Stunden geheiratet hatte, war er zu sorglos. Für ihn gab sich der Bräutigam zu entspannt, fast so, als ob ihm der Verbleib seiner Frau gleichgültig wäre. Deswegen hatte er sich über den Ton der letzten Antwort gewundert, er war barsch und das widersprach der körperlichen Haltung, die seltsam steif war.

Wie Freddy saß, wie er sich bewegte, das alles besaß für Forrest etwas Unnatürliches. Es konnte die Nervosität, die der Mann in sich trug und zu verstecken versuchte, nicht verbergen. Es war möglich, dass die Unruhe des Ehemannes durch das Verschwinden seiner Frau ausgelöst worden war, doch das bezweifelte der Detective. Zu oft hatte er Kerle wie Freddy gesehen und kennengelernt. Forrest war es nicht verborgen geblieben, dass alle Augen auf ihn gerichtet waren. »Sie haben sie gesucht und nicht gefunden«, stellte er mit einem Ton fest, dem seine Skepsis anzuhören war. »Was geschah dann? Bitte erzählen Sie so ausführlich wie möglich, jedes Detail kann wichtig werden.«

»Ich habe die anderen, die anwesend waren, informiert und wir haben alle mit der Suche nach Marilyn begonnen. Das hat bestimmt eine Stunde gedauert, danach hat mein Schwiegervater die Polizei verständigt.«

»Verstehe! Ist Ihnen oder jemandem, der an der Suche teilgenommen hat, etwas Ungewöhnliches aufgefallen?«

Freddy schüttelte den Kopf. »Nicht, dass ich wüsste. Außerdem wurde jeder von der Polizei dazu befragt.«

»Okay, das war es für heute. Ich denke, wir haben erfahren, was von Bedeutung sein könnte. Wir werden unser Bestes geben, um Marilyn zu finden«, beendete der Detective mit seiner tiefen Stimme das Gespräch, nachdem ihm von seinem Vorgesetzten bestätigt worden war, dass alle erforderlichen Informationen über die verschwundene Frau vorlagen.

Auf dem Weg zurück in sein Büro wurde Forrest von Joshua Jason Calbott begleitet und erntete, kaum dass die Familie Wyler ihrem Blick entchwunden war, einen Vorwurf. »Was hatte das eben für einen Sinn? Sie haben den Ehemann wie einen Verbrecher angesprochen, so als ob er am Verschwinden seiner Frau schuld wäre! Sind Sie noch bei Trost?«

Vor der Bürotür blieb Forrest stehen und öffnete sie bewusst nicht. Keinesfalls wollte er seinen Vorgesetzten länger um sich haben als nötig. Er hatte nichts gegen ihn, aber er mochte es nicht, überflüssige Diskussionen mit ihm zu führen. »Der Ehemann verschweigt uns etwas. Er weiß definitiv mehr, als er uns gesagt hat«, war er sich sicher.

»Ist das Ihr siebter Sinn oder Ihr Bauchgefühl?«, Joshua gab sich nach wie vor ungehalten.

»Beides, und dazu kommt meine Erfahrung mit solchen Kerlen. Ich denke, er hatte schon öfter mit der Polizei zu tun, und er hat befürchtet, dass ich ihn vollständig durschauen könnte.«

Der Morddezernatsleiter winkte ab. »Sie glauben nicht im Ernst daran, dass der Bräutigam die Braut verschwinden hat lassen?«

Forrest wog den Kopf hin und her. »Das ist eine Vermutung, die ich vorerst nicht ausschließen kann.«

Joshua Jason Calbott ließ den Detective stehen, legte einige Meter zurück und im ausreichenden Abstand drehte er sich ihm zu. »Sie übernehmen die Leitung des Falles, bis Mike sich aus dem Krankenstand zurückmeldet. Ich denke, er wird übermorgen wieder im Einsatz sein«, übertrug er Forrest vorübergehend die Verantwortung und verschwand mit einer herablassenden Handbewegung. Waterspoon betrat sein Büro und wurde einige Minuten später erneut gestört. Diesmal wurden ihm die vorhandenen Akten gebracht, die über Marilyn, ihren Mann und ihre Eltern in den wenigen Stunden vorher angelegt worden waren. Mit Absicht war das Gespräch mit Freddy von ihm abgebrochen worden. Gerne hätte er ihn nach dem Verbleib des Zierknopfes gefragt, der am Kragen seines Hochzeitsanzugs gefehlt hatte. Dafür konnte es tausend harmlose Gründe geben. Zudem waren die Umstände nicht geeignet, um einen Zwist zwischen den Eltern und ihrem Schwiegersohn herbeizuführen.

Dazu besaß er zu wenig Hintergrundinformationen von den Ereignissen vor, während und nach der Hochzeit. Ebenso über die Familie und den Ehemann. Dieses Manko galt es schleunigst zu beheben. Es ließ sich nicht vermeiden, die Hochzeitsgäste zu befragen, auch die Nachbarn der Wylers. Was war in den Tagen vor der Trauung geschehen, welchen Ruf hatten sie und wie sah ihr Umfeld aus? Dem Detective wurde bei den Recherchen wieder einmal vor Augen geführt, wie falsch Vorurteile waren. Freddy, dessen Art und Verhalten waren ihm unsympathisch, zumal von dem Bräutigam eine Sorge vorgegeben wurde, die nur seine Lippen, jedoch nicht sein Herz betroffen hatte. War das ein ausreichender Grund, um ihn zu verdächtigen? Mit Widerwillen fing er an, Nachforschungen anzustellen und nahm dazu den PC zu Hilfe.

Er kam ins Staunen, dass er Dustin Wyler im Computer der Polizeibehörde wiedergetroffen hatte, aber ausgerechnet der Schwiegersohn dieser Sitzung ferngeblieben war. Die Computerkenntnisse des Detectives waren besser geworden, dennoch eingeschränkt. Es lag nicht an seinen PC-Kenntnissen, dass er null Einträge über den Ehemann von Marilyn gefunden hatte, sondern daran, dass es keine zu finden gab. Es war für Forrest erstaunlich, dass der frisch Vermählte nicht einen dunklen Fleck auf seiner weißen Weste hatte. Nicht einmal in seiner Jugend war eine Ordnungswidrigkeit von ihm begangen worden. Entgegen seiner Erwartung hatte dafür der Schwiegervater einiges auf dem Kerbholz. Zwar waren es überwiegend Bagatellen, trotzdem fiel Forrest eines auf: Der Vater der Verschwundenen war anständig geworden, nachdem er geheiratet hatte. Wie hätte sich Dustins Lebensweg gestaltet, wenn Bridget ihm nicht über den Weg gelaufen wäre? War es möglich, dass er Freddy aus einer falschen Perspektive begutachtet und der Bräutigam mehr Sorgen um seine Frau hatte, als es von ihm wahrgenommen wurde? Der Detective erhob sich, begab sich ans Fenster und sah nachdenklich dem Schneetreiben zu. Die gewonnenen Erkenntnisse besaßen keinen Einfluss auf die Sachlage. Freddy war innerlich ungemein nervös gewesen, hatte versucht, es mit einer aggressiveren Wesenseinstellung zu überspielen. Das musste einen Grund haben, aber welcher konnte es sein?

Forrest verließ trotz des Schneefalls das Präsidium und begab sich an den Ort, an dem Marilyn verschwunden war. Er kannte sich rund um das Charles River Basin gut aus. Obwohl er sich durch seine Anwesenheit keine neuen Erkenntnisse versprach, hatte er vor, einen Blick auf die Gegend zu werfen. Zwei Stunden später, seit geraumer Zeit vor dem Hauptgebäude des Segelboothafens stehend, rief er einen sinnlos herumstehenden Polizeifotografen zu sich. Taucher waren im Einsatz und auf der Suche nach Marilyn, deswegen war der Mann zugegen. Forrest bat ihn, vom Hafen und der näheren Umgebung Bilder anzufertigen und sie ihm zukommen zu lassen. Es war eine Anweisung, die er instinktiv veranlasst hatte. Dass er dafür im neuen Jahr einen Lohn ernten würde, war in diesem Moment nicht absehbar. Er verließ den Segelboothafen und trat den Weg ins Department an. Von dem kurzfristigen Abstecher in eine andere Abteilung hatte er jetzt schon genug. Er war Ermittler in Mordfällen und seine Aufgabe war klar definiert, sie lautete: Finde den Mörder. Es gab ein Opfer und einen Täter, den es zu überführen galt. Im Augenblick hatte er nichts, weder eine Leiche noch einen verdächtigen Gewaltverbrecher. Die Ungewissheit über Marilyns Verbleib begann ihn zu quälen. Forrest war ebenfalls Vater und nicht gewillt, sich in die Gefühlswelt der Eltern zu versetzen. Es verstand sich von selbst, dass sie im Moment die seelische Hölle durchzustehen hatten. Wieder sah er sich darin bestätigt, dass es egal war, in welcher Abteilung er den Dienst versah. Der Tod, das Grauen und das unsagbare Leid waren immer und überall vorhanden.

In seinem Revier war er moralisch sogar leicht im Vorteil. Normalerweise wusste er, wo sich die Opfer befanden. Er war nicht fähig zu beurteilen, ob er die Unwissenheit, wie sie ihn im Moment belastete, auf Dauer ertragen würde und freute sich schon jetzt auf die Rückkehr ins Morddezernat. Bis dahin wollte er sein Bestes geben und auf jeden Fall erneut mit Freddy sprechen, allerdings unter vier Augen. Die Nervosität des unbescholtenden Bräutigams ging Forrest nicht aus dem Kopf. Vielleicht hatte Marilyn nach einem Streit mit ihrem Mann während der Hochzeitsfeier das Fest verlassen oder ein anderer Vorfall hatte sie in die Flucht getrieben. Genau das waren die Punkte, die

der Detective als äußerst deprimierend empfand. Es waren Fragen, auf die er keine Antworten parat hatte und damit das Gefühl nicht loswurde, ein Ratespiel ähnlich einer Quizshow zu betreiben. Bei einem Ermordeten gab es nichts zu enträtseln, eine Leiche war tot und das Opfer entweder eines natürlichen oder eines gewaltsamen Todes gestorben. Wenn Letzteres vorlag, dann kam er ins Spiel und war bereit, den Täter zu finden. So einfach klang es im Morddezernat und deswegen hatte er vorgehabt, sein Büro bis zur Rente mit keinem anderen Arbeitsplatz zu tauschen. Die aktuelle Situation gab ihm das Gefühl, zu alt und trotz seiner Erfahrung nicht kompetent genug zu sein. Eine Leiche verschwand nicht spurlos, sie lief nicht davon, um sich zu schützen oder zu verstecken. War Marilyn davongerannt?, fragte er sich. Das Leben hatte sich wieder einmal mit dem Mantel des Schicksals und des Zufalls angezogen. Dem Detective erging es nicht anders als so vielen Menschen auf dieser Erde. Zur falschen Zeit den verkehrten Ort zu erreichen, war Pech. Allerdings hatte solch eine Begegnung einen wesentlichen Unterschied zu Aufeinandertreffen, die jeden Augenblick eskalieren könnten. Es gab keine Verletzten oder Toten, nur den Vorfall eines scheinbar harmlosen Ehestreits. Auf dem Weg ins Präsidium wurde Forrest in ein derartiges Ereignis verwickelt.

Ω

Unterdessen war die Adoptivtochter des Detectives in ihrem Element. Der Grund dafür war, dass sie sich nach der Unterstützung ihres Verlobten endlich wieder in ihrem Gewässer wiederfand, was ihr berufliches Standbein betraf. Molly hatte Wochen und Monate ihrem Freund Adam geholfen, den von ihm geerbten Radio- und Fernsehsender umzustrukturieren. Ihre eigentliche Hauptaufgabe, damit ihr ursprünglicher Job, geriet dabei ins Hintertreffen.

Bei der Ausstrahlung von Wiederholungen ihrer über die Stadtgrenze hinaus bekannten Tagesgeschichten war es deutlich an den Einschaltquoten abzulesen. Mit neuen Storys hatte sie nun vor, die Zuschauer zurückzugewinnen, um der von ihr erfundenen Sendung die alte Popularität zu verleihen. Molly wollte die Geschichten in ei-

nem modernen Gewand präsentieren und ihr Konzept beruhte darauf, in Zukunft kritischer mit den gegebenen Missständen in der Stadt umzugehen. Ihr bisheriges Schema hatte sie aufgegeben und dafür mit einem zeitgemäßen Motto versehen: Nach wie vor brav, aber nicht mehr bieder. Kontroverser zu sein, energischer zu hinterfragen, war ihr Ziel. Bis in den Dezember des letzten Jahres war die Tagesgeschichte vor allem aus einem Grund beliebt: Molly hatte nicht ständig über Probleme und tragische Ereignisse berichtet, sondern den Zusehern auch die schönen Seiten und Wunder des Lebens ins Wohnzimmer gebracht.

Die Grundidee wollte sie keinesfalls ändern, damit hätte sie ihre Fans maßlos enttäuscht. Stattdessen hatte sie sich vorgenommen, an den künftigen Beiträgen und ihrer Person zu feilen. Der erste Schritt war durchgeführt worden und nach einer heißen Diskussion mit ihrem Verlobten wurde ihr eine längere Sendezzeit genehmigt. Die einhundertzwanzig Sekunden waren für Laien unbedeutend, aber die zusätzliche Zeit eröffnete der Journalistin ungeahnte Möglichkeiten. Es war eben ein großer Unterschied, ob einem Beitrag sieben oder neun Minuten zur Verfügung standen. Seit einer Woche war sie mit ihrer neuen alten Tätigkeit beschäftigt und glücklich darüber. Adam bei der Umstrukturierung des erfolgreichen, aber mit keinem erfreulichen Ruf ausgestatteten Senders zu unterstützen, war für sie von vornherein selbstverständlich gewesen. Es nahm mehr Zeit in Anspruch, als sie und ihr Verlobter es im Vorfeld vermutet hatten. Geplant für den Wandel waren höchstens acht, maximal zehn Wochen, benötigt wurden elf Monate. Molly hatte es sich zu Beginn an der Seite ihres Freundes anders vorgestellt. Ihm zu helfen war klar, aber zugleich hatten es ihre Pläne vorgesehen, an der eigenen Sendung weiterarbeiten zu können. Bereits nach wenigen Tagen wurde die Umsetzung des Gedankens zeitlich unmöglich. Termine im ganzen Land, Gespräche und Verhandlungen, die sich über Stunden hinwegzogen, und tausend andere Hürden verhinderten jede journalistische Tätigkeit ihrerseits. Erschwerend kam hinzu, dass Molly das Ruder bezüglich der Themen der Tagesgeschichten nicht aus der Hand zu geben gedachte. Bevor Adam den Sender aus heiterem Himmel und dem-

entsprechend fassungslos geerbt hatte, war sie eine Art Vorgesetzte von ihm gewesen. Sie bildeten ein Duo, in dem Molly als Reporterin die Führungsrolle innehatte. So hatten sie sich kennengelernt, so wurden sie Freunde und schließlich ein Liebespaar, das mittlerweile verlobt war. Zusammen hatten sie drei erfolgreiche Dokumentationen produziert und Preise gewonnen. Die Story des Tages, die in den Mittagsnachrichten gesendet wurde, besaß in Mollys Leben einen hohen Stellenwert. Sie war bis zu dem Nachlass stets mit Adam auf der Suche nach Themen gewesen. Sie hatten die Viertel der Stadt aufgesucht und wurden meistens fündig. Er war ihr mit der Kamera wie ein Bodyguard gefolgt, um Situationen und Gespräche aufzunehmen, die dem Fernsehzuschauer Tränen oder Lachfalten ins Gesicht gezaubert hatten. Mit der Erbschaft erfuhr diese Phase ihres Lebens ein Ende und keiner von beiden konnte sagen, wie es sich auf ihre Beziehung auswirken würde.

In den vergangenen sieben Tagen hatte Molly ihr Büro und ihre Unterlagen auf Vordermann gebracht. Um mit den Arbeiten an den Tagesgeschichten beginnen zu können, benötigte es nur noch einen Kameramann. Adam kam aus zeitlichen Gründen nicht in Betracht. Am Vormittag hatte sie mit zwei Kameraleuten des Senders ein Gespräch geführt; beide entsprachen nicht ihrer Vorstellung. Sie waren fähig, gaben sich freundlich und interessiert, aber Molly hatte bei ihnen das gewisse Feuer vermisst, das sie von ihrem Verlobten kannte und gewohnt war. Erst durch ihn hatte sie erkannt und verstanden, wie wichtig eine variable Kameraführung sein konnte. Oft und gern erinnerte sie sich an Interviews, die Adam aufgezeichnet hatte. Stets war sie erstaunt, wie er mit seiner Kamera umgegangen war. Die Bilder, die er mit zwei sitzenden oder stehenden Personen aufzunehmen vermochte, schienen mehr Leben zu besitzen als ihre Gesprächspartner. Ihre Erinnerung an brisante Unterhaltungen wurde dadurch getrübt, dass die auf ihre Fragen antwortenden Leute nicht die Menschen waren, für die sie gehalten wurden. Molly nahm sich vor, an diesem Tag mit keinem Kameramann mehr zu sprechen. Die hinter ihr liegenden Gespräche hatten sie ermüdet. Stattdessen setzte sie sich an ihren Schreibtisch und atmete tief durch, nachdem sie einen

Stift und Block auf die Arbeitsplatte gelegt hatte. Es war ein Akt, mit dem für sie ein neuer Lebensabschnitt eingeläutet wurde. Sie lehnte sich in ihrem Bürostuhl zurück und dachte über Themen für ihre kommenden Sendungen nach. Wurde ein Gedanke in ihrem Kopf präsenter, fing sie an, sich stichwortartige Notizen aufzuschreiben. Nach dem Mittagessen wollte sie durch die Stadt schlendern und wie früher nach Themen Ausschau halten. Es kam anders als geplant. Die Suche nach einer rührenden oder explosiven Story blieb ihr erspart, stattdessen wurde sie mit einer Geschichte konfrontiert, die das Telefon läuten ließ. Molly hob den Hörer ab, bestätigte ihre Identität, indem sie angab, die Reporterin zu sein, die der Anrufer sprechen wollte, und hörte der Stimme am anderen Ende der Leitung aufmerksam zu. Es war ein Mann, den sie an der Strippe hatte. Er gab an, ihrbrisantes Material zuseien zu können, forderte dafür eine beträchtliche Summe, deren Höhe der Journalistin für einen Moment die Sprache raubte. »Erstens kann ich das nicht entscheiden, zweitens muss ich bei diesem Betrag wissen, wer Sie sind und um welche Dokumente es sich handelt«, antwortete sie, nachdem der erwähnte Geldbetrag zumindest gedanklich von ihr verdaut worden war.

Der Anrufer schwieg einen Augenblick. »Solange ich keine verbindliche Zusage habe, werde ich Ihnen Hinweise zu den Papieren und meinen Namen nicht geben.«

Molly schüttelte ungläubig den Kopf. »Wie stellen Sie sich das vor? Sie rufen hier an und erwarten, dass ich sofort Feuer und Flamme bin? Die Kompetenzen meinerseits reichen zum einem nicht so weit, zum anderen brauche ich mehr als nur Ihre Worte. Wie würden Sie sich bei einem solchen Anruf verhalten und verfahren?«

Die Stimme antwortete prompt. »Begeben Sie sich bitte in den Empfangsbereich des Senders und warten Sie dort. Ich rufe wieder an!«

Molly hörte ein Knacken in der Leitung und sah verstört den Hörer an. War das ein Streich eines Witzbolds?, fragte sie sich. Einen ähnlichen Anruf hatte sie noch nie in ihrem Leben erhalten. Es hatte ein paar Telefonate gegeben, die verstörend waren, nicht jedoch in dieser Form. Sie legte den Hörer auf und überdachte das eben Gehörte. Die

Stimme war ihr fremd und sie wurde von unsicheren Schwingungen begleitet. Sie hatte eine undefinierbare Zurückhaltung vernommen, vielleicht sogar Angst, auf jeden Fall eine Art von Panik und Hektik. Hätte sie die Tonlage und Redensart beschreiben sollen, wäre sie zu folgendem Schluss gekommen: Der Mann war eingeschüchtert und befand sich in einer Lage, über die er die Kontrolle verloren hatte. Molly sah auf die Uhr an ihrem Handgelenk, die ihr von Adam geschenkt worden war. Die Gespräche mit den Kameramännern und die Gedanken zu den Tagesgeschichten hatten sie die Zeit vergessen und somit den Mittagstisch versäumen lassen. Sie blickte aus dem Fenster und lächelte. Der Schneefall gefiel ihr. Ohne Hast zog sie sich ihren Mantel an und begab sich in das Erdgeschoss des Senders.

In der Empfangshalle war die Handschrift von Adam und Molly deutlich zu sehen. Aus einer Bahnhofshalle der zweiten war eine VIP-Lounge für Reisende der ersten Klasse geworden. Für das Paar war es ungemein wichtig, dass jeder, der den Sender betrat, sich umgehend willkommen fühlte. Das betraf die Kunden und die Angestellten. Nach den Jahren der Sklaverei unter dem Vorsitzer Richard Steve Bakster sollte in ihren Augen das Personal für die Hetzjagden und die Willkür entschädigt und neu motiviert werden. Eine Kantine war entstanden, dazu ein Fitnessraum und eine Saunaanlage. Die wesentlichste Veränderung, die Molly und Adam vollzogen hatten, war die Namensänderung des Senders. News Channel existierte nicht mehr, das Unternehmen hieß neuerdings AM News. Wofür oder besser gesagt, für wen die zwei Buchstaben standen, wusste innerhalb und außerhalb des Gebäudes bald jeder. Molly war stolz auf das Geleistete, blieb jedoch bescheiden wie eh und je. Das bezog sich ebenso auf ihre Beziehung zu Adam. Privates und Berufliches hatte sie strikt getrennt und war so geblieben, wie ihre Kollegen sie von Anfang an geschützt hatten. Es ließ sich nicht vermeiden, dass Molly für den ein oder anderen Mitarbeiter ein Sprachrohr gegenüber Adam wurde. Wenn sie es für notwendig hielt, dann stellte sie sich als Vermittlerin zur Verfügung. Besonders in den ersten Monaten war ihr Verlobter mit der gewaltigen Aufgabe, den Sender zu leiten und umzugestalten, sichtbar überfordert. Es hatte zu Meinungsverschiedenheiten zwi-

schen ihm und den Redakteuren sowie Intendanten geführt, aber inzwischen lief das meiste reibungslos ab. Auch darauf war Molly stolz und somit zugleich auf ihren Lebensgefährten. In der Empfangshalle herrschte chaotischer Betrieb. Leute eilten von links nach rechts, stiegen in Aufzüge oder verließen diese und hier und dort fanden Gespräche unter vier oder mehreren Augen statt. Es waren viele fremde Gesichter in der Halle anwesend, aber keines, das Molly in irgendeiner Weise unangenehm aufgefallen wäre. Sie drehte sich langsam um ihre Achse, doch niemand gab ihr ein Zeichen, um ihr zu signalisieren, dass er der Anrufer war. Mit einem Gefühl, das zu einer Mixtur aus emporsteigender Verärgerung und Enttäuschung wurde, blieb sie mitten in der Empfangshalle stehen und ließ den Eingangsbereich nicht aus den Augen. Irgendwie kam sich Molly lächerlich vor und zugleich begann sie sich zu tadeln. Weshalb hatte sie so dumm reagiert und war auf den Anruf hereingefallen? Bestimmt hatte sie aus Spaß irgendein Kerl hinters Licht führen wollen und dem Scherzbald war es gelungen. Unmerklich schüttelte sie den Kopf und nahm Schritt in Richtung des Eingangs auf, als sie plötzlich von einer Person am Arm gezogen wurde. Es war ein Teenager von achtzehn oder neunzehn Jahren. »Sind Sie Miss Waterspoon?« Molly nickte und nahm den Umschlag entgegen, den er ihr entgegenhielt. Bevor sie dem Jungen eine Frage stellen konnte, war er ins Freie gerannt. Sie lief ihm nach und wurde vor dem Gebäude enttäuscht. Der Jugendliche war in der Menschenmenge untergetaucht. In Mollys Rücken betraten und verließen Leute den Sender und sie konnte nicht ahnen, dass sich der ominöse Anrufer dazwischen befand. Er hatte Molly aus einer der Telefonzellen in der Eingangshalle angerufen. Kaum war die Journalistin im Erdgeschoss aufgetaucht, hatte er seinem Sohn ein Zeichen gegeben und war somit unerkannt geblieben. Die Reporterin sah das Kuvert in ihren Händen an und fasste den Entschluss, die Straßenseite zu wechseln. Gegenüber dem AM News-Gebäude befand sich ein Lokal, das Molly früher häufiger aufgesucht hatte. Die Lokalität war eine Mischung aus einer Bar, einem Restaurant und einem Café. Sie und Adam waren fast so etwas wie Stammgäste gewesen und hatten dort regelmäßig die hinter und vor ihnen

liegenden Arbeiten besprochen. Seitdem ihr Lebensgefährte den Sender geerbt hatte, waren weder sie noch er in dem Lokal mehr zu Gast gewesen. Molly nahm an einem der Tische Platz, an dem sie einst öfter gesessen hatten, bestellte sich ein Wasser und einen Rohkostsalat und öffnete neugierig den Umschlag. Sie zog den Inhalt heraus, bei dem es sich um ein einziges Blatt handelte. Mit einer gewissen Enttäuschung sah sie es sich an, wobei ihr nicht klar war, was sie erwartet hatte. Bereits dieser Gedanke ließ sie ihr Verhalten sowie ihre Erwartungshaltung überdenken. Warum war sie enttäuscht? An welche Dokumente hatte sie gedacht? Etwa an einen Skandal wie Watergate damals? Sie schüttelte den Kopf und hatte das Empfinden, sich lächerlich gemacht zu haben. Schließlich versuchte sie, die Motive des Anrufers zu ergründen: Weshalb hatte er ausgerechnet sie kontaktiert und nicht einen ihrer kompetenten Kollegen? Sie gab die Suche nach einer Antwort auf. Eines stand definitiv fest - der unbekannte Gesprächspartner hatte mit ihr und mit sonst niemandem sprechen wollen. Wieso? Sie nahm das Blatt Papier in die Hand und musterte es. Es war ein sonderbares Schriftstück, eines, das den Absender nicht preisgab und eindeutig auf einem Computer mit Excel erstellt worden war. Außerdem hatte sie nur eine Kopie zwischen ihren Fingern, auf deren beiden Seiten sich eine Tabelle mit mehreren Spalten befand. Jede Zeile gab einen Namen an, dem in den nachfolgenden Zellen verschiedene Zahlen hinzugefügt waren. Es war nicht ersichtlich, ob es sich um Geldbeträge oder um irgendwelche Mengen von irgend etwas handelte. Während sie den Salat zu sich nahm, sah sie immer wieder auf das Schriftstück. Das Blatt besaß etwas Anziehendes. Welches Geheimnis barg das Papier? Egal, was den Anrufer dazu bewogen hatte, Molly anzurufen und abgesehen von der Geldforderung, es war ihm vorübergehend gelungen, ihren journalistischen Trieb zu wecken.

Ω

Wei~~t~~ weg von Boston saß Roger Dovell auf einem Sofa und hielt einen Drink in der rechten Hand. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und ließ den Mann, der am Fenster stand, das vom Boden bis zur Decke reichte und sich über die gesamte Ost- und Südseite des Apartments zog, nicht aus den Augen. »Sind Sie sicher?«

Der Gefragte stand mit dem Rücken zu Roger und drehte sich nicht um, als er antwortete: »Absolut« und weiterhin aus dem Fenster blickte, das ihm einen sagenhaften Blick über die Landschaft bot. Nach unangenehmen Sekunden des Schweigens löste er sich von dem Bild, trat in den Raum und setzte sich in einen Sessel, der dem Gastgeber gegenüberstand.

Auf dem Tisch zwischen ihnen standen geöffnete Flaschen mit Wein, Whiskey, Mineralwasser und ein Behälter mit Eiswürfeln. Rogers Gast füllte sein leeres Glas mit Bourbon und verdünnte ihn sträflicherweise mit Sodawasser. Jeder Whiskey-Liebhaber hätte ihn dafür gelyncht. Roger Dovell sah seinem Besucher zu und wartete, bis er sich dessen uneingeschränkter Aufmerksamkeit sicher war. »Wir müssen wissen, was vor sich geht, ob es tatsächlich unglückliche Umstände waren oder ob es sich um einen geplanten Verrat handelt«, sagte er schließlich in einem Ton, der den Respekt auszudrücken verstand, den er seinem Gegenüber entgegenbrachte.

»Das wird schwierig, die Zahl der Verdächtigen ist nicht so klein, wie Sie womöglich vermuten. Es kann jeder sein, auch jemand, der in einem Moment von Unachtsamkeit zufällig oder ungewollt an die Liste gekommen ist.«

Obwohl der Gast ein stämmiger Kerl war, trug er einen Spitznamen, der gar nicht zu ihm passen mochte. Roger Dovell fand den Namen lachhaft. Wenn er ihn aussprach, dann stets mit einem Gesicht, das noch nie in seinem Leben herzlich gelächelt zu haben schien. »Wie meinen Sie das, Venus?«

»Sie haben sich in den letzten Monaten mit Ihrem Konsortium oft getroffen. Die Personen dieses Kreises kamen wiederum mit den ausführenden Organen zu Gesprächen zusammen. Die Liste könnte also in Ihrem Umfeld und ebenso jederzeit in den untergeordneten Ebe-

nen abhanden gekommen sein. Die betroffene Person, die den Verlust gemeldet hat, war bei vielen dieser Veranstaltungen anwesend. Sie begeben sich zum Beispiel während einer der Sitzungen zum Pinkeln, legen die Akte auf das Waschbecken oder die Ablage vor ihrer Nase, waschen sich die Hände und vergessen sie. Schon ist es passiert.«

»Um wen handelt es sich?«

»Es wird Ihnen nicht gefallen, aber es dreht sich um Marvin. Den Verlust der Liste hat er gemeldet.«

»Du liebe Güte! Ist sie von ihm vergessen worden?«

Venus schüttelte den Kopf. »Nein, das wird vom Besitzer der Liste heftig dementiert. Ebenso bestreitet er, sie verloren zu haben, was im Übrigen die gleichen schwerwiegenden Nachteile zur Folge hätte. Er bleibt bei der Behauptung, dass sie ihm bei einem Einbruch in sein Haus gestohlen wurde, ob bewusst oder unbewusst, kann er nicht beurteilen.«

Roger goss sich Wein nach und sah für einen Moment schweigend durch Venus hindurch. Vor dem Kerl hatte er mitunter Angst, nur deswegen brachte er ihm einen Respekt entgegen, den er sonst niemandem gegenüber aufbringen würde. »Sie glauben ihm nicht?«

Der Mann, der sich Venus nannte und darauf bestand, so angesprochen zu werden, zuckte mit den breiten Schultern. »Es ist nicht wichtig, was ich für wahr halte. Seine Angaben wurden überprüft, es fand tatsächlich ein Einbruch in sein Haus statt, aber das beweist gar nichts. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass er die Liste verloren hat und sich durch die Vortäuschung eines Diebstahls aus der Klemme zu ziehen gedenkt. Es ist nicht unmöglich, dass sie ihm von einem Mitglied der oberen oder unteren Ebene gestohlen wurde. Dummerweise ist es zudem denkbar, dass er sie verschlampt hat und es aus Furcht vor Konsequenzen nicht zugibt.« Er ahnte, welche Aussage kommen würde.

Der Gastgeber erhob sich, nahm sein Weinglas in die Hand und begab sich zum Fenster, genau an die Stelle, wo zuvor Venus gestanden hatte. Er blickte in das Tal, über dem sein Haus thronte und das die Landschaft zu bewachen schien. »Sie wissen, was passiert, wenn

die Liste in falsche Hände gerät. Deutet irgendetwas darauf hin, dass Marvin ein dreckiges Spiel treibt?«, drehte er sich im Gegensatz zu seinem Besucher, der es vorhin am nötigen Anstand hatte fehlen lassen, dem Befragten zu.

»Nein, bis jetzt nicht«, antwortete Venus.

»Wann fand der Einbruch statt?«

»Genau steht es nicht fest, gemeldet wurde er am vergangenen Freitag.«

Roger holte tief Luft. »Marvin, du verdammter Idiot!«, beschimpfte er plötzlich den Mann, der für die aufgekommenen Probleme verantwortlich war. Er kehrte zu seinem Sitzplatz zurück. Diesmal nahm er nicht die legere Sitzhaltung ein, die er zuvor an den Tag gelegt hatte, sondern eine, die seine Entschlossenheit zeigen sollte. »Dass Marvin die Liste verloren hat, halte ich für ausgeschlossen. Wir kennen uns seit einer Ewigkeit, es gibt kaum jemanden, der dermaßen auf sein Hab und Gut achtet, wie er. Was dazu führt, dass mich der Einbruch irritiert. Sein Haus verfügt über eine Alarmanlage, ich war schon öfter zu Gast dort. Es ist verdammt solide gesichert, was nur einen Schluss zulässt: Falls bei Marvin eingebrochen wurde, dann waren es keine Amateure. Dieser Gedanke klingt logisch, allerdings wäre es völlig unnormal, wenn Profis unter den erschwerten Bedingungen einen Bruch riskieren würden. Bei Marvin einzusteigen beinhaltet das Risiko, geschnappt zu werden. Hat er sich dazu geäußert, was alles gestohlen wurde?«

»Der Safe wurde geknackt, in diesem befanden sich, neben einer höheren Summe Bargeld, einige Wertgegenstände und eben die Liste. Hinzu kommen zwei kostbare Gemälde, die unsinnigerweise entwendet wurden. Nur ein Verrückter würde sie den Dieben abkaufen. Er hält sie zumindest in der westlichen Welt für unverkäuflich, da alle Kunstsammler, auch die schwarzen Schafe unter ihnen, wissen, wer der Eigentümer der Bilder ist«, erstattete Venus Bericht.

»Sie haben recht. Marvin ist seit vielen Jahren ein Bekannter, aber das macht ihn nicht unantastbar.«

Venus nippte an seinem Whiskey, dann kippte er den Inhalt des Glases in einem Zug in seinen Mund. »Sie befürchten, dass er den

Überfall inszeniert hat?«, fragte er, wobei sich nicht ein Gesichtsmuskel dem Genuss des Alkohols hingegeben hatte.

Roger schüttelte den Kopf. »Nein, auf keinen Fall. Wissen Sie, Marvin ist ein anständiger und keineswegs dummer Kerl, kaum ein Mensch, der so etwas Zustande bringt. Sein Eifer lässt zu wünschen übrig, aber er hat mir einige wertvolle Dienste erwiesen. Deswegen vermag ich ihn gut einzuschätzen und denke, dass er verarscht wurde. Die gestohlenen Bilder lassen mich vermuten, dass der Raubzug ein Täuschungsmanöver war und er letztlich ausschließlich der Liste gegolten hat. Jemand hat ihn reingelegt und Spuren hinterlassen, die uns daran hindern sollen, an Marvin ein Exempel zu statuieren.«

»Dann kann es nur eine Person gewesen sein, die von der Existenz der Liste weiß. Der Kreis der Verdächtigen verkleinert sich damit erheblich«, stellte Venus fest.

Roger nickte bestätigend und in einer Art, die jedes weitere Wort überflüssig werden ließ. Der Gast wusste, was er umgehend zu veranlassen hatte. Er erhob und gab sich wie immer kalt und abweisend, bevor er den Raum verließ. Sein Auftraggeber sah ihm nach und atmete tief durch, als hinter dem Besucher die Tür gedämpft ins Schloss gefallen war.

Ω

Forrest befand sich auf der Höhe der Stanford Street. Der Wind war dabei, ein Lied zu pfeifen und trug mit einem Mal lautes Geschrei von der anderen Straßenseite zu ihm herüber. Der Schneefall hatte etwas nachgelassen, aber die Flocken, die vom Himmel fielen, hatten es scheinbar auf ihn abgesehen. Egal, wie er sich den Hals verrenkte, sie schienen mit Absicht sein Gesicht als den einzigen möglichen Landeplatz ausgewählt zu haben. Er nahm den Hut ab, hielt ihn der Windrichtung entgegen und schützte so seine Augen. Er sah einen Mann, der schrie und fluchte und gegen die Tür eines Wohnhauses schlug. Der Kerl brach die Aktion ab, begann sich von dem Gebäude zu entfernen und blieb am Rand des Bürgersteigs stehen. Er sah nach oben und rief mehrere Male den Namen einer Frau wie ein Schimpfwort aus. Als der Detective sah, dass der Tobende mit einem Messer bewaffnet war, setzte er sich den Hut wieder

auf und überquerte die Straße. Wegen des Verkehrs gestaltete sich der Seitenwechsel nicht einfach und inmitten der Fahrbahn zog der Detective seine Waffe hervor. Mit einem Schlag vernahm er Bremsgeräusche und kam deswegen schneller voran. Wenige Meter von dem Mann entfernt rief er ihm eine Warnung zu, mit der er ihn aufforderte, das Messer fallen zu lassen. Als dies geschehen war, bat er den Kerl, zurückzutreten. Auch diese Anweisung wurde ohne einen Widerspruch befolgt. »Was ist hier los, warum tragen Sie eine Waffe bei sich?«, hob Forrest fragend das Küchenmesser aus dem nassen Schnee auf. Dabei hielt er die Pistole weiterhin auf den Mann gerichtet.

Der Angesprochene hatte beim Anblick der Dienstwaffe unwillkürlich die Hände angehoben und kam einen Schritt näher. »Meine Alte ist durchgedreht«, sagte er. »Plötzlich rastet sie aus und schmeißt mich aus der Wohnung, keine Ahnung, warum.«

Forrest steckte seine Waffe ein und betrachtete das Messer. »Und das hier?«, hielt er es wie ein geübter Messerwerfer mit seinem Daumen und Zeigefinger waagrecht in der Luft.

»Ich war am Kochen, habe gerade Fleisch für ein Gulasch klein geschnitten, da fällt sie wie eine Furie über mich her. Keine Ahnung, welcher Teufel sie da geritten hat.«

Die gegebene Situation erschien Forrest inzwischen wie ein schlechter und geschmackloser Scherz. Binnen einer Minute hatte er sich zu einem kompletten Idioten degradiert. Ohne einen ersichtlichen Grund nahm er wahr, dass die Frau des Mannes in der Tür des Wohngebäudes stand, zu ihrem Gatten lief und anfing, sich mit Küssen und unverständlichen Worten bei ihm zu entschuldigen. Der Detective trat an das Ehepaar heran, wartete, bis die Furie von ihrem Ehemann abgelassen hatte, und musterte sie strafend. »Wurden Sie von Ihrem Mann bedroht?«, fragte er und versuchte, in ihren Augen eine Antwort zu erkennen.

Die Frau schüttelte abweisend den Kopf. »Nein, Officer, es war meine Schuld. Er hat mir nichts angetan.«

»Detective!«, beharrte Forrest auf seinem Dienstgrad, erkannte sofort, das es ein sinnloses Anliegen war.

»Bitte?« Die Frau war nicht imstande zu erkennen, worauf der Ermittler sie mit der Erwähnung seines Ranges hinweisen wollte.

Waterspoon zwang sich zu einem Lächeln und winkte ab. »Ist okay«, gab er sich mit der Anrede des Officers zufrieden. »Darf ich den Grund für den Streit erfahren?«, fragte er, um nicht vollkommen unwissend zu bleiben. Die Frau sah ihn hilflos an und bei dem Detective begannen die Alarmglocken zu läuten. Er hatte ihre Augen gesehen, ihr Verhalten registriert und ihre Körperhaltung nicht übersehen. Forrest war kein Spezialist, aber die Merkmale an der Dame erinnerten ihn an die Zeit bei der Drogenfahndung. Er hätte es nicht beschwören können, doch dass die weibliche Person zu viel von einer berauschenenden Substanz eingenommen hatte, war eindeutig.

»Es gab keinen Streit. Sorry, dass wir für Unruhe gesorgt haben, Detective, kommt nicht mehr vor«, riss ihn der Mann aus den Gedanken und nahm seine Frau an die Hand.

Forrest nickte und sah dem Ehepaar nach, als es sich zurück in das Mehrfamilienhaus begab. »Kann ich trotzdem Ihre Namen erfahren?«, rief er spontan dem Paar hinterher.

Der Mann wandte sich ihm zu, behielt seine Frau an der Hand und stellte sich vor: »Joe und Rebekka Kramer«. Er bedankte sich, wofür auch immer, und schloss wenige Sekunden später die Haustür hinter sich zu.

Forrest kam die geschlossene Tür wie ein Vorhang vor, der nach einem miesen Theaterstück zugezogen worden war. Froh, über einen Rang zu verfügen, der ihm den Dienst in einem Streifenwagen auf den Straßen von Boston erspart hatte, setzte er seinen Weg fort. Nachdem er im Präsidium angekommen war, holte ihn der Fall der verschwundenen Marilyn ein. Der Gang vor seinem Büro war mit Menschen restlos überfüllt. Es waren Personen, die bei der Hochzeitsfeier zugegen gewesen waren. Alle mussten vernommen werden. Obwohl Forrest bei der Befragung der Hochzeitsgäste unterstützt wurde, kam er spät nach Hause. In dieser Nacht träumte er nicht von der vermissten Braut, sondern merkwürdigerweise von dem Ehepaar Kramer. Dennoch hätte er den Vorfall irgendwann vergessen, stattdessen wurde er in den darauffolgenden Tagen immer wieder an die-

ses Ereignis erinnert. Wiederholt hatte er im Department und anderswo zu hören bekommen, dass es in Boston in den letzten Tagen häufiger zu häuslicher Gewalt gekommen war. Niemand hatte eine Erklärung dafür und einige Streifenpolizisten schoben die Übergriffe der zusammenlebenden Menschen auf das anhaltende kalte und übel gelaunte Wetter.

Ω

Molly saß in ihrem Büro und gab einen Namen nach dem anderen in den Computer ein. Es war eine Arbeit, die sie voll und ganz in Anspruch nahm. Bei den meisten Vornamen und Nachnamen handelte es sich um Allerweltsnamen und dementsprechend viele Ergebnisse erhielt sie zur Auswahl. Erneut sah sie sich die Kopie mit den Namen an und las sie ein weiteres Mal durch. Auf der Rückseite stieß sie auf eine Person, die auffiel. Sie hieß Piedro und dieser Vorname war deutlich seltener als John, James oder George. Sie gab ihn ein und fügte den Nachnamen hinzu, der schwierig zu schreiben und noch problematischer auszusprechen war. Sie erhielt eine Seite im Web, die sie zum Staunen brachte. Statt unzähligen wurden ihr nur vier magere Treffer mit demselben Zunamen angezeigt. Doktor Piedro Varramacado war der erste. Ines der zweite, die dritte Person trug denselben Familiennamen, wurde jedoch Enrico gerufen und unter diesem Suchergebnis fand sich noch der Eintrag einer Valeria. Erstaunt erkannte sie, dass die vier Genannten einen medizinischen Beruf auszuüben pflegten. Allerdings stand nur Piedro auf dem Zettel, der ihr von dem unbekannten Teenager übergeben worden war. Die Journalistin begann ihre Arbeit mit dem erlangten Wissen von vorne und trug vor sämtlichen Namen den Doktortitel ein, den Piedro innehatte.

Molly konnte es später nicht fassen: Mit wenigen Ausnahmen von den insgesamt sechzig Personen, die auf der Liste standen, kam sie bei jedem zu einem Ergebnis. Ihre Recherchen hatten sich über Stunden hinweggezogen und die Kopie wurde im Anschluss durch angefertigte Notizblätter ergänzt. Es war schon dunkel, als es ihr gelungen war, fast sämtliche Leute zu identifizieren. Dazu hatte sie wiederholt einen anderen medizinischen Titel vor die Namen gesetzt. Es war ein

Geduldsspiel. Bei einigen Berufsbezeichnungen stand das Glück auf ihrer Seite und sie wurde sofort fündig. In manchen Fällen lief ihr das Pech nach, aber durch den Wechsel der akademischen Grade und mit ihrer Geduld kam sie den erwähnten Leuten auf die Spur. Nachdem sie den Computer heruntergefahren hatte, fühlte sich Molly so erleidigt, wie schon lange nicht mehr. Ihr Kopf rauchte wie ein Schornstein. Ihre Gedanken waren so diffus wie der Qualm, der aus ihm aufstieg und obwohl sie stundenlang gesessen hatte, besaß sie das Gefühl, am Bostoner Marathonlauf teilgenommen zu haben. Eine Erkenntnis gab ihr keine Ruhe: Die Liste, die ihr zugespielt worden war, enthielt ausschließlich Namen von Personen, die in der Heilkunst tätig waren. Fünfzig von ihnen hatten entweder den Beruf eines Psychologen oder standen diesem Berufszweig nahe. Bei zehn Nachnamen hatte sie sich geschlagen gegeben. Die Frage war, was bedeuteten die Zahlen hinter den Namen auf dem Papier? Waren es Geldbeträge, irgendwelche Codes, womöglich wissenschaftliche Ziffern? Wofür wollte der anonyme Anrufer eine Million Dollar und wer war er? Molly konnte sich nicht vorstellen, dass der Mann von auswärts kam.

Wenn es so gewesen wäre, hätte er sich nicht an ihre Person gewandt. Aus dieser Perspektive nahm sie an, dass sie ihm durch ihre Tagesgeschichten bekannt war. An dieser Vermutung hielt sie in ihrem Bürostuhl sitzend fest, obwohl die Sehnsucht nach einem heißen Bad die seelische Wanne bereits überlaufen ließ. Sie fragte sich, ob es möglich sein konnte, dass sie den Anrufer von früher kannte. Wenn ja, woher und wann hatte sie ihn kennengelernt? Ihre Neugier und Ungeduld rangen miteinander um die Hoheit ihrer Gefühlslage. Ihr fiel es schwer, den nächsten Anruf des vielleicht bekannten Unbekannten abzuwarten und die offenen Fragen ließen ihr keine Ruhe. Vergeblich hatte sie mit ihren Ohren in der Vergangenheit nach der Stimme des Mannes am Telefon gesucht. Wer war der Teenager, durch den ihr der Umschlag überreicht wurde? Sie hatte ihn nie zuvor gesehen, dessen war sie sich sicher. Durchaus konnte der Junge ihr Gesicht vom Fernseher her kennen, aber welcher Mensch in diesem Alter sah sich die Mittagsnachrichten an?

Natürlich gab es einige, doch die Mehrheit befand sich zu dieser Zeit in der Schule und hatte anderes im Kopf, als sich eine Tagesgeschichte aus der Stadt anzusehen. Stattdessen wollten die Jugendlichen von heute für eine Geschichte oder Schlagzeile sorgen. Mit dieser Annahme verließ Molly ihr Büro. Bevor sie ihrem Arbeitsplatz den Rücken kehrte, hatte sie sich die genaue Uhrzeit des Anrufs angesehen. Danach begab sie sich erneut in das Erdgeschoss, dort zum Pförtner und ließ sich in einen der hinteren Räume führen, in dem die Monitore der Videoüberwachung des Gebäudes standen. Nicht sämtliche Etagen des Senders wurden videoüberwacht, aber die Eingangshalle schon. Vier Kameras nahmen das Geschehen im Empfangsbereich auf und alle sah sich Molly mehrfach an. Ihre Konzentration galt dabei ausschließlich der Zeit, die vor dem Anruf lag, ihre Anwesenheit in der Halle betraf und auf die zehn Minuten, nachdem der Teenager die Empfangshalle verlassen hatte. Fünf Telefonzellen befanden sich im Eingangsbereich des Senders und die Journalistin hatte Glück.

Tatsächlich wurde einer der Apparate genau zu dem Zeitpunkt benutzt, als das Telefon in ihrem Büro zu läuten angefangen hatte. Der Anrufer war ein unscheinbarer Mann in einem grauen Mantel. Molly nahm an, dass der Kerl ungefähr vierzig Jahre alt war. Die Aufzeichnungen der Videokameras gaben ihr eine Sicht auf seinen weiteren Aufenthalt in der Eingangshalle. Nachdem er aufgelegt hatte, war er neben einem der Aufzüge zum Stehen gekommen und hatte den Eingang nicht aus den Augen gelassen. Molly stoppte die Aufnahme und sah sich die Bilder der anderen Kameras zur selben Zeit an. Schließlich kam sie zu der Stelle, die das Erscheinen des Teenagers vor Ort dokumentiert hat. Sekunde um Sekunde ließ die Journalistin die Bänder nach vorne spulen. Vier Monitore zeigten dasselbe Ereignis aus verschiedenen Perspektiven. Molly fand, wonach sie gesucht hatte. Es war nicht zu übersehen, obwohl der Anrufer um ein unauffälliges Verhalten bemüht gewesen war. In dem Augenblick, als der Teenager die Eingangshalle betreten hatte, hatte der Mann ihn angesehen und der Junge war seinem Blick gefolgt. Im Zeitlupentempo ließ sich Molly die Szene mehrfach vorspielen: Der Schüler oder Stu-

dent hatte die Halle betreten, zu dem Unbekannten gesehen, dann zu ihr und erneut zu dem Mann. Auf einem der Bildschirme, auf dem der Anrufer in einem besseren Blickfeld stand, bekamen die Bilder einen anderen Touch. Unbeabsichtigt hatte die reifere Person der jüngeren beim ersten Sichtkontakt ein kurzes Lächeln geschenkt. Im Anschluss waren seine Augen zu der Journalistin gewandert, wobei er unbewusst zusätzlich den Zeigefinger auf sie gerichtet hatte. Auf diese Weise wurde der jugendliche Bote zu Molly entsandt. Dann geschah etwas, wofür die Reporterin keine Erklärung fand. Denn plötzlich hatte der Anrufer bewusst in eine der Kameras geblickt und mit den Händen angefangen, die Form eines Quadrats zu zeichnen. In der Folge sah er auf den Boden und hob dabei den Daumen zum Himmel, wobei er den Kopf so gedreht hatte, als ob er etwas von unten betrachten würde. Es gab keinen Zweifel, der Kerl war der Unbekannte, aber was hatten seine Gesten zu bedeuten? Trotzdem, die Journalistin hatte nun ein Gesicht des Anrufers. In Anbetracht der Tatsache, dass in und um Boston herum weit mehr als vier Millionen Menschenwohnhaft waren, besaß sie somit das Antlitz eines Phantoms.

2. Kapitel

Dienstag

Der Schneefall hatte aufgehört. Für wie lange wusste niemand, selbst die Meteorologen gaben sich in ihren Prognosen vorsichtig. Dafür war es wieder bitterkalt geworden. Kein Einwohner in Boston, der nicht älter als vierzig Jahre war, konnte sich an einen ähnlich eisigen November erinnern. Der vorletzte Dienstag des Monats hatte nichts Erfreuliches parat und die Temperaturen lagen zweistellig unter der Marke null. Minus vierzehn Grad wies das Thermometer an Forrests Hauseingang auf, als er den Weg zur Arbeit antrat. Es war erst sechs Uhr morgens. Dem Detective wurde erneut bewusst, dass die Zeit für Marilyn rückwärts lief und sie, falls noch am Leben, nicht mehr viel von ihr besaß. Er hatte weder einen Hinweis noch eine Spur auf ihren Verbleib, auch die Befragung der Hochzeitsgäste hatte nichts erbracht. Waterspoon musste von daher das Schlimmste befürchten.

Keine Ermittlungsansätze zu besitzen war stets ein schlechtes Zeichen. Die einzige Hoffnung, von der er getragen wurde, bestand darin, dass es hin und wieder doch noch ein Wunder gab. Dieser unerfüllbare Wunsch des Detectives hatte nichts daran geändert, dass der zweite Tag seiner Ermittlungen ein Tag der Ratlosigkeit wurde. Es war unbestritten: Die wenigen Ansätze, die er hatte, waren ohne jede Wirkung verpufft. Er lief gegen unsichtbare Mauern und hinter irgendeiner befand sich die junge Frau. Wie konnte er Marilyn ausfindig machen, wenn er nicht einmal in der Lage war, die Wände zu entdecken? Forrest hatte alles versucht, auf einen Hinweis aus der Bevölkerung gehofft, aber unter den vielen Anrufen gab es keine konkrete Aussage, die ihn vorwärtsgebracht hätte. Die Leute, die angerufen und zu helfen bereit waren, behinderten eher seine Arbeit. Ihr „vielleicht, könnte sein, wäre möglich“ und die zeitweiligen Widersprüche in ihren Sätzen waren geneigt, ihn verzweifeln zu lassen. Am späten Vormittag begab sich der Detective auf den Weg zur Fa-

milie Wyler und ihrem Schwiegersohn Freddy. Nicht unglücklich darüber, dass nur das neue Familienmitglied zugegen war, betrat er das Gebäude. Die Eheleute hatten es zu Hause nicht ausgehalten und waren zur Arbeit gegangen, um auf andere Gedanken zu kommen. Forrest verstand die Einstellung von Marilyns Eltern, an ihrer Stelle hätte er ebenso gehandelt. Tätig zu sein, bedeutete Kontakt zu Kollegen, somit Ablenkung. Beides schloss böse und in dem Moment nicht ernst gemeinte gegenseitige Vorwürfe zwischen den vom Verlust betroffenen Menschen aus. Oft hatte Forrest hilflos dabei zugeschaut, wie glückliche Ehepaare nach dem Tod ihres Kindes oder eines Familienmitglieds an ihrem Unglück zerbrochen waren und sich davor das Leben zur Hölle gemacht hatten. Der Detective folgte Freddy ins Wohnzimmer, das ihn aber aufgrund seines eigenen rustikalen Geschmacks nicht beeindruckte. Es war zwar modern und stilecht eingerichtet, doch für das Mobiliar und für dessen Farben fühlte sich Forrest entweder zu alt oder zu unreif. Er mochte es nicht farbig, irgendwie hatte ihn sein Beruf mehr beeinflusst, als er es wahrhaben wollte. Er sah nicht immer alles schwarz und weiß, vielleicht hatte er aus diesem Grund eine Vorliebe für die Farben Braun und Grau.

Freddy bot ihm wahlweise Kaffee oder Tee an und der Ermittler entschied sich entgegen seiner Gewohnheit für einen Früchtetee. Nachdem der frisch Vermählte neben ihm in einem Sessel Platz genommen hatte, war es für Waterspoon unübersehbar, dass sich der Schwiegersohn wesentlich gelassener als am Vortag gab. Für den Geschmack des Detectives zu unberührt und vor allem zu gefasst. Freddy schien nicht unter dem Verlust seiner Gattin zu leiden, nicht in der Art, wie es Forrest von Menschen in derartigen Situationen kannte. Ein liebender Mann, der keine Ahnung hatte, wo sich seine Frau befand und ob sie noch am Leben war, besaß normalerweise nicht den Funken einer Selbstbeherrschung. Besorgte Ehemänner waren wütend, den Ermittlern gegenüber ungehalten und sie legten ein Verhalten an den Tag, das einem Büffel ähnlich war. Von Anstand und Geduld konnte in solchen Fällen jedenfalls nicht gesprochen werden. Einem Mann wie Freddy und dessen Umgang mit den gegebenen Umständen war der Detective in seiner gesamten Laufbahn

nicht begegnet. Er hatte zu keinem Zeitpunkt die Kontrolle über sich verloren und war nicht eine Minute in einen Schockzustand gefallen. Ihm waren keinerlei Emotionen anzusehen, auch in dessen Stimme wurden solche nicht hörbar. Das war völlig ungewöhnlich. Während Forrest brauen Zucker in den Tee gab und mit dem Teelöffel in dem Teeglas herumstocherte, kamen ihm zwei belanglose Fragen über die Lippen. Mit der ersten erkundigte er sich nach dem Befinden von Freddy und mit der zweiten nach dem der Eltern von Marilyn. Die unterschiedlichen Antworten ließen ihn den Löffel zur Seite legen und eine Strategie anwenden, mit der er den Ehemann erschüttern wollte. »Wie geht es Ihrer Frau?«, fragte er und fügte hinzu: »Lebt sie noch?«

Freddy verlor jede Farbe im Gesicht. Völlig überrumpelt und fassungslos sah er den Ermittler an. Für einen winzigen Augenblick befürchtete Forrest, dass der Sorglose über den Tisch springen und ihn angreifen würde. Im nächsten Moment, und das war keine Einbildung, registrierte er erstaunt, dass Freddy kurz davor war zu weinen. »Was glauben Sie eigentlich, wer Sie sind?«, gewann der Schwiegersohn seinen Kampf gegen die Sprachlosigkeit, die ihn aufgrund der Fragen ergriffen hatte. »Sie sind ein alter Mann, ein Detective, der aus der Mode gekommen ist und der denkt, alles besser zu wissen und zu können. Ähnlich geben und verhalten sich auch meine Schwiegereltern. Die denken wie Sie und befürchten, dass ich für Marilyns Verschwinden verantwortlich bin. Es wundert mich, dass ich bis jetzt nicht aus dem Haus geworfen wurde.« Forrest verschluckte sich beinahe an dem Vorurteil, das er zuvor mit der Verdachtsäußerung ausgesprochen hatte. Sein Plan, den Bräutigam aus der Reserve zu holen, war gründlich danebengegangen.

Freddy holte die Aufmerksamkeit des Ermittlers zurück an den Wohnzimmertisch. »Ja, ich habe mich in der Hochzeitsnacht schäbig benommen und wir hatten einen Streit deswegen, aber ich würde ihr niemals etwas antun. Absolut keine Ahnung, wo sie sich befindet und in welchem Zustand sie ist. Irgendwie haben Bridget und Dustin recht: Wegen meines Benehmens ist Marilyn davongelaufen und seit-

dem nicht zu finden. Somit ist unser eigentlich banaler Streit für ihr Verschwinden verantwortlich.«

Forrest hatte aufmerksam zugehört und hakte sofort nach. »Was genau ist geschehen?« Freddy sah ihn fragend an. »Wegen eines Streits läuft man nicht davon, schon gar nicht von der eigenen Hochzeitsfeier.«

Freddys Mundwinkel zuckten leicht. »Hätte sie es unterlassen, würde sie jetzt hier sitzen.«

»Schade, dass sie nicht neben Ihnen sitzt. Anderweitig wäre ich nicht hier«, fügte Forrest zu Freddys Satz hinzu. »Weswegen haben Sie gestritten?«

»Wie gesagt, ich habe mich schlecht benommen.«

»Zu einem der Hochzeitsgäste, zu ihren Schwiegereltern oder nur zu Marilyn?«, fragte Forrest.

»Nur ihr gegenüber.«

»In welcher Art?«, bohrte der Detective nach.

»Das geht Sie eigentlich nichts an. Egal, es wurde zu viel durcheinandergetrunken. Ich war später vorübergehend nicht mehr Herr meiner Sinne. Diese Beichte hat Ihnen zu genügen.«

»Darf ich Sie um etwas bitten?« Freddy nickte. »Könnten Sie die Jacke Ihres Hochzeitsanzuges holen?« Der Ehemann kam dem Wunsch nach, kehrte binnen einer Minute zurück und gab Forrest das Kleidungsstück. Der Detective legte es auf seine Oberschenkel, hob mit der linken Hand den Kragen der Jacke an und deutete mit dem rechten Zeigefinger auf die Stelle, an der ein Zierknopf fehlte. »Können Sie mir den fehlenden Knopf erklären? Ich bin mir sicher, dass er sich vor und während der Trauung noch da befand, wo er hingehört. Das lässt sich mit Gewissheit durch unzählige Fotos belegen.«

Freddy sah von dem Kragen in das Gesicht des Detectives. Es war unmöglich zu beurteilen, ob er über den fehlenden Knopf nachdachte. »Keine Ahnung, wie gesagt, ich habe viel zu viel getrunken«, sagte er und schien sein Verhalten ausgerechnet an diesem Tag zu bereuen.

»Wissen Sie, mir ist das Fehlen des Knopfes schon gestern Vormittag aufgefallen. Ich hätte die Jacke beschlagnahmen und Sie vorübergehend festnehmen können, aber das wäre zu einem überflüssigen Papierkram ausgeartet. Ein fehlender Knopf ist kein Beweis für ein Verbrechen. Jeder billige Rechtsanwalt hätte mich mit diesem Indiz in Grund und Boden gestampft. Darf ich die Jacke trotzdem mitnehmen?« Freddy verzichtete auf Einwände. »Ihre Hochzeitsjacke wird Ihnen nichts zur Last legen, selbst bei einem Fund der DNA von Marilyn. Immerhin sind Sie ein Paar, waren praktisch den ganzen Tag zusammen. Es wäre ungewöhnlich, wenn kein Haar oder Speichel von ihrer Gattin auf der Jacke vorhanden sein würde.«

»Könnten Sie das Rätselraten nicht sein lassen und stattdessen nach meiner Frau suchen?«, erwiderte der Schwiegersohn und blieb unbbeeindruckt.

Dessen Sorglosigkeit imponierte Waterspoon nicht, vielmehr wurde er durch sie angespornt. Forrest erhob sich und warf die Hochzeitsjacke über seinen linken Arm. »Wissen Sie, Freddy, ich bin ein alter Mann, auch ein Detective, der bewährte Methoden und uralte Praktiken anwendet, aber bis jetzt bin ich damit überwiegend gut gefahren. Eines bin ich nicht, nämlich dämlich. Ich will Ihnen nichts unterstellen und selbst wenn, wären meine Behauptungen nicht zu belegen. So ist es und so bleibt es, außer mir fällt ein Gegenstand in die Hände, der einen Beweis darstellt. Ich bin mir absolut sicher, dass Sie entweder wissen, wo Ihre Frau steckt oder Sie haben ihr etwas angetan, womöglich trifft beides zu. Unter Umständen wegen des Alkohols, den Sie intus hatten, durch einen Unfall, wer weiß. Aber Sie wissen eindeutig mehr, als Sie sagen.«

»Ist das alles?« Freddy wich dem durchdringenden Blick des Detectives nicht aus und blieb regungslos sitzen.

Forrest nickte. »Ich finde allein hinaus!«, gab er zum Abschluss von sich und verließ das Haus der Familie Wyler. Mit dem Gefühl, die Suche nach Marilyn verloren zu haben, setzte er sich hinter das Lenkrad seines Vehikels. Solange Freddy zu schweigen gedachte oder kein brauchbarer Hinweis zu ihrem Verbleib bei der Polizei eingehen würde, sah er keinerlei Chancen, die Frau zu retten. Im Auto sitzend

erinnerte ihn das an einen zurückliegenden Fall. Äußerlich war er für ihn abgeschlossen, aber innerlich hatte er ihn noch nicht verarbeitet. Auch damals waren Frauen verschwunden und nach einem Jahr tot aufgetaucht. Die Hoffnung, dass es diesmal harmlos und glücklich enden würde, fing an, sich zu verflüchtigen. Für ihn war es trotz seiner fast zwanzig Dienstjahre als Detective des Bostoner Morddezer-nats nach wie vor nicht nachvollziehbar, welche lächerlichen Gründe einen Menschen zu einem Mörder werden ließen. Dabei hatte er, wie er stets geglaubt und sich immer wieder geirrt hatte, alles schon erlebt. Mord aus Eifersucht und Totschlag bei einem Ehekrieg waren fast so normal wie ein Frühstücksei. Terrorakte und Amokläufe gehörten ebenso zu seiner Erfahrung wie Tötungen aus Habgier, Profitsucht und dem Begehrn nach Ruhm. Sogar die Neugier, einen Menschen sterben zu sehen oder das Töten aus Spaß waren Gründe, die einer unschuldigen Person das Leben gekostet hatten. Die Gerechtigkeit, wo blieb sie? Allerdings war Waterspoon nicht bereit, aufzugeben. Er hing an seinem Beruf, er liebte und hasste ihn gleichermaßen. Entgegen den gemachten Erfahrungen besaß er immer noch den Glauben an das Gute und das war besser als das Böse. Forrest konnte nicht vorhersehen, dass er in naher Zukunft dem absolut Bösen, zugleich dem leibhaftigen Teufel und dessen Anhängerschar, persönlich begegnen würde.

Ω

An diesem Vormittag saß Molly in ihrem Büro und wartete auf das Läuten des Telefons. Sie hatte das Gesicht des anonymen Anrufers aus der Videoaufzeichnung kopiert, ausgedruckt und nun auf dem Tisch liegen. Ihre ersten Recherchen zu seiner Identität waren erfolglos geblieben. Keine Ergebnisse ergaben trotzdem ein Resultat. Immerhin hatte sie durch ihre Nachforschungen in Erfahrung gebracht, dass der Unbekannte kein Führungsmitglied der ärztlichen Vereinigung war. Ohne eine klopfende Ankündigung öffnete sich die Tür und ihr Verlobter Adam betrat den Raum. Molly sah ihn zunächst wie ein Gespenst an. Sie hatte ihn aufgrund einer mehrtägigen Reise an die Westküste erst am kommenden Tag zurückerwartet. Die Freude, ihn zu sehen, war groß. Sie sprang wegen

der unangemeldeten Überraschung auf und fiel ihm um den Hals. Nach der Begrüßung, die mit einem innigen Kuss vollendet worden war, begann eine Unterhaltung über Adams Trip in die Höhle des Löwen. Der Erbe und Inhaber von AM News war einst ein erfolgreicher Kameramann in Hollywood, wurde sogar mit dem Oscar gekrönt. Der Erfolg war ihm damals zu Kopf gestiegen. Dadurch war er von ganz oben nach ganz unten gefallen und noch tiefer. Zur Krönung war er auf die schwarze Liste gesetzt worden, deren Existenz vehement bestritten wurde. Für ihn hatten magere und schwere Jahre begonnen, in denen er von Drogen und Alkohol begleitet wurde. Für Personen, die auf dem unliebsamen Papier gelandet waren, gab es nämlich landesweit keinen Job mehr. Adam hatte einen Fan, der dafür verantwortlich gewesen war, dass er einen Job bei News Channel, wie der Sender damals hieß, bekommen hatte. Dort war er Molly begegnet, hatte zu sich zurückgefunden und von besagtem Fan das Unternehmen geerbt, nachdem von diesem der Kampf gegen ein Krebsleiden verloren wurde. So und nicht anders beschrieb Adam Kean seinen Werdegang der letzten zehn Jahre und verhinderte es, den Namen seines weiblichen Bewunderers in den Mund zu nehmen. Seit ihrem Tod hatte er nie wieder über sie gesprochen. Das Telefon fing an zu läuten und unterbrach ihn in seinem Reisebericht. Molly holte tief Luft und hob ab. Enttäuscht vernahm sie eine bekannte Stimme, wiederholte, nicht gestört werden zu wollen, und legte den Hörer auf. Adam entging nicht, dass sie angespannt war. Sein Blick fiel auf das Foto, das auf ihrem Schreibtisch lag und den anonymen Anrufer zeigte. »Woher hast du das Bild?«, erkundigte er sich und nahm es in die Hand, um es näher zu betrachten.

»Warum?«, wischte Molly der Frage aus.

»Das ist Sam, war er etwa hier?«, erwiderte Adam, ohne den Blick von dem Bild abzuwenden.

Molly sah ihn perplex an, entnahm die ausgedruckte Aufnahme seiner Hand, um seine volle Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. »Du kennst den Mann?«

Adam antwortete, obwohl ihn Mollys Verhalten irritiert: »Ja, klar, das ist Sam Snyder. Wir sind zusammen zur Schule gegangen, waren

Freunde und haben uns aus den Augen verloren, als ich nach Hollywood gezogen bin. Nein, ich habe ihn aus den Augen verloren, hatte sie zu jener Zeit woanders, wie du weißt.«

Molly setzte sich auf die Schreibtischplatte und zog ihren Verlobten zu sich. »Wie kam es zu einem Wiedersehen?«

Adam lächelte. »Na ja, die ganze Welt weiß, dass ich News Channel geerbt habe. Er hat es gelesen und sich kurz bei mir gemeldet. Zu einem Treffen kam es leider bis heute nicht, deswegen habe ich gefragt, ob er hier war.«

Die Journalistin stutzte, überlegte und fragte: »Woher weißt du dann, dass der Mann tatsächlich Sam Snyder ist?«

»Erstens sieht er besser aus als dein Verlobter, da er sich nicht so gehen ließ wie ich, und zweitens hat er sich in all den Jahren nicht so verändert. Er ist es, Molly, daran gibt es nichts zu rütteln. Zwei Mal haben wir uns außerdem via Skype unterhalten und von den alten Zeiten geschwärmt, die ich übrigens manchmal gar nicht so toll fand.«

»Wollte er Geld von dir?«

Diesmal war es Adam, den die Frage ins Grübeln brachte.

»Nein, wie kommst du auf den Unsinn?«

»Dazu gleich etwas, erzähl mir erst, wie es weiterging, nachdem er sich bei dir gemeldet hatte.«

Adam entzog sich Mollys Händen, die um seine Taille lagen, und nahm neben seiner Verlobten auf der Tischplatte Platz.

»Es war im Mai, als er mich zum ersten Mal angerufen hat und raten ließ, wer am anderen Ende der Leitung ist. Ich habe ihn sofort an seiner Stimme erkannt und bekam für mein Verhalten ein Donnerwetter, das dem von dir ebenbürtig war.«

Wir hatten vor, uns zu treffen, aber ständig kam ihm oder mir beruflich etwas dazwischen. Wir haben dafür häufiger telefoniert. Ich kann es nicht glauben, dass inzwischen schon wieder ein halbes Jahr vergangen ist und wir uns immer noch nicht getroffen haben.«

»Wann hast du das letzte Mal mit ihm gesprochen?«

Der Senderinhaber antwortete prompt: »Vor ungefähr vier Wochen. Er war beruflich unterwegs, danach ich. Wir haben vereinbart,

nach meiner Rückkehr zu telefonieren und hatten vor, uns endlich zum Abendessen zu treffen. Mit unseren Frauen selbstverständlich«, fügte Adam lächelnd hinzu.

»Gnädig.« Molly hatte es weder böse noch ernst gemeint, deswegen stieß sie sanft ihre Faust gegen die Rippen ihres Verehrers. Sie wollte ihm eine weitere Frage stellen, doch Adam kam ihr zuvor.

»So, ich habe gebeichtet, jetzt bist du dran. Warum liegt ein Foto von Sam auf deinem Schreibtisch?«

»Eifersüchtig, Mister Kean?«

»Molly, ich meine es ernst. Was ist los und warum war Sam hier? Das Foto zeigt ihn eindeutig in unserem Eingangsbereich.«

Die Reporterin sprang vom Arbeitstisch und küsste ihren Verlobten auf die Wange. Schließlich setzte sie sich auf ihren Bürostuhl und wartete, bis er sich auf der Tischfläche zu ihr gedreht hatte. Molly hätte es bis vor einem Jahr nicht geglaubt, aber ja, sie hatte sich in ihn verliebt, obwohl sie sich lange gegen ihre Gefühle zu wehren wusste. Noch weniger hätte sie ihm die Wandlung zugetraut, die Adam hinter sich gebracht hatte. Von einem Oscargewinner zum Säufer, von einem Kameramann zum Inhaber eines der größten Sender des Landes. Sicher, nie hätte er das allein geschafft und der Lauf des Lebens hatte ihm dabei geholfen, aber das meiste hatte er selbst erledigt und das bewunderte sie. Der Wille, dem übermäßigen Alkoholkonsum zu entsagen und sich in einigen vernachlässigten Bereichen seines Daseins, wie dem des Benehmens, zu verbessern, all das rang ihr eine große Hochachtung ab. Wichtiger war für sie seine menschliche Seite. Für ihn gab es seit Monaten kein „ich“ mehr, kein „meins oder deins“, sondern nur ein „wir“ und ein „unser“. Sie hob ihn deswegen nicht in den Himmel, aber sie bewunderte Adam als Kameramann, respektierte seine Hartnäckigkeit, liebte den Menschen und brachte ihm den Respekt entgegen, den er sich mühsam verdient hatte. Molly wusste, dass ihre Ansprüche hoch waren und sie nicht immer leicht zu nehmen war. »Dein Freund hat mich gestern angerufen«, antwortete sie schließlich und erzählte ihm von dem Gespräch und was sie danach angestellt hatte.

Adam schüttelte ungläubig den Kopf. Nicht wegen der gehörten Worte, sondern aufgrund der aufkommenden Frage, was in Sam Snyder gefahren war. Eine Million Dollar für angeblich brisante Informationen zu verlangen, hielt er kurzfristig für ein unverschämtes Vorgehen. War das von Anfang an das Motiv, warum er sich bei ihm gemeldet hatte? Nein, diese Überlegung warf Adam umgehend aus seinem Kopf. Wenn es so wäre, dann hätte Sam mit der Forderung nicht monatelang gewartet, sondern sie prompt nach der Kontakt- aufnahme ausgesprochen, ihm die Unterlagen bereits zu dieser Zeit angeboten. Es gab für Sams Vorgehen nur eine logische Erklärung und die besagte, dass in den vergangenen vier Wochen irgendetwas geschehen war, mit dem Sam nicht gerechnet hatte. Eine Million Dollar war kein Honorar für brisante und geheime Dokumente, sondern ein Akt der Verzweiflung und zugleich ein Hilfeschrei. »Wann will er sich wieder melden?«, fragte er in die entstandene Stille.

»Heute. Er hat keine Uhrzeit gesagt«, erwiderte Molly und ihr entgingen die Sorgenfalten auf Adams Stirn nicht.

»Was denkst du?«, erkundigte sie sich. Nicht aus Neugier oder irgendeinem Pflichtgefühl. Es war wegen des Eindrucks geschehen, der ihr von ihrem Verlobten vermittelt wurde. Sie sah ihm sein spazierengehendes Helfersyndrom an und das war ein Zeichen, das ihr nicht gefiel.

»Keinen blassen Schimmer, was davon zu halten ist, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass Sam in großen Schwierigkeiten steckt. Er hat Probleme, die ihm über den Kopf gewachsen sind und womöglich seinen Verstand geraubt haben.«

Molly zog die Liste aus der Schreibtischschublade hervor und reichte sie Adam. »Alles Psychologen und Psychiater. Das Aufgaben- gebiet und die Titel von zehn Namen habe ich nicht herausgefunden, aber sämtliche Personen sind in der Medizin tätig. Das Papier habe ich mehr oder weniger als Appetithappen von deinem Freund bekommen.«

Adam nahm das Blatt an sich, überflog und wendete es. Mit dem Zeigefinger fuhr er über die sechzig aufgelisteten Leute und hielt

beim vorletzten inne. »Gib mal diesen Namen ein und setze Apotheke oder Apotheker davor.«

Molly kam der Bitte nach und sah wenig später ihren Verlobten staunend an. »Tatsächlich, ein Apotheker. Kennst du den etwa auch?«

Adam nahm Mollys Hand und stempelte sie mit seinen Lippen. Mit einem Schmunzeln blickte er in ihre wunderschönen Augen. »Molly, die Apotheke liegt bei uns um die Ecke. Noch nie dort gewesen?«

Ω

Venus war in Boston angekommen. Zusammen mit Merkur, der ohnehin vor Ort war, suchten sie Marvin auf; den Marvin, der gedacht hatte, dass ihn mit Roger Dovell eine enge Freundschaft verband. Er unterlag in dieser Hinsicht einem Irrtum, einem, den er nicht zu erkennen vermochte. Es begann damit, dass Marvin im Gegensatz zu Roger ein Niemand war, obwohl er einem Kreis angehörte, um den er von der gehobenen und gierigen Mittelschicht beneidet wurde. Die soziale Struktur wies nämlich imposante Unterschiede auf. Aus diesem Grund waren bei Normalverdiennern andere Linien zu ziehen als bei den Geringverdiennern. Wer nichts hatte, schien arm zu sein, doch zwischen Arm und Reich bestanden gewaltige Unterschiede.

Ein völliger mittel- und obdachloser Mensch hatte deutlich weniger als einer, der vom Staat subventioniert wurde. So wie die gesamte Gesellschaft in Kategorien unterteilt wurde, waren im selben Maß die Gesellschaftsschichten in Gruppen eingeteilt worden. Bei der Mittelschicht sah das so aus, dass sie aus fünf Spalten bestand, die eine Ähnlichkeit mit einem Schulnotensystem besaßen. Je höher die Zahl einer Frau, eines Mannes oder einer Familie war, umso besser war deren sozialer Stand. Die Ziffer fünf war die beste und wer zu dieser Gruppe gehörte, befand sich auf dem Weg nach ganz oben. Um dieses Ziel zu erreichen, war dieser Menschenparte jedes Mittel recht. Sie war abgebrüht, kaltherzig, fädelte Intrigen ein und scheute auch vor Gewalt nicht zurück. Es war die Art von Menschen, die Marvin ihren Neid ohne Scheu spüren ließ. Die Personen aus der vierten Spalte waren Leute, die mit dem Geleisteten anzugeben verstanden, aber nicht mehr zu leisten imstande waren, als sie es schon taten. Die

dritte Gruppe gehörte der Bevölkerung an, die rundum zufrieden war und schätzte, was sie sich mühselig erarbeitet hatte und besaß. Diese Bevölkerungsschicht war die einzige, die zudem als hilfsbereit, freundlich und spendenfreudig deklariert wurde. Die untersten zwei Stufen dieser Skala strebten nach mehr. Sie hatten jedoch aufgrund ihres Wissens und Könnens oder wegen Hürden im Job und in der Familie in dieser Tabelle keine Chance, höher zu klettern. Mit all diesen Leuten hatte Marvin schon lange nichts mehr gemeinsam. Er stand über dieser Bewertung. Er war kein Mitglied der oberen Riege, aber zu den untersten fünfhundert Privilegierten hatte er auf jeden Fall gezählt. Bereits diese Tatsache hätte ihm die Augen öffnen müssen. Sein angeblicher Freund Roger war einer der Menschen, der über den Zehntausend stand und es sich leisten konnte, selbst diese wie Sklaven zu behandeln.

Davon konnte Marvin nur träumen, aber er hatte es nicht nötig. Er war zufrieden und besaß einen fantastischen Job, von dem er nicht gezwungen wurde, sich die Hände schmutzig zu machen. Die Umstände erlaubten es ihm, das Leben zu genießen. Zum Unwillen von Roger genoss er sein Dasein leider zu oft zu extrem. Marvin war bis in die Gegenwart zuverlässig gewesen und seine Arbeit hatte er zufriedenstellend gemeistert, mehr aber auch nicht. Daran störte sich niemand, solange alles pünktlich erledigt wurde, was auf dem Tagesplan stand.

Dass Marvin sich nicht um Aufträge riss und ebenso wenig durch extremen Ehrgeiz und zahlreiche Überstunden glänzte, war keinem Kopf in der Führungsriege entgangen. Die Tatsache, dass ihm die Liste abhandengekommen war, ließ allerdings den Schluss zu, dass der Lebenswandel, den er zu führen pflegte, seine Konzentration erheblich beeinflusst hatte. Das konnte nicht toleriert, ignoriert und verziehen werden. Die Lebensfreude war Marvin anzusehen. Er besaß ein gerade noch erträgliches Übergewicht, was bedeutete, dass er fähig war, sich die Schnürsenkel immer noch selbst zu binden. Somit wurde es bedeutungslos, dass er in seinem für eine Person viel zu großen Haus seit einigen Tagen überwiegend allein lebte. Gelegentlich leistete ihm inzwischen sein Bruder Gesellschaft. Wenn dieser

nicht anwesend war, gönnte sich Marvin eine oder auch zwei Huren, die dann die ganze Nacht blieben. Er war mittelgroß, wobei die überzähligen Pfunde sich strikt geweigert hatten, eine verteilte Körperposition einzunehmen. Dadurch war seine Bauchgegend zu einem Heißluftballon herangewachsen. Sein Lebenswandel und seine vierzig Jahre sorgten dafür, dass er alle vier Wochen sein Haar färben ließ. Die grauen Ansätze an den Schläfen waren fähig, sein Ego und seine Eitelkeit zu verletzen. Marvin war kein Mensch, der unangenehm auffiel und auf den ersten Blick als unsympathisch empfunden wurde. Er besaß einen liebenswürdigen Charakter, ebenso angenehme Umgangsformen und wer Marvin näher kannte, unterhielt sich gerne mit ihm. Er verfügte über eine bemerkenswerte Allgemeinbildung, ohne dass er sich damit arrogant oder allwissend gab. Außerdem war er in den Staaten viel herumgekommen und konnte die erlebten Anekdoten wunderbar erzählen. Sein Freundeskreis hingegen war bescheiden. Marvin war beruflich oft unterwegs und wohnte zudem abgelegen, fast dreißig Kilometer außerhalb von Boston. Deswegen hatte er sich nicht zu einem Einzelgänger entwickelt, es waren der Job und die Wohnlage, die ihm den Zugang zu sozialen Kontakten erschwert hatten. Die Abgeschiedenheit wurde von ihm aus eigenem Antrieb gewählt und dafür gab es Gründe. Der wichtigste war seine Mutter, sie hatte die Einsamkeit gesucht, aber ab einem gewissen Tag doch nicht mehr ertragen.

Das Haus, welches Marvin bewohnte, hatte seinen Eltern gehört und völlig unerwartet war es ihm vom Vater überschrieben worden. Als Gegenleistung war er verpflichtet, seiner Mutter ein lebenslanges Wohnrecht einzuräumen. Ein Kriterium, auf das sein Dad verzichtet hatte. Marvin hätte ohne finanzielle Risiken selbst ein Haus erworben oder gebaut, doch ein Geschenk war deutlich günstiger. Dieser Gedanke hatte keine Bedeutung, bei ihm drehte es sich nicht ums Geld, sondern um das Wohlbefinden seiner Mutter. Seit er denken konnte, wurden er und sein Bruder überwiegend von ihr großgezogen. Sein Erzeuger war selten zu Hause, stattdessen glücklicherweise beruflich viel unterwegs. Er wurde Bill gerufen und war ein merkwürdiger, strenger Mann, der wenig von dem zu erzählen hatte, was seinen Job

betraf. Trotzdem, die Familie war intakt, bis sein Bruder sich mit den Eltern und zwangsläufig dadurch auch mit ihm zerstritten hatte. Jahrlang hatten sie deshalb keinen Kontakt gehabt. Erst vor wenigen Wochen wurde auf Marvins Drängen hin eine Aussprache und Versöhnung möglich. Er hatte den Zwist mit seinem Bruder nie gewollt, aber stets ein klarendes Gespräch vor sich hergeschoben und irgendwie waren aus Tagen und Monaten viele Jahre geworden. Es war traurig, dass Marvin erst eine Verbindung zu ihm aufgenommen hatte, nachdem ersichtlich wurde, seine Hilfe zu brauchen. Er selbst hatte sich in die prekäre Lage gebracht.

Marvin hatte für eine Firma gearbeitet, deren Führungsetage sich in den Klauen von Roger Dovell befand. In den ersten Jahren war er durch Fleiß aufgefallen und so in das Blickfeld des Mannes geraten. Schließlich wurde ihm eine Tätigkeit angeboten, die er skeptisch betrachtet, aber mit der Zeit zu schätzen gelernt hatte. Am Anfang war er in dem neuen Umfeld naiv gewesen, doch schon bald begriff er. Marvin begann Notizen und Bilder anzulegen, er führte eine Art Tagebuch über die Personen und Versammlungen, bei denen er zugegen war. Ihm wurde schnell klar, dass die Tätigkeit für Roger Dovell außerhalb der Legalität lag. Das hielt ihn nicht davon ab, der fragwürdigen Arbeit weiterhin nachzugehen. Der Job war einfach und die Brieftasche wurde immer voller. Marvin hatte nichts anderes zu verrichten, als ein Medikament anzupreisen und den Apothekern und Ärzten zu verdeutlichen, dass es nicht ihr Schaden wäre, wenn sie das Präparat bevorzugt verschreiben und verkaufen würden. In engerer Sicht war er somit der Mitbegründer eines Netzwerkes, das aus käuflichen Medizinern bestand. Ein bestechlicher Apotheker, der mit den Umständen haderte, wurde sogar zu einem seiner besten Freunde. Wie er im Auftrag von Roger Dovell unterwegs war, hatte jedoch nichts mit einem Monopol gemein.

Tatsächlich wurde dasselbe Vorgehen bei anderen Unternehmen in der Pharmaindustrie seit Jahrzehnten angewendet. Es hatte sich hierbei um eine gängige Praxis gehandelt. Eines Tages kam Marvin durch Zufall einer Schweinerei auf die Spur, die ihn entsetzt hatte. Es war der Anlass, sich zu versöhnen. Nach der Aussprache sah er sich ge-

zwungen, seinen Bruder mit den gemachten Befürchtungen zu konfrontieren. Nachdem ihm von seinem Blutsverwandten die düsteren Vorahnungen bestätigt worden waren, beschlossen die Geschwister, ihre Entdeckung publik zu machen. Sie hatten vor, die öffentlichkeitsgefährdende Angelegenheit zu beenden. Es zu bewerkstelligen war nicht leicht und stellte zudem ein Risiko für ihr Leben dar. Sie schlossen den Apotheker, der inzwischen zu einem Freund der gesamten Familie geworden war, in ihre Überlegungen und Pläne mit ein. Keiner von ihnen konnte ahnen, wie ihre Mutter später darunter leiden würde. Marvin hatte die Taktik für ihre Vorgehensweise erstellt und es war der Zufall und das Leben, die ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht hatten. Seine Eltern hatten vor, ein bis zwei Tage in der Stadt zu verbringen. Zu diesem Zeitpunkt hatten sie noch im Haus gewohnt. Ihre Absicht hatte er erstaunt aufgenommen, denn die Ehe war längst nicht mehr harmonisch. Es hätte ihn jedoch nicht gewundert, wenn ihm bekannt gewesen wäre, wie sehr sein Vater in das Vorgehen seines Sohnes involviert war. Bedauerlicherweise in einer kontraproduktiven Form. Umgekehrt hatte Bill keine Ahnung, welche Pläne sein älterer Nachkomme geschmiedet hatte. Sie besaßen den Nachteil, dass fast sämtliche Familienmitglieder von einem Tag auf den anderen um ihr Leben bangen mussten.

Zunächst war Marvin in Sorge geraten. Drei Tage waren vergangen und seine Eltern waren immer noch nicht zurückgekehrt. Es hätte ihn nicht beunruhigt, schon gar nicht väterlicherseits. Sein Erzeuger war sein eigener Herr. Er verließ das Haus und kam zurück, wann es ihm genehm war. Seine Mutter hingegen besaß den Anstand, sich bei jeder Unpünktlichkeit zu melden. Nachdem er am nächsten Morgen immer noch kein Lebenszeichen von ihr hatte, nahm er an, dass die von ihm gewählte Vorgehensweise aufgeflogen war. Deswegen war Marvin erschrocken und hatte aus dem geräumigen Wohnzimmer in Richtung Haustür gesehen. Zwei Gegebenheiten waren ungewöhnlich: Die erste bestand aus der seltenen Fügung, dass er um diese Zeit zu Hause war, und die zweite, dass jemand an einem Vormittag vor der Tür stand und mit der Betätigung der Klingel um Einlass bat. Er erwartete niemanden, stattdessen wartete er auf den angekündigten

Anruf seines Freundes Roger Dovell. Dessen Sekretärin hatte den Termin vereinbart und nur deswegen befand sich Marvin im Haus. Er erhob sich träge und schritt der Haustür entgegen, während vor dieser Venus die Tastatur seines Handys betätigt hatte. Mit einer SMS-Nachricht wurde der Auftraggeber informiert, dass er und sein Begleiter Merkur an ihrem Zielort angekommen waren. Als die Eingangstür von Marvin geöffnet wurde, war das Handy aus der Hand von Venus verschwunden. Der Hausherr hatte keine Gelegenheit, irgendetwas zu sagen und zu fragen. Kaum war die Tür offen, verspürte er einen stechenden Schmerz auf seiner Brust und fiel innerhalb weniger Sekunden wie ein Sandsack zu Boden.

Nachdem er aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht war, verstand er die Welt nicht mehr oder besser als je zuvor. Schließlich hatte er von Anfang an gewusst, mit wem er sich angelegt hatte. Marvin wurde im Wohnzimmer wach. Er befand sich in dem Gebäude, in dem er lebte und welches sein Zuhause war, aber er war nicht mehr der Herr des Hauses, schon gar nicht Herr der Lage. Er saß auf einem der Stühle in dem abgegrenzten Essbereich des Raumes und spürte ein fürchterliches Pochen in den Händen und Füßen. Der Schmerz drohte, ihm erneut das Bewusstsein zu nehmen. Eine schallende Ohrfeige verhinderte den schnellen Sturz in die Schmerzlosigkeit. Er sah auf und in das Gesicht von Merkur und von diesem wanderten seine Augen zu dem ungebetenen Gast, der ihm gegenüber am Tisch saß. Danach senkte er den Kopf, um die Ursache für den Schmerz zu ergründen, der von seinen Beinen ausgestrahlt wurde. Im Anschluss blickte er seine am Esstisch ausgestreckten Hände an und seine weit aufgerissenen, ängstlichen Augen quollen ihm durch den erlittenen Schock förmlich aus den Höhlen. Merkur und Venus sahen sich an und lächelten schadenfroh. Sie waren dabei, den in diesem Moment ihnen ausgelieferten Marvin falsch einzuschätzen. Der Hausherr, der nicht Herr der Situation war, hatte die Lage hingegen richtig eingestuft. Zu seinem Leidwesen hatte er zu spät erkannt, dass Roger Dovell ihm eine Falle gestellt hatte. Marvin war ein gutmütiger Mensch, aber nicht blauäugig und deswegen wusste er, dass seine letzte Lebensstunde angebrochen war. Seine Füße waren an den Holzboden gena-

gelt worden und ebenso war es seinen Händen auf dem Esstisch ergangen. Er war an den Stuhl gefesselt, aber das hätten sich die zwei Gestalten seiner Meinung nach sparen können. Auch wenn er die am Boden fixierten Füße frei bekommen hätte, seine Hände niemals. Wut überkam ihn. Trotz gesellte sich dazu und ein Widerstand, der ihm Kraft gab.

Venus zog das Handy hervor, das er kurz zuvor benutzt hatte, legte es auf den Tisch, und als es läutete, betätigte er die Lautsprechertaste. »Marvin? Hörst du mich?«, tönte die herrische Stimme von Roger Dovell merkwürdig metallisch aus dem Gerät.

Die Schmerzen, die Marvin zu ertragen hatte, waren bestialisch. Sie dröhnten in seinem Kopf wie der Bohrer eines Zahnarztes, rollten durch seinen Körper wie Wellen, die mit Schneeketten um sich schlügen. Das Pochen in den vier Wunden wanderte ähnlich wie aufeinanderfolgende Hammerschläge in sein Hirn. Er gab sich trotzdem keiner Schwäche hin, sondern meldete sich. »Ja, ich höre.«

»Ich kann die zwei netten Herren, die dir im Augenblick Gesellschaft leisten, bestimmt dazu überreden, dich zu befreien und zu verarzten. Womöglich wären sie sogar bereit, falls du es wünschst, dich in ein Krankenhaus zu bringen. Sie könnten dich allein und in Ruhe lassen, aber um sie zu überzeugen, brauche ich deine Hilfe.«

»Du bist ein sadistisches Schwein, das ist mir klar. Was willst du?«, antwortete Marvin mit verachtendem Ton und erhielt für die Beschimpfung umgehend eine weitere Ohrfeige von Merkur.

»Du weißt, was ich will und wissen muss!«

Marvin verzog das Gesicht. Die gerötete linke Wange vertrieb für einen Moment alle anderen Schmerzen. »Geht es ausführlicher?«, stellte er sich dumm und fragte zugleich seinen inneren Rebellen, dem er ebenfalls ausgeliefert war, wozu noch. Hatte er vor, die Qualen länger auf sich zu nehmen als nötig? Dass er den Besuch der zwei Männer lebend überstehen würde, daran verschwendete er keinen Gedanken. Umgekehrt hatten sein Verstand und der menschliche Instinkt offenbar nicht akzeptiert, dass ihre Funktionen in Kürze außer Betrieb gesetzt werden sollten. Sein Lebenswillen war nicht gebrochen, aber ihm stand sein Widerstand gegenüber.

»Strapaziere nicht meine Geduld«, trug Rogers Stimme seine Nervenbahnen zurück zu den höllischen Schmerzen an den Gliedern.
»Die Liste, Marvin, wo ist sie?«

»Ich habe mich korrekt verhalten und den Verlust umgehend gemeldet, nachdem ich ihn bemerkt habe.«

»Sie wurde also gestohlen? Du hast sie nicht verloren?«, fragte Roger.

Marvin wurde lauter: »Verdammst nochmal, ich kann sie nicht verbummelt haben! Sie lag seit Jahren in meinem Safe, nie wurde sie von mir mitgeführt. Alle Namen auf dem Schrieb kenne ich auswendig, wozu hätte ich sie dabeihaben sollen?«

»Okay«, schien Roger die Antwort zu akzeptieren. »Ausgegangen davon, dass die Liste gestohlen wurde. Dann sag mir, wann und von wem?«

»Das ist scheißé, woher soll ich das wissen?« Kaum ausgesprochen, erhielt Marvin von Merkur einen Schlag auf den Hinterkopf.

»Versuchen wir es anders«, sagte Roger, ungeduldig werdend.
»Wann wurde eingebrochen?«

Marvin atmete tief durch. »Irgendwann letzte Woche. Zwischen Montag und Freitag. Ich war während dieser Tage unterwegs und als ich nach Hause kam, stellte ich den Einbruch fest und rief sofort die Polizei an.«

Für einen Moment schien die Verbindung zu Roger abgebrochen zu sein. Die entstandene Stille wurde nach ein paar Sekunden von seiner Stimme gestört. »Überlege die nächsten Worte genau, ich kenne dein Haus. Wer könnte den Einbruch verübt haben?«

»Ich weiß es nicht!«

»Denk nach!«, forderte Roger ungeduldig und böse werdend ihn auf, die unbefriedigende Antwort zu überdenken. Erneut verging eine halbe Minute. »Merkur, helfen Sie unserem Freund dabei, sich zu erinnern!« Der Angesprochene lächelte Marvin mit Vorfreude an. Dann entnahm er dem Werkzeugkasten, der neben ihm auf dem Boden stand, mit Vorfreude eine durchsichtige Plastikschachtel mit verschiedenen Nägeln. Er öffnete sie, nahm einen dünnen Eisenstift zwischen die Finger seiner linken Hand. Mit der rechten hielt er Mar-

vins Daumen fest und steckte den Nagel einen Zentimeter unter den Fingernagel. Mitten in den Schmerzlaut des Gepeinigten ertönte Rogers Stimme: »Wer?«, kam es scharf durch den Lautsprecher des Handys.

»Du Schwein!«, schrie Marvin zurück.

Merkur sah zu Venus, der erhob sich, stellte sich auf die andere Seite ihres Opfers und hielt den verletzten Daumen fest, während sein Begleiter einen dickeren Nagel nahm und ihn mit einem Hammerschlag durch das Nagelbett trieb. Diesmal brach der Schmerzensschrei ab und der gefolterte Hausherr wurde ohnmächtig. Mit einem Eimer Wasser holte Merkur den Bewusstlosen in eine Welt zurück, die für ihn nur noch aus Schmerzen bestand. Ein letztes Mal hörte Marvin Rogers Stimme. »Wer ist oder kann in dein Haus eingebrochen sein? Wer konnte die Alarmanlage außer Gefecht setzen?« Der Hausbesitzer antwortete nicht, obwohl er sich mit einer Aussage höllische Torturen erspart hätte. »Meine Herren, Sie wissen was zu tun ist!«, vernahm er von Roger die Worte, die sein Todesurteil bedeuteten.

In den darauffolgenden Stunden wurde Marvin gefoltert wie eine Voodoo-Puppe. Die weltweit ungefähr sechzig Millionen Anhänger der synkretistischen Religion hätten ihrem Glauben abgeschworen, wenn sie Zeuge des brutalen Rituals gewesen wären. Ohne Mitleid und menschliche Regungen hatte Merkur jeden Finger von Marvin an den Tisch genagelt. Es war die Antwort auf sein Schweigen. Dann trieb er ihm dünne Nägel unter die Fingernägel und erntete dafür erneut nur Gestöhne. Nachdem das Opfer die Folter sechsmal ertragen hatte und ihm die siebte bevorstand, biss es sich vor Schmerz die Zunge ab. Es war unfassbar: Marvin lächelte seine Peiniger wie der Sieger eines Pokerspiels an, als er das Zungenstück auf den Tisch spuckte und sie mit blutendem Mund ansah.

Eine derartige Demütigung hatten Venus und Merkur bis dahin nie erfahren. Nach dem zehnten malträtierten Finger durchsuchte sie zunächst das Gebäude und danach holten sie aus dem Wagen drei Benzinanister. Als die zwei auf dem Rückweg nach Boston waren, brannten das Haus und Marvin lichterloh.

Vier Tage später wurden die Überreste des Toten bei eisiger Kälte beigesetzt. Das unscheinbare Holzkreuz, das durch einen Grabstein ersetzt werden sollte, gab die Identität des Verstorbenen nicht preis. Es klärte die Friedhofsbesucher und Marvins leblose Nachbarn, die er sich zu Lebzeiten lebendig in seiner einsamen Wohngegend gewünscht hätte, nicht darüber auf, wie grausam er gestorben war. Es gab ebenso keinen Hinweis darauf, dass er brutal ermordet wurde. Marvin war tot. Seine vorletzten Gedanken hatten Roger Dovell sowie Venus und Merkur gegolten. Er hatte es ihnen gezeigt, er hatte sich nicht unterkriegen lassen und die Demütigung seiner Peiniger war es ihm wert gewesen, zu sterben. Er hätte gerne weitergelebt und sein Dasein genossen, aber selbst ein Geständnis seinerseits wäre nicht imstande gewesen, ihn am Leben zu lassen. Er war bereits tot, als von Roger Dovell beschlossen wurde, Venus und Merkur zu ihm zu schicken. Niemals und nirgendwo hätte er ihnen auf Dauer entkommen können. Marvin hatte seinen Tod in Kauf genommen, um seinen Bruder zu schützen. Er war schon immer der Stärkere gewesen, hatte stets auf ihn aufgepasst und ihn beschützt, auch diesmal!

Sein Bruder hieß Sam, Sam Snyder.

Ω

Die Suche nach Marilyn ging an diesem Dienstag unverdrossen weiter. Sie blieb zum Leidwesen aller unauffindbar, und als die Nacht Boston zu verschlingen begann, gab Forrest innerlich die Hoffnung auf, dass die junge Frau noch am Leben war. Er erledigte den notwendigen Papierkram und hinterließ seinem Nachfolger, dem eigentlich zuständigen und bis zum nächsten Tag krankgeschriebenen Ermittler, einen Notizzettel mit den Informationen, die ihn beschäftigt hatten. Der Detective war nicht ansprechbar und wollte, frustriert bis ins Mark, das Revier verlassen und nach Hause fahren. Entgegen seiner Absicht blieb er eine Stunde länger, was trotz guter Nachrichten seinen Frust nicht schmälerte. Es waren der Pathologe Peter Brandon und der Morddezernatsleiter Joshua Jason Calbott, die ohne Vorwarnung vor ihm standen und ihn mit in das Lokal gegenüber zogen. Forrest kam sich für einen Moment wie ein Verbrecher vor.

Irgendwelche Einwände und jeglicher Widerstand gegen die Einladung wurden von seinen Begleitern abgewiesen. Die Lokalität war brechend voll und sie hatten Glück, einen Platz an der Theke zu bekommen. Genau in dem Moment, als sie den Gastraum betraten, waren vier Gäste am Tresen beim Bezahlen. Die Männer zwängten sich aneinander vorbei und der Detective hatte die Ehre, zwischen dem Pathologen und seinem Vorgesetzten stehen zu dürfen. Die ansonsten verfügbaren Barhocker waren von anderen Kunden verschleppt worden. Forrest sah sich um und rechnete die Besucherzahl hoch. Er schätzte, dass sich mehr als einhundert Personen in dem Lokal befanden, und unter ihnen bemerkte er kein völlig fremdes Gesicht. Es waren alles Polizisten, einige, die er kannte, manche, an denen er ständig oder hin und wieder vorbeigelaufen war. Der Inhaber oder Pächter der Gastronomie konnte sich über die Anwesenheit der Cops nicht beschweren. Er hatte am sichersten Ort in Boston, vielleicht sogar der gesamten Vereinigten Staaten, ein Objekt, in das nur Verrückte eingestiegen wären. Der Umsatz war bombastisch und Ärger mit Gästen gab es genauso selten wie einen Flug zum Mond.

»Sie sehen drein, finsterer und kälter, als es das Wetter ist«, Peter schob dem Detective und dem Leiter des Morddezernats die Biere zu, die er ihnen spendiert hatte.

»Wie soll das Wetter werden?«, verstand Forrest wegen der Lautstärke in dem Lokal fast sein eigenes Wort nicht und die Frage falsch. Er sah von Peter zu seinem Vorgesetzten und dann wieder zu dem Pathologen und erntete deren Schmunzeln.

Peter wechselte das Thema. »Die Leiche aus dem Haus, das wegen eines Gaslecks am Sonntag explodiert ist, konnte ich identifizieren«, gab sich der Kollege nicht angeberisch, aber ein vernehmbarer Stolz schwang in seiner Stimme mit.

Waterspoon nickte anerkennend: »Respekt, und wer ist der Tote?« »Lassen Sie sich das von Ihrem Chef erzählen, ich denke, nur dann werden Sie es glauben«, übergab Peter das Wort an Joshua.

Der Morddezernatsleiter, das bemerkte Forrest erst in diesem Moment, wirkte ungewöhnlich zufrieden und fing wegen des Lärmpegels gezwungenermaßen lauter an zu reden. »Der Tote aus dem Haus ist

definitiv identifiziert, obwohl er in Stücke gerissen wurde. Sogar die Wünschelrute hat es ihm weggerissen. Wir müssen der Wissenschaft dankbar sein, dass es die Forensik gibt.«

»Ja, schön und gut, ich bringe Peter morgen Blumen mit. Wer ist der Tote?« Forrest machte eine Geste, die eine Entschuldigung andeuten sollte, aber er hatte keine Lust auf den Lärm und schon gar nicht auf gute Laune.

»Rob Malloy«, posaunte Peter den Namen des Vaters von Devil aus.

Forrest sah ihn an und drehte sich unschlüssig Joshua Jason Calbott zu, der prompt mit dem Finger auf ihn zeigte. »So wie Sie habe ich auch zuerst dreingeschaut, der Name hat mir zunächst so wie Ihnen nichts gesagt. Sie kommen nie drauf, wer Rob Malloy war.« Der Detective schwieg. Der Erwähnte war irgendwo in seiner Erinnerung vergraben, deswegen wartete er, bis er die endgültige Antwort bekommen hatte. »Sie werden es nicht fassen, ich habe es ebenfalls nicht geglaubt. Rob Malloy war ohne jeden Zweifel Buffalo Bill.«

Es war eine Botschaft, die Forrest zwar nicht aus den Schuhen hob, aber eine Nachricht, die er mit Wohlwollen aufnahm. Er hatte es mit Buffalo Bill nie zu tun gehabt und darüber war er nicht traurig. Rob Malloy alias Buffalo Bill hatte in den Staaten viele Jahre für Entsetzen und Panik gesorgt. Er galt als einer der Serientäter, die ihre Morde bei klarem Verstand mit äußerster Brutalität verübt hatten. Bei seinen Taten ging er wie ein Trapper im Wilden Westen vor, der scheinbar von Indianern großgezogen worden war: Grundsätzlich wurden seine Opfer von ihm skalpiert. Die toten Männer bemalte er, als ob sie auf dem Kriegspfad wären. In einigen Fällen wurden sie zudem geteert und gefedert. Warum er manchmal von seinen tödlichen Gewohnheiten abgewichen war, konnte nie ermittelt werden. Die Frauen hatte Buffalo Bill ausgeweidet und ihre ausgehöhlten Körper ließ er stets an öffentlichen Plätzen wie ein Ausstellungsstück in einem Museum zurück. Entweder, sie waren an einem Straßenschild wie an einen Marterpfahl festgebunden oder lagen mitten auf einer Kreuzung. Obwohl er dabei das Risiko eingegangen war, gesehen und identifiziert zu werden, wurde er nie gefasst. Jahrelang trieb Rob Malloy die-

ses perfide Spiel und führte die Behörden an der Nase herum. In jedem Bundesstaat hatte er gemordet und ließ den Ermittlern mindestens zwei Leichen mit dem Schriftzug des zu einer Ikone aufgestiegenen Westernheldens zurück. Die einzige Ausnahme bildete Hawaii. Dort war Buffalo Bill nie gewesen. Jährlich hatte Rob Malloy drei bis fünf Staaten bereist und obwohl die Behörden eng miteinander kooperiert hatten, wurde keine Spur zu ihm gefunden. Im fünfzehnten Jahr seines grausamen Schaffens war etwas geschehen. Zu diesem Zeitpunkt befand sich Rob Malloy in Florida.

Zwei Leichen wurden entdeckt, die ohne jeden Zweifel auf sein Konto gegangen waren. Die Toten waren ein Mann und eine Frau, die nichts verbunden hatte und weit entfernt voneinander gewohnt hatten. Trotzdem, Buffalo Bill hatte seinen Schriftzug hinterlassen und die Mordopfer wiesen völlig identische Verletzungen auf. Genau dieselben, wie die Toten in den anderen Bundesstaaten vor ihnen. Zudem konnte davon ausgegangen werden, dass Buffalo Bill nach wie vor die gleichen Waffen zu benutzen schien, die er bei seinem ersten Mord verwendet hatte. Dazu gehörten verschiedene Messer, ein Tomahawk, die Seile und die Pfeile sowie der zugehörige Bogen, mit denen er seine zufällig ausgewählten Opfer entweder in seine Gewalt gebracht oder sofort getötet hatte. Plötzlich waren die Morde zu Ende. Die in Florida begangenen Tötungsdelikte geschahen in der ersten Jahreshälfte. Danach war mit dem Töten aus unerklärlichen Gründen Schluss. Mehrheitlich wurde angenommen, dass Rob Malloy durch einen Unfall oder eine Krankheit dauerhaft außer Gefecht gesetzt worden war. Es gab Beamte, die damals gewettet hatten, dass der Mörder tot sei. Alle, die diese Meinung vertraten, hätten ihren Wetteinsatz verloren. Tatsächlich hatte der Serientäter mehr Spaß daran gefunden, seine in jenen Tagen kennengelernte und geheiratete Frau zu quälen, später dann auch das gemeinsame Kind.

Das war zu einer Zeit geschehen, in der Forrest noch gar nicht wusste, dass er eines Tages ein Polizist sein würde. Er kannte den Fall dennoch. Er wurde auf den Polizeischulen bezüglich Fahndung und Umgang mit Serientätern häufig als Lehrstoff verwendet. Diese Unterrichtsstunden hatte er nie vergessen und sie wurden während sei-

ner Laufbahn in einzelnen Bereichen und bei gewissen Methoden für ihn ein wertvoller Begleiter. Forrest gab eine Runde Bier aus, trank ein drittes, das sein Vorgesetzter bezahlt hatte, und verabschiedete sich danach. Sein Frust war nicht endgültig verraucht. Aber das Bier hatte die gefühlte Enttäuschung vor dem drohenden Untergang bewahrt. Die befand sich nun nicht auf dem Grund der Seele, sondern zwischen den Gefühlssträngen in Seenot. Er fuhr somit mit einer Laune nach Hause, die für seine Frau Betty gerade noch erträglich war. Die Stunden, in denen Forrest den Lehrstoff über Serientäter benötigen würde, rückten immer näher.

Ω

Molly glaubte nicht mehr daran, dass Sam Snyder sich an diesem Tag melden würde. Es war inzwischen acht Uhr abends, das Telefon war still geblieben. Sie hatte Adam versprochen, ihn umgehend zu informieren, wenn sie Sam am Apparat hatte. Die Zeit verging und der Anruf ließ auf sich warten. Es verstrichen fünf weitere Minuten. Schließlich betrat ihr Verlobter zum zweiten Mal an diesem Tag ihr Büro, was trotz der gemeinsamen Zukunftspläne selten geschah, und bat sie, ihn nach Hause zu begleiten. »Hast du deinen Freund erreicht?«, Molly kannte die Antwort auf ihre Frage, aber sie stellte sie dennoch, um Zeit zu gewinnen. Sie blickte das Telefon auf ihrem Schreibtisch an, als ob sie mit ihren Gedanken den Apparat dazu bewegen könnte, zu läuten.

»Nein, er ist auf seinem Privathandy nicht erreichbar. Ich habe es mehrfach versucht, leider umsonst.« Adam sah auf seine Armbanduhr. Er hatte Mollys Absicht durchschaut. »Hör zu, wenn du noch warten willst, dann machen wir es, aber nur, wenn wir ein Abkommen schließen.«

»Welches?«

Adam sah Molly die Enttäuschung des Tages und des vergeblichen Wartens an und fügte der Vereinbarung eine zusätzliche Stunde hinzu. »Bis zehn Uhr, keine Minute länger.«

Dafür erntete er ein dankbares Lächeln und ihr Einverständnis. Es wurde immer später und trotz der zeitlichen Vorgabe elf Uhr abends. Der Apparat schwieg beharrlich. »Wie wirkte er auf dich am Telefon

und wie beurteilst du sein Verhalten im Eingangsbereich vor, während und nach dem Anruf?«, fragte er Molly zwischendurch.

»Er erschien mir wesentlich ruhiger als in der Empfangshalle. Außerdem hatte ich den Eindruck, dass ihm die genannte Summe von einer Million schwer über die Lippen kam. Irgendwie schien ihm die Situation peinlich zu sein.«

Molly begab sich in Gedanken in den Videoraum und sah die Bilder, die Sam Snyder und den Teenager gezeigt hatten, vor ihren Augen ablaufen. »Im Empfangsbereich gab er sich gefasster, aber trotzdem, er wirkte nervös. Es hatte den Anschein, als ob er ängstlich wäre.«

Adam nickte bestätigend. »Ich habe mir die Videos angesehen. Ja, den Eindruck hatte ich auch. Natürlich kann ich nicht nach so vielen Jahren ohne Kontakt und nach einigen Gesprächen ein Zeugnis über Sam ausstellen, aber im Gegensatz zu mir war er ein Musterschüler und Gentleman. Er war, soweit ich mich erinnern kann, stets korrekt, wenn du so willst, ein Vorzeigestudent. Ich glaube, dass der Anruf seiner derzeitigen Situation geschuldet ist, er in Schwierigkeiten steckt und deswegen deutlich mehr Geld braucht, als ihm zur Verfügung steht.« Zehn Minuten vor der zeitlichen Frist erhob sich Molly, begab sich zu dem kleinen Partykülschrank in ihrem Büro und stellte aus taktischen Gründen ihrem Verlobten ein Bier vor die Nase. »Seit wann befindet sich in deinem Rohkostgerät Alkohol?«, wunderte sich der ehemalige Kameramann. Er wusste, dass Molly den Külschrank ausschließlich für die Aufbewahrung von frischen vegetarischen Lebensmitteln zu benutzen pflegte.

Für Molly war Adam ein offenes Buch. Sie war sich sicher, dass er sie nach der ersten Flasche Bier um ein zweites bitten würde. Das Motto, dass ein Mann auf einem Bein nicht stehen kann, traf auf den ehemaligen Kameramann zu, wie sonst kaum auf jemanden. Diesmal war es ihr recht, die Trinkfreude ihres Verlobten verlängerte die vereinbarte Wartezeit auf den Anruf in ihrem Büro. »Mein Liebster, du hast mir den Verstand geraubt. Während deiner Abwesenheit habe ich so oft an dich gedacht und deswegen wurden ein paar Flaschen in den Külschrank gestellt«, sagte sie sarkastisch und wurde sofort

wieder ernst. »Angenommen, du hast recht und er hat Probleme, dann sind sie angesichts des Betrages gewaltig.«

»Was eben nicht zu Sam passt. Darüber mache ich mir den ganzen Tag schon Gedanken. Ich frage mich, in welchen Schlamassel er geraten ist.«

»Wie lässt sich die Liste ihm zuordnen?«, fragte Molly und sah ihren Verlobten fragend an.

Adam schüttelte unwissend den Kopf. »Gar nicht. Er hat mit der Medizin nichts zu tun und am Hut. Wenn er früher einen Tropfen Blut sah, ist er wie ein gefällter Baum umgefallen. Du willst mir nicht erzählen, dass du nicht über ihn recherchiert hast, seitdem du seinen Namen von mir erfahren hast.«

Molly mochte es nicht, durchschaut zu werden. So, wie sie Adam kannte, verhielt es sich umgekehrt genauso. Manchmal kam es ihr vor, als ob er imstande wäre, ihre Gedanken zu lesen, und das verunsicherte sie zuweilen. Beruflich war es ihr egal, aber privat hatte sich ihr Verlobter auf ihr Wesen und ihre Eigenarten dermaßen eingestellt, dass er ihr geradezu unheimlich wurde. Sie lehnte sich zurück und streckte sich. Dann sah sie ihn an, den Mann, von dem sie nie geglaubt hätte, dass er ihr Herz erobern könnte. »Tja, Adam, das ist ein Problem, dein Freund ist ein Rätsel.«

»Wie meinst du das?«

»Du bist viel unterwegs; hast du während der Reisen nie versucht, mehr über Sam zu erfahren?«

Adam schüttelte den Kopf. »Wozu? Ich war felsenfest davon überzeugt, dass wir uns treffen und konnte nicht ahnen, dass es bis heute nicht dazu gekommen ist. Wenn es geschehen wäre, hätte ich lieber persönlich gehört, wie es ihm in all den Jahren ergangen ist und was er treibt«, sagte er, klang jedoch nicht überzeugt von seinen Worten.

»Gut, dass du ein Kameramann und kein Journalist geworden bist. Fakt ist, dass Sam nicht existiert. Ich finde nichts über ihn, nirgendwo«, erwiderte Molly.

»Ist nicht dein Ernst?«

»Ich habe keine Silbe zu einen Sam Snyder gefunden und das lässt mehrere unschöne Vermutungen zu. Entweder, du täuschst dich in

ihm als Person oder der ehemalige und wieder auf der Bildfläche erschienene Freund ist nicht jener, der er vorgibt zu sein. Kann es sein, dass du ihn verwechselst und der Anrufer gar nicht Sam Snyder ist?«

»Unmöglich!«

»Okay, dann ist er entweder ein untergetauchter Ganove oder er ist bei der CIA, wobei beides auf dasselbe hinausläuft«, resümierte Molly knallhart.

Adam wurde mulmig zumute. Molly hatte ihm ihren journalistischen Riecher öfter bewiesen und bei einer dieser Gegebenheiten waren sie sogar in Lebensgefahr geraten. »Ist das nicht zu weit hergeholt? Ich meine, für seine Unauffindbarkeit im Netz kann es tausend Gründe geben.«

Bevor die Journalistin antwortete, brachte sie Adam eine zweite Flasche Bier, obwohl er die erste noch nicht völlig leer getrunken hatte. »Stimmt schon, aber es sind Motive, von denen uns keines gefallen wird«, sagte sie, nachdem sie wieder in dem für jeden anderen eher hässlichen Bürostuhl saß. Der Stuhl stellte ihr Lieblingsmöbelstück in dem Raum dar, sie hatte ihn deswegen mit verschiedenen farbigen Stofffetzen bezogen.

»Übertreibst du nicht?«, erwiderte Adam und trank die Bierflasche leer.

Die Journalistin zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, was ich von all dem halten soll. Ehrlich, nichts davon gefällt mir.« Molly deutete auf die Liste mit den sechzig Namen, die nach wie vor auf dem Schreibtisch lag. Sie waren für sie unbekannte Codes, die darauf zu warten schienen, entschlüsselt zu werden. Sie tippte auf das Blatt. »Du hattest recht, bei den restlichen zehn Nachnamen hat es sich ausschließlich um Apotheker gehandelt. Was bitte, will Sam Snyder uns mit den Namen sagen?«

Jetzt zuckte Adam ahnungslos mit der Schulter. »Ich weiß es beim besten Willen nicht«, er sah erneut auf seine Armbanduhr und griff nach der vollen Flasche. »Es ist gleich halb elf, ich denke, wir warten umsonst.« Kaum hatte er ausgesprochen, läutete das Telefon. »Lass mich mit ihm reden«, legte er die Hand auf den Hörer. Molly war einverstanden und Adam meldete sich nicht mit dem Namen, als er

den Telefonhörer abhob und im gleichen Moment den Lautsprecher einschaltete, sondern fragte: »Sam? Sam, bist du es?«

Der Senderinhaber vernahm die fragende und zugleich feststellende Stimme seines Freundes, die hysterisch rief: »Sie haben Marvin getötet, die Hurensöhne haben meinen Bruder umgebracht!«

»Sam, wo bist du?« Auf der anderen Schreibtischseite rief Molly mit dem Computer die News der Nachrichtenredaktion des Senders auf. Sofort fiel ihr eine der aktuellen Schlagzeilen auf und mit dem Zeigefinger deutete sie Adam an, sich die Meldung anzusehen. Mit dem Hörer in der Hand umkurvte er den Schreibtisch und wiederholte dabei die Frage an den Anrufer. »Sam, wo steckst du, verdammt nochmal?«

»Marvin hat alles vorbereitet und geplant, aber es ist schiefgegangen. Er hat gesagt, dass ich euch die Liste geben soll, wenn er sich bei mir meldet. Mein Bruder hat angerufen und das bedeutet, dass er ahnte oder wusste, dass er sterben wird. Verstehst du? Ich melde mich«, beendete der Anrufer die Verbindung.

Ratlos sah Adam den Hörer an, legte ihn auf die Gabel des uralten Telefons und widmete sich dem Artikel, den Molly mit einem Klick geöffnet hatte. Es war eine Meldung, die von einem Kollegen geschrieben und die inzwischen mehrfach in den aktuellen News gesendet worden war. Sie lautete: „Grausiger Fund nach Hausbrand! In einem völlig abgebrannten Gebäude an der Eliot Street wurde die Leiche eines Mannes, vermutlich des Hausbewohners, nach den Löscharbeiten der Feuerwehr gefunden. Ob es sich bei dem Feuer um einen technischen Defekt oder Brandstiftung handelt, lässt sich zum derzeitigen Zeitpunkt nicht sagen. Einem uns bekannten Brandexperten zufolge scheint es sich jedoch bei dem Brand um den Versuch zu handeln, ein Kapitalverbrechen vertuschen zu wollen.“

Adam ließ Molly etwas Zeit, um einige Recherchen tätigen zu können. Sie fand die genaue Adresse des Brandortes heraus und konnte innerhalb weniger Sekunden in Erfahrung bringen, wem das Haus gehört hatte: Marvin Snyder!

»Ich hoffe, dass sich Sam in den kommenden Stunden bei uns meldet. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass wir die Einzigen sind, die

ihm aus der Patsche helfen können», schloss Adam den Abend mit einem Wunsch ab, der ihm nicht erfüllt wurde.

Ω

Davor, dazwischen, zeitgleich und bis nach Mitternacht drohte Sam, in Panik zu verfallen. Bis vor vier Wochen war sein Leben in Ordnung gewesen. Er war Vater, ein glücklicher Ehemann und durch seinen Beruf wurde er positiv aus gefüllt. In seinem Arbeitsumfeld war er anerkannt und in der Firma hatte er den Ruf eines Spezialisten. In seiner privaten Umgebung wurde er geschätzt und als herzlich und großzügig beschrieben. Plötzlich war alles aus den Fugen geraten. Wegen seiner Frau hatte Sam keinen Kontakt zu seinen Eltern und seinem Bruder. Ständig hatten sie über Mandy gelästert und ihm die Beziehung auszureden versucht. Er hatte sich geweigert, war standhaft geblieben und das führte zu einem Bruch mit seinen Blutsverwandten. Sam hatte eine schöne Kindheit und Jugend erleben dürfen. Er hatte einen älteren Bruder, der ihn beschützt hatte, und die Mutter war trotz ihrer konservativen Einstellung liebevoll und aufgeschlossen. Ihm hatte es an nichts gefehlt, obwohl ihr Zuhause einer Börse ähnlich war.

Finanziell ging es regelmäßig auf und ab. Im Land der unzähligen Träume und der unbegrenzten Möglichkeiten konnte ein unerwarteter Wohlstand ebenso eintreten wie der soziale Absturz. Das beste Beispiel dafür war Sams Vater. Bill Snyder war gelernter Automechaniker. Den Beruf hatte er in einer kleinen Werkstatt erlernt und mit diesen Voraussetzungen hatte er sich freiwillig zum Militär gemeldet. Er wollte unbedingt an Flugzeugen herumschrauben und wurde angenommen. Der Familie Snyder ging es einigermaßen gut. Bill war der Einzige, der unzufrieden war. Er hatte zu wenig verdient, um seiner Frau und den Kindern mehr bieten zu können. Es folgten einige Monate, die überwiegend von Entbehrungen geprägt waren, bis sein Talent durch einen Zufall entdeckt und er umgehend versetzt wurde. Aus Spaß hatte Sams Vater an einem Schützenturnier teilgenommen und es gewonnen. Als einziger Teilnehmer hatte er alle Schüsse in die Mitte der Zielscheibe gebracht und damit für Aufsehen gesorgt. Niemand konnte sich daran erinnern, dass so etwas jemals jemandem

gelungen war. Bill wurde in eine Scharfschützenkompanie abkommandiert und verließ das Militär mit Auszeichnungen, die in dieser Masse und Art selten verliehen wurden. Schließlich fing er bei einer Sicherheitsfirma zu arbeiten an, stieg in der Kompetenz schnell auf und wurde zu einem Sprecher der Belegschaft. Unter anderem hatte er für bessere Arbeitsbedingungen und höhere Gehälter gesorgt. Mit der Forderung nach einer Firmenrente hatte sich Bill zu weit aus dem Fenster gelehnt und wurde vom Vorstand des riesigen Unternehmens abgesägt. Dabei war es nicht immer mit rechten Dingen zugegangen, aber wen interessierte schon ein Einzelschicksal?

Danach ging es allerdings nicht bergab, sondern steil bergauf und sein Sohn Sam hatte daraus gelernt. Wenn ihm etwas an seinem Vater in dieser Zeit imponiert hatte, dann war es dessen Kämpfernatur. Er gab nie auf und von diesem Gen hatte Bill Snyder den überwiegenden Zellenanteil nicht ihm vererbt, stattdessen seinem Bruder. Der Bruch innerhalb der Familie war da und konnte nicht gekittet werden. Marvin wäre es im Grunde genommen egal gewesen, mit wem und wie lange Sam zusammengelebt hätte. Die Mutter hatte bei ihm geschafft, was ihr bei Sam nicht gelungen war. Sie hatte ihn bekehrt und die Beziehung an die Wand seines Gehirnes als einen Pakt gemalt, der sein Wohlbefinden und seine Charakterfestigkeit zwangsläufig zum Einsturz gebracht hatte. Je länger in der Folge die Verbindung zwischen Sam und Mandy hielt, umso mehr bereute Marvin, dass er seinem Bruder in den Rücken gefallen war. Er bedauerte es sehr, dass sie keinen Kontakt zueinander hatten. Sam erging es nicht anders, aber wie sein Bruder war er zu stolz, um nachzugeben. Er hätte es getan, wenn er gewusst hätte, dass Marvin seine Ansicht bezüglich Mandy längst geändert hatte. Umgekehrt waren dem Älteren die Hände gebunden. Er, der einen sozialen Stand oberhalb der Mittelschicht und weit unterhalb der oberen Zehntausend einnahm, hatte sich auf etwas eingelassen, das ihn daran gehindert hatte, den Kontakt zu seinem Bruder aufzuleben zu lassen. Marvin hatte sich zu einem Fußabstreifer von Roger Dovell hochgearbeitet und als er es erkannt hatte, war es zu spät, um diesen Status zu ändern. Er begann aufzubegehren, zunächst leise, dann lauter, aber er musste gegen seinen

Willen einsehen, dass er auf einem verlorenen Posten stand. Er hatte sich zu einer Marionette degradieren lassen. Das Gen seines Vaters, eine Kämpfernatur zu sein, widersetzte sich dieser unfreiwillig eingenommenen Position mit einer Ausnahme: Keinesfalls wollte Marvin seinen Bruder, seine Schwägerin und seine zwei Neffen sowie seine Nichte in Gefahr bringen. Sein Widerstand und seine Erkenntnisse trieben ihn in eine ausweglose Situation, die Marvin dazu gezwungen hatte, Sam zu kontaktieren. Das war vor ungefähr vier Wochen. Bis dahin war Sams Leben sogar besser abgelaufen, als er es sich erträumt hatte. Dafür hatte er hart gearbeitet, aber bevor er in diesen Lebensabschnitt eintreten konnte, musste er sich die Qualifikationen für seine Tätigkeit aneignen.

In jenen Tagen wusste Sam lange Zeit nicht, was er später einmal werden wollte. Drei Berufe hatten es ihm angetan, aber einen von ihnen ausüben zu können, das lag unerreichbar fern. Sein favorisierte Traumberuf war Astronaut. Seine eher zierliche körperliche Konstitution im achtzehnten Lebensjahr ließ diesen Traum wie ein Märchen aus tausendundeiner Nacht erscheinen. Zu seiner Enttäuschung traf dieser Nachteil auch auf seinen alternativen Berufswunsch zu. Wenn schon nicht Kosmonaut, dann zumindest Pilot, daraus wurde ebenso nichts. Sam begann zu studieren, ohne zunächst ein Ziel zu haben, und vielleicht war es seine Bestimmung, um seinen Weg im privaten und beruflichen Leben zu finden.

Die neunziger Jahre waren eine wilde Zeit und sie beinhalteten entscheidende Lebensmomente für Sam. Zu Beginn bis weit in die zweite Hälfte dieses Jahrzehnts waren er und Adam mindestens so energiegeladen, wie es die ganze Welt zu sein schien. Die Musik von Michael Jackson eroberte die Ohren und Tanzflächen, das Handy ermöglichte eine revolutionäre Art der Kommunikation und der Heimcomputer hatte die weltlichen und gedanklichen Grenzen aufgehoben. Binnen eines Jahrzehnts war die Welt eine andere geworden und ebenso rasant veränderten sich die Freunde. Adam zog es in das Reich der Filmindustrie, und dass er eine Begabung für die Erschaffung von opulenten Bildern hatte, hatte er mehrfach mit einer Videokamera unter Beweis gestellt. Er ließ sich von nichts und nieman-

dem bremsen und war nach einigen Umwegen in Hollywood gelandet. Ihr Kontakt riss bald danach ab, aber Sam litt in jenen Tagen nicht besonders darunter. Stattdessen war er froh, seine künftige Frau Mandy kennengelernt zu haben. Während das Millennium näherrückte, kamen sich Sam und Mandy ebenfalls näher, was zur Folge hatte, dass sie bereits im alten Jahrtausend zum ersten Mal Eltern wurden. Die Freude war groß, hatte allerdings auf Sam bald eine ernüchternde und beeinträchtigende Wirkung.

Seine Zukunftspläne wurden durch die Vaterschaft negativ beeinflusst. Genau in diesen Tagen wusste er nicht, was er für einen Beruf erlernen wollte, und somit war er sich auch nicht darüber klar, welches Studienfach er anstreben und belegen sollte. Ihr Glück war, dass Mandy einen Beruf hatte und zumindest so verdiente, dass sie sich ohne zusätzliche Gelegenheitsjobs über Wasser halten konnten. Mandy war Dozentin an der Uni von Sam und zehn Jahre älter, aber der Liebe war das egal. Den frischgebackenen Eltern ebenso. Der eigentlich unerhebliche Altersunterschied hatte ihr Dasein und damit ihren Stand in der Öffentlichkeit keineswegs vereinfacht. Mandy hatte Physik, Chemie und Biologie studiert, dafür viele Semester aufgebracht und deswegen lehrte sie noch nicht lange an der Uni, was auf ihrer Gehaltsliste ersichtlich wurde. Während ihres Schwangerschaftsurlaubs, den sie so kurz wie möglich gestalten wollte, hatte sich für Sam eine berufliche Perspektive offenbart.

Er und seine Lebensgefährtin hatten zahlreiche Gespräche geführt. Sie wohnten inzwischen zusammen, wobei Sam zu Mandy gezogen war. Manchmal waren es Unterhaltungen, die sich über Stunden hinwegzogen. Sam hatte keine Lust auf einen gewöhnlichen Beruf, auf einen, der von jedem mittelmäßigen Schulabgänger ausgeübt werden konnte. Er war begierig darauf, etwas Außergewöhnliches zu tun, etwas, was im Stande war, ihn jeden Tag neu herauszufordern und zu begeistern. Außerdem lag es ihm am Herzen, in einer Branche tätig zu sein, die für die gesamte Gesellschaft notwendig und nützlich war. Während die Zukunft von Sam immer mehr an Kontur gewann, wurde die von Mandy befruchtet. Allerdings anders, als sie es gerne gehabt hätte. Sie wurde an einem dieser dialogreichen Abende erneut

schwanger und brachte ihren zweiten gesunden Jungen zur Welt. Es war aber nicht alles Gold, was glänzte. Sam überwarf sich wegen seines Einzugs bei Mandy mit seiner Familie. Seine Mutter und sein Bruder Marvin hatten ihn stets bekehren und dazu verleiten versucht, seine Vaterpflichten zu erfüllen. Im gleichen Atemzug hatten sie von ihm gefordert, die Beziehung mit Mandy sofort zu beenden. Immer wieder wiesen sie ihn auf den Altersunterschied hin, redeten ihm die Vaterschaft als eine Jugendsünde ein und waren davon überzeugt, dass die Verbindung zwischen ihm und ihr keine Zukunft besaß. Für die Familie war sie nichts anderes als ein vorübergehender Lebensabschnitt. Sam weigerte sich, widersprach vehement und war nicht gewillt zu erfüllen, was seine Familienangehörigen eingefordert hatten. Daraufhin wurde ihm jegliche Unterstützung vom Elternhaus entzogen.

Durch die Geburt des zweiten Sohnes wurde Mandys berufliche Rückkehr unmöglich. Sam warf sich voll in sein Studium und nahm zudem Gelegenheits- und Aushilfsjobs an, um eine finanzielle Schieflage zu vermeiden. Für seine Loyalität gegenüber seiner Lebensgefährtin und den gemeinsamen Kindern wurde Sam schließlich vom Glück belohnt. Er lernte Leute kennen, die ihn auf seinem Weg zu unterstützen bereit waren. Durch diese Förderung wurde es ihm möglich, die persönliche Ziellinie zu überqueren. Sam wurde Pharmaforscher und übte somit einen Beruf aus, der ihm das bot, wovon er geträumt und was er sich gewünscht hatte. Er hatte einen Job, der täglich eine Herausforderung war. Er stieg zu einem Fachmann in der Branche auf und hielt gelegentlich Vorträge über die Analyse- und Synthesetechnik. Mittendrin fing er an, sich in seiner Freizeit, unterstützt von Mandy, mit der Erforschung neuer Entwicklungsmethoden für Medikamente zu beschäftigen. Er war einer der Fachkräfte, die darauf hinwiesen, dass sich das amerikanische Gesundheitssystem auf einem schmalen Grat bewegen würde. Wie seine Kollegen war er überzeugt, dass bei einer Epidemie oder Pandemie dem gesamten System ein Kollaps bevorstand. Manchmal wurde ihm hier und da ein offenes Ohr geschenkt, aber seine Warnungen erhielten nicht die Aufmerksamkeit, die er für nötig hielt und sich gewünscht hätte. Das

war die eine Welt, in der er lebte. Die andere war die mit seiner Familie, also Mandy und den gemeinsamen zwei Kindern. Zu seinen Eltern und zu seinem Bruder Marvin hatte Sam in all den Jahren überhaupt keinen Kontakt. Irgendwann erfuhr er, dass seine Angehörigen aus der Stadt in eine ländliche Gegend gezogen waren. Er hatte keine Ahnung davon, dass es sich bei dem neuen Wohnort um eine Entfernung von nicht einmal dreißig Kilometern gehandelt hatte. Von seinem Bruder hatte er nichts gehört und das bedauerte er. Marvin war der Ältere und eindeutig Stärkere und hatte ihm oft aus der Klemme geholfen. Egal ob zu Hause oder in der Schule, er war stets für ihn da. Dadurch wurde entweder eine Tracht Prügel vom Vater oder Schläge von idiotischen Mitschülern verhindert. Das Glück war endgültig perfekt und nicht imstande, größer zu werden, als Mandy erneut schwanger wurde. Längst war Sam nicht mehr gezwungen, nebenbei zu arbeiten. Sein Gehalt gestattete es ihnen, ein unbeschwertes Leben zu führen. Vor der Geburt ihrer Tochter Susan heirateten Sam und Mandy und aus Zorn auf seine Familie sowie aus Liebe zu ihr nahm er den Familiennamen seiner Frau an. Seit acht Jahren hieß er nicht mehr Snyder, sondern Sam Ridge. Adam hatte trotz des wiedergewonnenen Kontaktes den Nachteil, seinen Freund nur als Sam Snyder zu kennen.

Der Anruf seines Bruders hatte Sam positiv überrascht, obwohl er durch diesen zugleich irritiert worden war. Er kannte Marvin von jeher als den Stärkeren und den, der über alles die Kontrolle besaß. Bereits an seiner Stimme hatte er bemerkt, dass irgendetwas nicht in Ordnung war. Offenbar hatte sein Bruder das Zepter aus der Hand gegeben, mit dem von ihm die eigene Umwelt dirigiert worden war. Besorgt hatte er sich nach seinen Eltern erkundigt, aber sein Blutsverwandter wollte nicht am Telefon mit ihm sprechen, sondern ihn persönlich treffen und zwar unverzüglich. Sam hatte eingewilligt. Sie trafen sich eine Stunde später, sprachen zum ersten Mal seit Jahren miteinander und das Gespräch verlief in eine Richtung, die Sam nicht gefallen hatte. Schon nach wenigen Sätzen hatte er erkannt, dass Marvin unter großem Druck stand. Es war eine außergewöhnliche Situation für beide. Dermaßen nervös und besorgt hatte Sam ihn nie er-

lebt. Was er zu hören bekam, erklärte die desaströse Verfassung Marvins. Sam versprach, ihm zu helfen. Allerdings hatte er nicht vor, ins offene Messer zu laufen, sondern erschuf einen Zeitplan, der von seinem Bruder zähneknirschend akzeptiert wurde. Der zeitliche Faktor war der Anlass, der den Älteren einen Plan austüfteln ließ, eine Mission, die ihn zum Schluss das Leben gekostet hatte.

Zusammen wurde von den beiden ein Einbruch in Marvins Haus vorgetäuscht und Sam nahm die Unterlagen aus dem Tresor an sich. Er hatte seinem Bruder geschworen, die von ihm erhaltenen Anweisungen zu befolgen und zu keinem Punkt von dem abgesprochenen Vorgehen abzuweichen. Aus Sicherheitsgründen wurde ein Code vereinbart, der aus einem Lebenszeichen bestand. Es sah vor, dass sich Marvin alle zwölf Stunden bei Sam zu melden hatte. Die Absprache wurde über Tage hinweg eingehalten. Sam hatte für den Fall, nichts von ihm zu hören, strikte Order. Mehrfach hatte er sie wiederholt und sein Ehrenwort gegeben, die Vereinbarung einzuhalten. Er war es Marvin schuldig, sich an die Verabredungen zu halten, obwohl sie ihm wegen der Risiken und Gefahren zuwider waren. Den Vorschlag, die Behörden einzuschalten, hatte der Ältere vehement abgelehnt. Sam hatte eingesehen, dass Marvin im Recht war. Das Einschalten der Polizei hätte den unweigerlichen Tod ihrer spurlos verschwundenen Eltern bedeutet. Wie vereinbart, hatte sein Bruder alle zwölf Stunden ein Lebenszeichen von sich gegeben. Die Enttarnung eines ungeheuerlichen Komplotts schien nach Plan zu laufen. Der letzte Anruf des Älteren war einer, den Sam nie für möglich gehalten hätte. Marvin hatte am frühen Morgen angerufen und ihn angewiesen, mit sofortiger Wirkung so vorzugehen, als ob kein Lebenszeichen von ihm erfolgt wäre. Sam hatte geschockt reagiert. Das Telefonat mit seinem Bruder war zugleich ein Abschied für immer. Niemals war er davon ausgegangen, dass es so kommen würde. Es war der letzte Kontakt in ihrem Leben untereinander. Aus diesem Grund hatte er die Journalistin Molly Waterspoon kontaktiert.

Es war ein Schachzug des abgemachten Vorgehens und wegen dieses Anlasses hatte er seine Frau und Kinder in Sicherheit gebracht.

Später hatte er aus einem Internetcafé AM News angerufen und kurz bevor er Adams Stimme vernahm, wurde im Fernseher über den Brand im Haus seines Bruders berichtet. Er war nicht fähig, mehr zu sagen als das, was er zu ihm gesagt hatte. Inzwischen war er unfähig, sich an die ausgesprochenen Worte zu erinnern. Sam Ridge, der mit dem Familiennamen Snyder zur Welt gekommen war, hatte sich nie zuvor dermaßen hundeelend gefühlt. Er hatte die Anweisungen seines Bruders, wusste somit, wie er vorzugehen hatte.

Er war nicht so stark wie der Ältere und er hatte keinen Beschützer mehr, den er nach Mitternacht so dringend gebraucht hätte. Sam benötigte frische Luft, wollte einen klaren Kopf bekommen und überlegen, wie die Direktiven von Marvin am besten umzusetzen waren. Er ließ deswegen den Wagen stehen und ging spazieren. Er wusste, dass seine Frau und Kinder in Sicherheit waren. Auf Anweisung seines Bruders und nachdem, was geschehen war, hatte er sie an einem Ort versteckt, von dem er ausging, dass niemand dort nach ihnen suchen würde. Er hätte nicht an die frische Luft gehen sollen.

Sam Ridge traf während des Spaziergangs auf Baby und diese Begegnung hatte für ihn tödliche Folgen. Damit nahm er die Probleme seines Bruders und die von ihm erhaltenen und nun unerfüllten Aufgaben mit ins Jenseits. Die Ermittlungen von Forrest wurden dadurch erheblich durcheinandergewirbelt und erschwert.

3. Kapitel

Mittwoch

Als sich Forrest aus dem Bett gequält hatte, bemerkte er, wie leichtfertig er mit seiner Gesundheit in den letzten Monaten umgegangen war. Er spürte jeden einzelnen Meter in seinen Gliedern, den er in den letzten zwei Tagen zu Fuß zurückgelegt hatte. Es war kein richtiger Muskelkater, aber in gewissen Bereichen seiner Unter- und Oberschenkel, ebenso in seinem Rücken, verspürte er ein Ziehen. Eines, das ihm verdeutlichte, mehr Sport oder zumindest ausreichend Bewegung betreiben zu müssen. Es war eine Erkenntnis, die ihm am frühen Morgen weitaus weniger gefiel, als es im Lauf des Tages der Fall gewesen wäre. Betty schlief noch, deswegen verließ er das Schlafzimmer auf Zehenspitzen. Er hatte vor, einen Kaffee in der Küche zu trinken, allerdings wurden ihm Grenzen aufgezeigt. Zuerst fand er die Kaffeedose nicht und sah sich vergeblich nach Kaffeefiltern um. Er war bereit, aufzugeben und auf das gewohnte Morgengetränk zu verzichten, doch der Ehrgeiz ließ ihn die Kaffeemaschinenfunktionen betrachten. Verärgert erkannte er, dass für den Apparat gar keine Filter notwendig waren und mit dement sprechender Laune verließ er das Haus. Auf dem Weg ins Präsidium legte er einen Halt ein und holte in einem Stehcafé das Versäumnis von zu Hause nach. Obwohl er nicht wusste warum, berührte ihn das Schicksal von Marilyn und zugleich fragte er sich, ob sie noch am Leben war. Wenn nicht, wo befand sich ihre Leiche? Er vertrieb die Gedanken aus seinem Kopf. Sie hatten in dem Lokal nichts zu suchen. Bei der zweiten Tasse Kaffee fiel ihm auf, dass er tatsächlich Bettys Rat umzusetzen versucht hatte. Von ihr wurde ihm der Tipp gegeben, dem Beruf keinen Platz in seiner Freizeit einzuräumen.

Der Ratschlag war zugleich eine Warnung. Seine Frau hatte es satt, ihn ständig daran zu erinnern, dass es auch noch etwas anderes gab als Morde. Nicht immer gelang es. Vor allem dann nicht, wenn ein Fall und die Ermittlungen den gewünschten Erfolg vermissen ließen.

Gestaltete es sich derart, gab es ihm keine Ruhe, dass ein Täter frei herumlief und jederzeit zu einer Gefahr für die Allgemeinheit werden konnte. Ein Tötungsdelikt musste nicht zwangsläufig zu weiteren Morden durch die gleiche Person führen. Äußerst selten traf dies zu, aber widrige Umstände hätten zusätzliche Kapitalverbrechen durchaus zugelassen. Ein zufälliger Zeuge, eine unbeabsichtigte Begegnung, ein dummer Zufall konnten einen Menschen, der einem anderen das Leben genommen hatte, in die Enge treiben und Affekthandlungen auslösen. Nicht das Dasein war unberechenbar, sondern jedes Lebewesen, insbesondere der Mensch. Manchmal hatte ihm diese Erkenntnis den Glauben an das Gute genommen. Er hatte es Betty nie gesagt: Tatsächlich hatte es in jüngerer Vergangenheit eine Zeit gegeben, in der er ernsthaft über eine vorzeitige Pensionierung nachgedacht hatte. Letztlich war es ihm nicht gelungen, sich für diesen Schritt zu entscheiden. In jeder Verhaftung eines Mörders sah er eine Person, die Betty und den Kindern nichts mehr antun würde. Er war sich bewusst, dass zum Leben der Tod gehörte, aber eben nicht der gewaltsame. Es wurde mit den Jahren zu einem Lächeln der Ironie: Durch die aufgeklärten und unaufgeklärten Morde wurde er als Mensch wesentlich mehr geprägt als durch seine dunkle Hautfarbe. Forrest pflegte drei Tassen Kaffee zu trinken, bevor er das Haus am Morgen verließ und das war ein fester Bestandteil seines Tagesablaufs, seitdem er und Betty sich das Ja-Wort gegeben hatten. Es war eine Praktik und ein Ritual zugleich.

So unwesentlich es erschien – wenn diese Marotte überdacht wurde, kam zum Vorschein, dass sich ihr Eheleben in ein Gewohnheitsdasein verwandelt hatte. Bei dieser Feststellung wurde ihm bewusst, dass er im Grunde genommen nicht ein einziges Hobby hatte. Das Warum war einfach erklärt: Es gab keine Freizeitbeschäftigung, die ihn ausgefüllt hätte. Er wusste gar nicht, welches Gebiet der Horizonterweiterung oder der sinnlosen beziehungsweise sinnvollen Beschäftigung seines Geistes und Körpers ihn interessieren würde. Genau in dem Moment, als er sich vorgenommen hatte, auch in dem Lokal drei Becher Kaffee zu trinken, wurde es ihm durch den Code 140 untersagt. Die Notrufzentrale beorderte ihn in den Boston Public

Garden. Der Detective verzog bei der Anweisung das Gesicht. Es war egal, ob es sich um einen Mord oder Unfall handelte, ob es sich um einen Fund- oder Tatort drehte, eine Leiche zum Frühstück war das Horrorszenario zu Beginn eines Tages. Der Code besagte Forrest bereits, dass wahrscheinlich ein gewaltsamer Tötungsdelikt vorlag. Der Tod war wieder einmal schneller als er und dennoch verließ er mit übertriebener Eile das Stehcafé. Die einzige Freude, die er bis dahin hatte, wurde ihm von seinem Wagen bereitet. Es blieb ihm nämlich erspart, die Fensterscheiben abkratzen zu müssen. Wie er im Bett, hatte sein altes Vehikel die Nacht unter der Decke der Garage verbracht. Am Ort des Geschehens angekommen, wobei er so nah wie möglich am Haupteingang des Stadtparks geparkt hatte, war der Detective zunächst nicht sicher, welches Schauspiel ihm geboten wurde. Handelte es sich um einen makabren Witz, um einen bösen Scherz oder war das, was er sah, der Einfall eines völlig kranken Gehirnes? Forrest hatte in der Arlington Street geparkt, direkt am Westeingang zu dem beliebten Freizeitgelände. Von dieser Stelle aus konnten die Menschen an schönen Tagen die Skyline von Boston bewundern, die sich im Rücken der George-Washington-Statue in den Himmel hob. Dafür hatte der Detective keinen Blick. Er bedankte sich bei dem Police Officer, der ihn in die Parklücke gewiesen hatte, und blieb am Tor des Parks mit offenem Mund stehen. Was sich seinem Auge bot, war erschütternd, unwürdig und diskriminierend. Diese drei Wörter trafen auf die Statue zu, noch mehr auf den Leichnam, der auf das Denkmal gesetzt worden war. Mit dem Rücken lehnte der Tote an der Brust von George Washington und das skurrile Bild wurde durch den Schnuller, den die Leiche zwischen ihren Lippen hatte, auf eine absurde Weise schauderhaft. Forrest konnte nicht anders, aber das, was er sah, beschrieb er später als eine Szene, die in keiner Geisterbahn zu finden gewesen wäre und auf jeden Betrachter nachhaltig schockierend gewirkt hätte. Es war ein Anblick, für den ein Irrer verantwortlich war. Tief ergriffen und zugleich wütend legte er die wenigen Meter bis zu der Statue zurück, stieg dabei über lose Gerüsteile und blieb neben Peter Brandon stehen. Den Pathologen zunächst ignorierend sah er zu dem Toten auf dem Denkmal. Erst

aus dieser Nähe erkannte er und traute seinen Augen nicht, dass die Leiche wie ein Eiszapfen an einer Dachrinne an George Washington hing. »Holen Sie den armen Kerl da runter!«, zischte Forrest den Facharzt an, obwohl dieser keine Schuld an der Situation hatte.

»Hätten wir längst getan, aber der Sadist, der den Toten in diese Position gebracht hat, war bestrebt, dafür zu sorgen, dass er nicht runterfällt und hat die Leiche völlig durchnässt draufgesetzt.« Peter deutete auf einen Eimer. »Das hat dem Täter geholfen, der Behälter war mit Wasser gefüllt. Das Opfer klebt förmlich an unserem Idol«, erklärte er, unterstrich seine Worte mit einer ratlosen Geste und richtete seinen Finger auf die um die Statue eingestürzten Gerüstteile.

»Warten Sie bei der Kälte darauf, dass er auftaut?«, gab sich Forrest noch missgelaunter, als es ihm von vielen seiner Kollegen nachgesagt wurde, und sah die Gegenstände an, auf die Peter gezeigt hatte. Es hatte sich von selbst erklärt, wie die Leiche auf die Statue gekommen und wieso sie gefroren war. Das Denkmal wurde restauriert, ein Umstand, der dem Mörder entgegengekommen war.

Der Pathologe zuckte hilflos mit der Schulter und konterte den Detective mit höflichem Sarkasmus aus: »Ich war dagegen, dass wir den Toten mit einem Schneidbrenner aus der unangenehmen Lage befreien. Also habe ich meine Leute losgeschickt, um Sachen zu holen, die es uns ermöglichen, behutsam vorzugehen. Zumindest so weit, damit wir ihn runterholen können.«

Forrest nickte verstehend und bat Peter um Nachsicht für seinen Ton. »Diese Scheiße geht mir gewaltig gegen den Strich«, deutete er auf das entstellte Denkmal und sah erneut zu dem Toten. »Was für ein kranker Charakter macht so etwas?«, fragte er und trat auf die zweite Stufe des runden Sockels der Statue. Sofort schritt er zurück, da der Leichnam auf der Erhöhung aus seinem Blickfeld verschwunden war.

»Haben Sie etwas Geduld, ich denke, spätestens in einer halben Stunde liegt das Opfer zu Ihren Füßen«, sagte Peter, um den Detective aufzumuntern, aber offensichtlich hatte er die verkehrten Worte dafür gewählt, was er augenblicklich in einem scharfen Ton zu hören bekam.

»Halten Sie den Mund!«, bellte ihn der Ermittler an. »Ist der Tote nicht genug entwürdigt?«

Peter verdrehte die Augen. »Kein Grund, mir das gleiche Übel zu kommen zu lassen.«

Forrest winkte zornig ab und zündete sich eine Zigarette an, ohne den Leichnam aus seinem Blickfeld zu lassen. Nein, gestand er sich ein, er hatte längst nicht alles gesehen, was das Böse an Bildern fähig war, zu erstellen. Ja, er hatte Köpfe und Körperteile betrachtet und Tote gemustert, die nichts mehr mit einem Menschen gemeinsam hatten. In seinem Gedächtnis gab es kein Foto von einem Ermordeten, das erträglich wäre. Nur Bilder, die nicht bereit waren, seine Erinnerung freiwillig zu verlassen. Es waren Momentaufnahmen, die für alle Zeit zu bleiben gedachten. Gehäutete Oberkörper und blutleere Geschöpfe hatte er gesehen. Nichts hatte er schlimmer empfunden als das, was er aktuell sah. Der Schnuller im Mund des Toten war im Begriff, die Tat, den Tod und das Opfer zu verhöhnen. Eine Steigerung der sichtbaren Abwertung existierte seiner Ansicht nach nicht. Es war makaber: Die malträtierten Körper, die durchgeschnittenen Kehlen und die Löcher in den Stirnen, die ihm im Schlaf guten Tag gesagt hatten, gaben sich im Gegensatz zu dem toten Mann auf der Statue wie gnädige Gespenster. Die Träume kamen und gingen. Vielleicht nur, um ihn nicht vergessen zu lassen, dass sie vor ihrem Ableben keine Geister waren. Der Tote, der vor George Washington auf dem Pferd Platz genommen hatte, erschien ihm wie das Oberhaupt aus einem makabren Jenseits. Forrest Waterspoon wusste, egal, wie schrecklich die Bilder ursprünglich waren, mit der Zeit würden die meisten verblassen. Nur wenige blieben klar sichtbar und verschwammen auch nach vielen Jahren nicht. Der Tote auf der Statue gehörte zu diesem Fotoalbum in seinem Hirn und hatte zweifellos mit sofortiger Wirkung den Thron in seinem Kopf erobert.

Peter Brandon hatte sich mit der Zeitangabe getäuscht. Es dauerte fast eine Stunde, bis der Leichnam von dem Denkmal gehievt worden war. Um dem Toten keine weiteren Verletzungen zuzufügen, hatte der Pathologe darauf bestanden, den Festgefrorenen mit Föhngeräten aus dem Klammergriff zu befreien. Als der ermordete Mann in

einer Reiterstellung, die einem Jockey auf der Zielgeraden ähnlich war, seitlich auf eine Trage gelegt wurde, gab Forrest die gewählte Einsamkeit im Hintergrund auf und verließ den Stadtpark.

Ω

Während der Fahrt in das Department dachte er über den Schnuller nach. Für ihn stand fest, dass der Gegenstand zum derzeitigen Zeitpunkt ermittlungstechnisch nicht einzuordnen war. Ebenso, dass er ihn als eine Vorwarnung auf weitere Morde anzusehen hatte.

Dass von dem Täter beim Opfer ein Merkmal hinterlassen wurde, war ein Grund für die Befürchtung. Der nächste, dass der Kriminelle einen Fundort für die Leiche gewählt hatte, der Aufmerksamkeit zu erregen vermochte. Forrest neigte nicht zu Spekulationen, doch diesmal sprach einiges dafür, dass Boston unerwünschten Besuch von einem Serienkiller bekommen hatte. Womöglich war er dabei, es sich in der Stadt gemütlich zu machen und mit dieser Sorge wurde der Morddezernatsleiter konfrontiert.

Joshua Jason Calbott sah ihn wie einen Mann an, der von Schwarzmalerei zu leben schien. Skepsis und ein dementsprechendes Verhalten war er von Forrest gewohnt. Annahmen dieser Art und von derartiger Tragweite kannte er von dem Detective allerdings nicht. »Sie wollen mir nicht ernsthaft erzählen, dass sich Ihre Sorge auf dem Vorhandensein eines Schnullers begründet?«

»Sie wissen haargenau, dass Serientäter dazu neigen, ihre Handschrift zu hinterlassen. Einer hatte es mit Gedichten getan, ein anderer hinterließ an seinen Opfern eine bestimmte Blumensorthe oder eine Signatur. Ich denke, wir haben ein Problem.«

Der Morddezernatsleiter sah, dass es Forrest ernst war, was eine Verhaltensänderung bei ihm hervorrief. Anstatt sich dem Thema und irgendwelchen Theorien zu verweigern, gab er sich offen für eine Diskussion. Nie neigte der Detective zu Übertreibungen oder war durch solche aufgefallen. »Nehmen wir für einen Moment an, dass Ihre Besorgnis berechtigt ist, was erwarten Sie von mir? Und setzen Sie sich endlich, Sie machen einen völlig konfus!«, fügte JJ befehlend hinzu.

Forrest kam der Aufforderung nach und setzte sich an den Schreibtisch seines Vorgesetzten. »Sie müssen dafür sorgen, dass die öffentlichen Plätze mehr kontrolliert werden, insbesondere jene, die bei den Einwohnern und Touristen beliebt sind.«

»Ach, wie stellen Sie sich das vor? Unsere Abteilung kommt personalmäßig auf dem Zahnfleisch daher und der Polizeipräsident klagt seit Wochen darüber, dass zu viele Streifenwagen unbesetzt bleiben. Auf seinem Schreibtisch ist der Stapel der Krankenscheine wesentlich höher als die Akten mit Straftaten. Im Übrigen ist das Fach mit Bewerbungen leer. Forrest, wir haben keine Kapazitäten, dafür viele unerledigte Aufgaben. Da wäre zum Beispiel die Sache in der Eliot Street. Ich weiß, der Bezirk gehört nicht mehr zu Ihrem Zuständigkeitsgebiet, aber ich will dennoch, dass Sie den Fall übernehmen. Ehrlich gesagt, habe ich sonst niemanden. Die Grippewelle nimmt die Ausmaße einer Epidemie an.«

»Sie meinen den Hausbrand?« Joshua Jason bestätigte die Frage des Detectives mit einer Kopfbewegung.

»Klären Sie mich auf, ich habe in den Nachrichten nur gehört, dass es bei dem Feuer offenbar einen Toten gegeben hat.«

Joshua Jason Calbott machte eine entschuldigende Bewegung und nahm den Telefonhörer in die Hand. Er bat den Pathologen Brandon in sein Büro und widmete sich danach wieder dem Detective. »Haben Sie Nachsicht mit Peter. Er hat bis auf die kurze Pause im Pub gegenüber, bei der Sie uns ausnahmsweise die Ehre erwiesen haben, die letzten sechsunddreißig Stunden durchgearbeitet. Ich habe von der kleinen Meinungsverschiedenheit zwischen Ihnen im Stadtpark gehört. Streit in unserem Team ist das Letzte, was wir im Moment brauchen. Ich gebe zu, Peter mag gelegentlich abgebrüht und gefühllos daherkommen, aber er ist ein guter Mann und hat das Herz am richtigen Fleck. Vielleicht verhält er sich manchmal nur so, damit er den Job ertragen kann. Auch Pathologen sind nur Menschen.«

Forrest versprach dem Morddezernatsleiter, sich in Zukunft mehr zu bemühen, um den Hausfrieden zu wahren. Innerlich gab er zu, dass sein Vorgesetzter in allen Punkten recht hatte. Streit war nicht förderlich, in keiner Abteilung und sonst nirgendwo. Niemals hätte

er seinen Job mit dem des Pathologen tauschen wollen. Entgegen seiner Erwartung und der des Abteilungsleiters betrat Peter das Büro mit einem strahlenden Lächeln, nachdem er vorher angeklopft hatte. Ohne auf irgendwelche Anweisungen zu warten, holte er sich einen Stuhl aus einer Ecke, stellte ihn neben Forrest und nahm Platz. Der Detective hielt ihm augenblicklich die Handfläche hin und der Pathologe klatschte sie sanft ab. Es war typisch für Waterspoon, dass er umgehend fragte: »Wissen wir schon etwas über den Toten aus dem Public Garden?«

»Das wird Stunden dauern, Detective, ich bedauere. Wunder brauchen Zeit. Wir haben ihn von der Statue geholt und abtransportiert. Eine Autopsie ist erst möglich, wenn er aufgetaut ist. Äußerlich ist jedenfalls keine tödliche Verletzung ersichtlich. Weder an den sichtbaren Körperpartien noch an der Kleidung sind Blessuren zu sehen. Dafür kann ich Ihnen eine Sache mitteilen, die Sie umhauen wird.« Forrest runzelte die Stirn. Solche Ankündigungen beinhalteten seiner Erfahrung nach stets solche Details, die eigentlich niemand wissen wollte. »Erkenntnis eins: Bei dem toten Mann in der Eliot Street handelt es sich um einen gewissen Marvin Snyder, also den Hausbesitzer. Überraschung Nummer zwei: Wir haben kein Brandopfer. Der Verblichene wurde bestialisch gefoltert. Das Feuer ließ zwar nicht viel übrig, aber die Knochenverletzungen an den Händen und Füßen lassen nur diesen Schluss zu. Seine Identifizierung war anhand seines Gebisses so schnell möglich. Information Nummer drei: Der zuständige Brandexperte ist sich sicher, dass ein Brandbeschleuniger das Feuer ausgelöst hat, was heißt, das Haus von Marvin Snyder wurde bewusst angezündet.«

»Wie wurde er gefoltert?«, erkundigte sich Forrest.

»Die Knochen seiner Handflächen und ebenso der Spann des rechten und linken Fußes weisen eine erhebliche Gewalteinwirkung auf. Ich vermute, dass der Mann eine Art von Kreuzigung erfuhr. Jedenfalls sind es keine gewöhnlichen oder üblichen Verletzungen, die wir an Toten finden. Hinzu kommt, dass ich an einigen Fingern ähnliche Knochenverletzungen fand, der Mann ist durch die Hölle gegangen«, erwiederte der Pathologe bedauernd.

»Könnte es sein, dass er in irgendein Gerät oder eine Maschine geraten ist, die ihm diese Wunden zugefügt hat?«, erkundigte sich der Morddezernatsleiter.

»Unmöglich!«, antwortete Peter prompt. »Der Mann wurde definitiv gefoltert.«

»Das heißtt, Marvin Snyder wusste oder besaß etwas, was jemand wissen beziehungsweise haben wollte«, äußerte Forrest eine Vermutung, mit der er den Fall praktisch übernommen hatte.

Joshua Jason Calbott wandte sich an den Detective. »Diese einleuchtende Schlussfolgerung zeigt mir, dass Sie der richtige Mann sind. Der Fall gehört fortan Ihnen«, sagte er und hatte sich somit eines Personalproblems entledigt.

Forrest verzichtete auf einen Widerspruch. Obwohl er mit den Gedanken bei dem Toten im Boston Public Garden war, fuhr er zum abgebrannten Haus von Marvin Snyder, um sich ein Bild vom Tatort zu machen. Er fand keine Erklärung dafür: Während der Fahrt hatte er ständig das Gefühl, von dem ermordeten Mann auf der Statue begleitet zu werden. Er schien neben ihm auf dem Beifahrersitz Platz genommen zu haben und zu versuchen, Forrest etwas zu sagen. So sehr sich Waterspoon bemühte, ihn zu verstehen, die Buchstaben ergaben keine Worte. Sie blieben irgendwo hängen und waren deswegen so unhörbar, wie die Luft unsichtbar war. Vor den Überresten des Hauses von Marvin Snyder stellte der Detective fest, dass er sich die Fahrt hätte sparen können. Einige immer noch leicht qualmende Balken und Streben zeugten davon, dass an diesem Ort bis vor wenigen Stunden ein prächtiges Gebäude gestanden hatte. Feuerwehrleute überwachten vorsichtshalber den Brandherd, obwohl das Feuer alles vernichtet hatte und es nichts gab, falls es sich erneut entzünden würde, worauf es überspringen könnte. Neben ihnen waren Mitarbeiter der Spurensicherung vor Ort, die er vom Sehen her kannte, aber deren Namen ihm nicht geläufig waren. Das abgebrannte Gebäude lag abseits von anderen Häusern und wurde durch schneebedeckte Bäume von der Außenwelt abgeschirmt. Forrest sah sich auf dem Waldweg um, der zum Tatort führte, und erkannte, dass die vorhandenen Reifenspuren unbrauchbar waren.

Die großen Räder der Löschfahrzeuge hatten alle anderen Reifenabdrücke unkenntlich gemacht. Es war eine Notwendigkeit, die niemandem vorgeworfen werden konnte. Schließlich begab sich der Detective so weit in die Ruine hinein, wie es ihm von einem der Feuerwehrleute gestattet worden war. Dennoch zwang er Waterspoon dazu, seinen Hut gegen einen Helm einzutauschen. Die Gefahr, von einem herabfallenden Holzstück getroffen zu werden, war präsent. Forrest versuchte, sich die Innenräume des Gebäudes in intaktem Zustand vorzustellen und ging in seiner Fantasie den Flur entlang. Der rußgeschwärzte Rahmen einer Tür gab ihm den Blick auf eine Stelle frei, die vor dem Feuer ein Arbeitszimmer war. Ein völlig deformierter Monitor lag zwischen den verkohlten Trümmern, die zuvor ein Schreibtisch waren. Er betrat den Raum, der über keine Außenwände mehr verfügte, und stellte sich neben den zerstörten Computer, der entweder unterhalb des Arbeitstisches gestanden hatte oder in diesem eingebaut gewesen war. Der Detective sah nach rechts, damit in den dichter werdenden Wald. Die Hausmauer, wegen der er zuvor unsichtbar geblieben war, gab es nicht mehr. Forrest fiel ein Safe ins Auge, der ihm bis zu der Taille reichte und offenstand. Der Tresor war vom Ruß geschwärzt und wirkte auf seiner Position merkwürdig deplatziert. Obwohl er sich nichts davon erhoffte, sah er in den leeren Safe und sich dann weiter in den Trümmern um.

Er erreichte die Stelle, an der die Kollegen von der Spurensicherung tätig waren und schaute ihnen nach der Begrüßung einige Minuten bei der Arbeit zu. Erneut versuchte er, dem Raum eine Kontur zu geben und nahm an, dass er sich in einem Ausläufer des ehemaligen Wohnzimmers des Gebäudes befand. Zugleich wurde ihm bewusst, dass er die Fläche betreten hatte, an der die verkohlte Leiche gefunden worden war. Die Überreste einer Plastikdose und daneben unzählige kleine und große Nägel ließen ihn nachdenklich werden. Etwa abseits lag ein Hammer, dessen Stiel ein Opfer der Flammen geworden war und die angesengte Tischplatte, über der die Männer von der Spurensicherung knieten, wies zwei Löcher auf. Forrest erschauerte, er hätte nach den Vermutungen und Äußerungen von Peter Brandon kein Detective zu sein brauchen, um errahnen zu können,

was sich hier vor nicht einmal vierundzwanzig Stunden ereignet hatte. Angewidert verließ er die Überreste des Gebäudes. Auf der Rückfahrt wurde er von zwei Fragen belästigt. Die eine lautete: Was hatte Marvin Snyder gewusst oder besessen, das ihn das Leben gekostet hatte? Die andere galt nicht dem Schnuller, sondern dem Mörder des im Stadtpark aufgefundenen toten Mannes: Wer und wo bist du?

Ω

Bis Molly und Adam zusammengezogen waren, hatte es gedauert. Zunächst dachte der neue Senderinhaber daran, im Zuge des Stilwandels des Senders das großzügige Appartement ihres ehemaligen Arbeitgebers im dreißigsten Stock des Gebäudes vollständig umbauen zu lassen. Molly hatte sich strikt geweigert. Niemals wäre sie bereit gewesen, zwischen diesen Wänden zu leben und zu wohnen. Die Erinnerung an Richard Steve Bakster, an seinen feudalen Lebensstil und an die unzähligen Diskussionen mit ihm in diesem Raum wollte sie nicht aufleben lassen. Ihr Verlobter gab nach, obwohl es ihm schwere Gefallen war, und aus dem Appartement wurde ein Fitnessstudio für das Personal. Die Wohnungssuche gestaltete sich danach schwieriger als vermutet. Adam hatte vor, in unmittelbarer Nähe des Senders zu wohnen. Molly hingegen bestand auf einen ausreichenden Abstand, um abschalten zu können. Am Ende und nach einigen Reibereien setzte sie sich erwartungsgemäß durch und sie bezogen eine Vierzimmerwohnung in Jamaica Plain. Molly hatte sich in dem buntesten Stadtteil von Boston auf Anhieb wohlgefühlt, während von Adam eine Anlaufzeit benötigt wurde. Dafür waren womöglich seine vielen Reisen mitverantwortlich. Inzwischen war er genauso begeistert wie seine künftige Frau und genoss die Abwechslung, die Jamaica Plain den Einheimischen und den Touristen bot. So oft er konnte, somit selten, begab er sich in den Footlight Club, dem ältesten Laientheater der Vereinigten Staaten. Viel öfter hingegen ging er mit Molly durch die Straßen des Viertels, in denen das Leben pulsierte. Der Stadtteil schien der einzige Ort auf der Welt zu sein, an dem die Kulturen keine Probleme miteinander hatten. Hier wurden die Hautfarbe, die Herkunft und der Glaube keinesfalls berücksichtigt, sondern nur das Herz und der Charakter.

Als Adam an diesem Mittwochmorgen aufgewacht war, lag Molly nicht neben ihm. Er sprang aus dem Bett und fand sie in ihrem gemeinsamen Arbeitszimmer. Sie teilten sich den riesigen Raum, die Arbeit des einen war oft mit der Tätigkeit des anderen verbunden. So ersparten sie sich Wege durch die Wohnung und waren wie früher während ihres Jobs zusammen. Adam stellte sich hinter Molly und legte die Hände auf ihre Schultern. »Was machst du?«, fragte er und blickte über ihren Kopf auf den Bildschirm des Laptops.

»Ich versuche, mehr Material von Marvin zu finden.«

»Gestern hatte ich Schwierigkeiten, mich zu erinnern. Später wurde mir klar, dass der Bruder von Sam mit dem Vornamen gerufen wurde. Wir waren jung, aber Marvin war damals schon ein Bär von Mann«, damit verließ Adam den Raum und kam mit einem Kaffee zurück. Ein Gentleman durch und durch war er nicht, doch er hätte Molly eine Tasse mitgebracht, wenn nicht ein halbvoller Pott neben ihrem Laptop gestanden hätte. »Mit Marvin hatte ich wenig Kontakt. Er war ein oder zwei Jahre älter als Sam und soweit ich mich erinnern kann ein Typ, der Interessen hatte, für die Sam und ich in seinen Augen zu jung waren« ergänzte er seine Sätze, nachdem er zurückgekommen war.

»Du meinst Frauen?«

Adam lächelte. »Auch.«

»Du musst zugeben, dass die Brüder Snyder ein seltsames Gespann darstellen. Über den einen, nämlich Marvin, bekomme ich kaum Infos und der andere, also Sam, scheint überhaupt nicht zu existieren«, klappte Molly den Laptop zu und drehte sich zu Adam, der es sich auf dem Sofa ihrer Debattierecke gemütlich gemacht hatte.

»Ich kann nur wiederholen und verbessere mich zugleich: Dafür kann es tausend Gründe geben. Zum Beispiel eine Heirat, bei der er den Namen der Frau angenommen hat.«

Verheiratet ist Sam, das weiß ich.«

Molly stieß einen Seufzer aus. »Es wäre mir egal, mich macht nur die Liste mit den sechzig Namen stutzig. Ich sehe nichts, was eine Million Dollar wert sein könnte.« Sie blickte auf die alte Uhr, die an der Wand über Adam hing. »Ich muss los. Es warten zwei Gespräche

mit Kandidaten für den Kamerajob und ich brauche zusätzliche Themen für die Tagesgeschichte.«

Adam ließ sich einen Kuss geben und winkte Molly nach, als diese die Wohnung verließ. Nachdenklich schlenderte er ins Bad. Er hatte die Bestätigung von Sam, dass dessen Bruder ermordet wurde. Die Polizei hielt sich in Bezug auf Stellungnahmen dazu bedeckt. Die Frage war, woher Sam die Information hatte, dass sein Familienangehöriger umgebracht worden war und warum. Adam hatte nach all den Jahren Zweifel, ob er Sam trauen konnte. Wenn er sich charakterlich nicht verändert hatte, dann ja. Ob es so war, wurde durch die wenigen Gespräche mit ihm nicht ersichtlich. Nach der Morgentoilette inklusive einer ausgiebigen Dusche holte sich der Senderinhaber eine weitere Tasse Kaffee aus der Küche. Eine Unzufriedenheit wie schon lange nicht mehr ließ ihn nicht in Ruhe. Es war merkwürdig: Sam war in den letzten Jahren irgendwie nicht existent, weder in der Gegenwart noch in der Erinnerung. Adam hatte ihn nicht vergessen, aber nicht oft an ihn gedacht. Sie hatten eine wunderbare Zeit miteinander, bis sie ihre eigenen Lebenswege eingeschlagen hatten. Sein Freund war in dieser Hinsicht unschuldig. Schuld daran war zunächst sein Ziel, in der Filmbranche Fuß zu fassen. Danach war es der Erfolg als Kameramann, der ihn nicht zurückdenken ließ. Hinterher wurden es die Drogen und der Alkohol, nachdem er von ganz oben tief gefallen war. Als er sich gefangen und durch die Fürsprache von Melissa Bakster wieder Boden unter die Füße bekommen hatte, war er viel zu sehr mit sich beschäftigt, um an jemand anderen zu denken. Dann betrat Molly den geglätteten Teppich seines Lebens und schließlich hatte er News Channel geerbt. All das änderte nichts daran, dass er sich falsch verhalten und Sam mit in die Tonne seiner Verfehlungen geworfen hatte. Es war Fakt, dass Adam sich damals und zwischen-durch nicht erinnern wollte, nicht an früher und nicht an die Zeit danach. Dafür schämte er sich nun. Hin und wieder, einmal im Jahr, wurde er von Sam in seinem Kopf besucht. Dann träumte er von damals und ihrer Jugend. Die überschaubaren Aufeinandertreffen geschahen stets zu Zeiten, in denen Adam einen Freund dringend gebraucht hätte. Diese Tatsache hatte ihn davon abgehalten, nach Sam

zu suchen oder Kontakt mit ihm aufzunehmen. Mit Sam verbanden ihn immerhin die schönsten Jahre seines Lebens. Adam hatte deswegen manchmal ein schlechtes Gewissen, rückwirkend war es dennoch nicht zu ändern. Es war geschehen und es gehörte damit der Vergangenheit an. Trotzdem fühlte er sich in seiner Haut nicht wohl, allein schon deshalb, da sein Freund in großen Schwierigkeiten zu stecken schien. Ihm zu helfen war eine Möglichkeit, einiges wieder gut zu machen. Die Frage war, wie er ihn aus dem Schlamassel herauszuholen gedachte, abgesehen von der Forderung von einer Million Dollar. Nur kurz überdachte er den enormen Geldbetrag und stellte fest, dass ihm das Geld gleichgültig war, nicht jedoch die Ursache für die Geldforderung. Adam war sich sicher, dass die Summe die Probleme seines Freundes nicht endgültig lösen würde, unabhängig davon, in welche Angelegenheiten er sich hineinmanövriert hatte. Ob er in die Lage unbeabsichtigt geraten oder gedrängt worden war, wurde somit unbedeutend. Adam bedrückten die Gedanken, die er hegte und dadurch wurde ihm bewusst, dass ihn mit Sam trotz der Zeit ohne Kommunikation immer eine Freundschaft verbunden hatte. Letztlich war sie zunächst seinerseits und später beiderseits nicht gepflegt worden. Dennoch waren die Jahre, die er und Sam miteinander verbracht hatten, ein Teil ihrer Jugend und ihres Lebens. Diese Tage, diese herrlichen, wilden und unbeschwert Monate, niemand konnte sie ihnen nehmen. Er nahm sich vor, den in Bedrängnis geratenen Sam aufzuspüren. Wie und wo er nach ihm suchen würde, darüber wollte er sich später den Kopf zerbrechen. Einen Entschluss hatte Adam gefasst: Er hatte vor, ihm aus der Klemme zu helfen, egal, wie viel Mühe, Kraft, Überzeugungskunst und Geld es kosten würde. Plötzlich vernahm er im Hausflur ein Stimmengewirr, das mit jedem Wort lauter wurde. Er begab sich zur Wohnungstür und sah durch den Spion. Er erkannte Hausbewohner, von denen einer unter und einer über ihnen eine Wohnung hatte. Adam kannte den Grund der Meinungsverschiedenheit nicht, doch die zwei Streithähne waren kurz davor, sich am Kragen zu packen. Mit der Absicht, zu vermitteln, öffnete er die Tür und erstarrte prompt. Alles schien wie in Zeitlupe vor seinen Augen abzulaufen.

Er registrierte, wie vom Nachbarn aus der Etage unter ihm in die Tasche seiner Strickjacke gegriffen und eine Pistole hervorgezogen wurde. Ohne eine Vorwarnung nahm er den Kopf des Mannes ins Visier, der unbeeindruckt blieb. »Schieß, du Schlappschwanz! Du bist zu dumm, um deine Frau zu vögeln, alles muss ich tun!« Kaum hatte es der Kerl aus der höher gelegenen Etage ausgesprochen, wobei er die Sätze seinem Kontrahenten laut und provozierend entgegen geschrien hatte, wurde die vorübergehende Stille durch einen Knall gestört. Der Hausbewohner aus dem oberen Stockwerk blickte den Schützen verdutzt an, doch er sah ihn nicht mehr. Auf seiner Stirn hatte sich ein kreisrundes Loch gebildet und noch bevor er zu Boden fiel, war er bereits tot. Der Schütze drehte sich mit ausgestrecktem Arm und schussbereiter Waffe Adam zu. Die Starre, die von ihm Besitz ergriffen hatte, ließ ihn im richtigen Moment los. Der Senderinhaber wich einen Schritt zurück, schlug die Wohnungstür zu und warf sich instinktiv auf den Boden. Hätte er nur einen Sekundenbruchteil später reagiert, wäre die Kugel in seine Brust gedrungen. So durchschlug das Geschoß die hölzerne Tür und pfiff über ihn hinweg. Er robbte in das gemeinsame Arbeitszimmer, da es am nächsten lag, stand auf und sah sich um. Erneut war aus dem Hausgang ein Schuss zu hören, dann Tritte gegen die Wohnungstür gegenüber.

Adam bewaffnete sich mit einem Kerzenständer aus Metall, der ihm bis zu den Knien reichte und dennoch handlich war. Er eilte in die Küche und rief per Handy die Polizei an. Es war unfassbar, er hatte die Notrufnummer gewählt und trotzdem schien es eine Ewigkeit zu dauern, bis eine Stimme vorstellig wurde. Der Senderinhaber schilderte kurz und bündig die Ereignisse, nannte die Adresse des Geschehens und legte das Handy auf den Küchentisch, ohne die Verbindung zu beenden. Erneut fielen Schüsse. Schreie hallten durch das Gebäude, aber es hielt Adam nicht davon ab, zur Wohnungstür zu gehen. Er blickte durch den Spion und sah den Amokläufer aus der oberen Etage auf sich zukommen. Vorsichtshalber presste er sich gegen die Wand, aber der Schütze hatte nicht vor, ihn aufzusuchen, sondern schritt die Treppen hinab. Eine kaum zu ertragende Stille setzte ein. Sie legte sich wie ein schwarzer Vorhang über das Haus;

dann, völlig unerwartet, ein Schuss und noch einer und schließlich eine Ruhe, die leiser und schmerzlicher nicht sein konnte. Aus der Ferne hörte Adam Sirenengeheul und je näher es kam und umso lauter es wurde, schien es ihm, als ob die Sirenen der Polizeiautos und Krankenwagen eine Todesmelodie anzustimmen versuchten.

Eine Spezialeinheit der Polizei, ein SWAT-Team, welches für solche und ähnliche Einsätze gegründet, ausgebildet und ausgerüstet worden war, verschaffte sich radikal Zutritt in das Haus. Binnen weniger Minuten wurde klar, dass der Amokläufer seine Frau und danach sich selbst gerichtet hatte. Das Blutbad hatte ebenso das Leben der über Adam wohnenden Familie ausgelöscht. Neben dem Mann, der vor seinen Augen erschossen wurde, waren dessen Gattin und Kinder aus Eifersucht ermordet worden.

Ω

Forrest Waterspoon hatte von dem Ereignis gehört, als er sich auf dem Rückweg nach Boston befand. Er vernahm den Großalarm über den Polizeifunk und zuckte erschrocken zusammen, nachdem er die Adresse des Einsatzortes begriffen hatte. Ungeachtet des nachfolgenden Verkehrs blieb er augenblicklich am schmalen Seitenstreifen stehen und versuchte, mit dem Handy Molly zu erreichen. Forrest konnte nicht ahnen, dass sich seine Adoptivtochter in ihrem Büro im Nachrichtensender in einem Gespräch mit einem Kameramann befand und ihr Mobiltelefon aus diesem Grund ausgeschaltet hatte. Trotz des Hupkonzertes in seinem Rücken wählte er Adams Nummer. Nach zwei Versuchen gab er es auf. Ständig war das Besetztzeichen in seine Ohren gedrungen. Mit Vollgas hatte er vor, sich zum Tatort zu begeben, und übersah einen Verkehrsteilnehmer, der sich an ihm vorbeizwängen gedachte. Die Karambolage war unvermeidbar. Der Blechschaden, den Forrest verursacht hatte, wäre in Bezug auf seinen eigenen Wagen unerheblich gewesen. Zum Leidwesen des geschädigten Fahrers war es dem Detective eindrucksvoll gelungen, ein nagelneues ausländisches Auto aus Deutschland mit seinem alten Vehikel zu küssen. Für einige Stunden gerieten der Tod von Marvin Snyder und die unbekannte Leiche im Boston Public Garden für den Ermittler in den Hintergrund.

Der Blechschaden interessierte ihn nicht, der Papierkram mit der Versicherung noch weniger, seine Sorge galt ausschließlich Molly und Adam. Durch das ungeduldige Verhalten und seine offensichtliche, fast beleidigende Gleichgültigkeit wurde der geschädigte Fahrer unbewusst denunziert, was dem Detective weitere verbale Kontroversen bescherte. Schließlich ließ sich Forrest entnervt von einem Police Officer als Unfallverursacher vertreten und von einem anderen in den Stadtteil Jamaica Plain fahren. Vor dem Haus, in dem Molly und Adam wohnten, ließ er sich von dem Einsatzleiter des SWAT-Teams in Szene setzen und begab sich im Anschluss daran in den dritten Stock. Das Unheil riss nicht ab und wurde dadurch vervollständigt, dass es in dem historischen und dennoch sanierten Gebäude keinen Aufzug gab. An der Wohnungstür musterte Forrest das Einschussloch und spähte wie durch einen Spion hindurch. Er wusste bereits, dass Adam nicht verletzt worden war und doch trieb ihm der Anblick der ramponierten Tür trotz der Kälte Schweißperlen auf die Stirn. Er klopfte, rief nach seinem Freund, erhielt keine Antwort und drückte deswegen die Türklinke. Die Tür war unverschlossen und Forrest fand Adam in der Küche bei einem Bier vor. Nach dem Schreck und dem hinter sich gebrachten Ärger tat er, was er eigentlich nicht hätte dürfen, denn noch befand er sich im Dienst; ohne ein Wort schritt er an Mollys Verlobten vorbei, klopfte ihm dabei auf die Schulter und holte ein Bier aus dem Kühlschrank. Erleichtert nahm er Platz, prostete dem blassen Kameramann zu, setzte die Flasche an die Lippen und vergaß für den Moment sämtliche Aufgaben, die er zu erledigen hatte.

Adam zwang sich zu einem Lächeln. »Wahnsinn, oder?«, er stellte die Flasche auf den Tisch und sah Forrest an als ob er von dem Vorfall unbeeindruckt geblieben wäre. Das Gegenteil war der Fall.

»Ich habe mit dem Einsatzleiter der Spezialeinheit geredet und es wurden bereits einige Leute im Haus befragt. Offenbar handelt es sich um ein Eifersuchtsdrama, was nichts an der Tragödie ändert. Ich bin froh, dass du unverletzt bist.« Es war offensichtlich, dass Adam unter Schock stand und das Erlebte erst verarbeiten musste. »Willst du dich nicht untersuchen lassen oder mit jemandem über die Sache

reden?«, bot ihm der Detective insgeheim einen Polizeipsychologen an.

Der Verlobte von Molly schüttelte vehement den Kopf. »Es geht mir gut, ich komme klar«, lehnte er das Angebot ab. »Forrest, das war keine Eifersuchtstat.« Adam sah aus dem Fenster, vor dem kleine Schneeflocken durch die Luft wirbelten. »Eifersucht mag der Auslöser gewesen sein, aber der Mord, das war eine gezielte Hinrichtung, keine Affekthandlung.«

»Erzähl mir aus deiner Sicht, was geschehen ist«, bat Forrest den künftigen Mann seiner Adoptivtochter und schlug die Beine übereinander. Aufmerksam hörte er Adam zu und als dieser die Schilderung und seine Sichtweise des Vorfalls geschildert hatte, sagte er: »Okay, der Schütze wurde provoziert, vielleicht waren es die abschätzigen Worte, die seine Hemmschwelle sinken und ihn schießen ließen. Dennoch scheint es eine Tat zu sein, die aus Eifersucht verübt wurde.«

»Ich glaube das nicht«, widersprach Adam. »Du hättest es sehen müssen, dann könntest du verstehen, was ich meine. Wenn es eine Affäre zwischen der Frau des Schützen und dem Opfer gegeben hatte, wusste der Mörder schon länger davon. Ich habe es in seinem Gesicht gesehen, als er mit dem Ausdruck Schlappschwanz bezeichnet wurde. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass ihm bekannt war, dass ihn seine Frau betrügt, aber er hat es die ganze Zeit toleriert. Warum plötzlich nicht mehr? Forrest, du hättest die verschwommenen Augen sehen müssen, die waren kalt, seltsam leblos. Egal, was der Ermordete gesagt hat, selbst wenn er geschwiegen hätte, er wäre auf jeden Fall erschossen worden. Der Schuss in meine Richtung schien eher ein Reflex zu sein, nicht eine Bewegung, die den Vorsatz besaß, einen Zeugen zu töten. Der Kerl hat auf mich zunächst einen kontrollierten Eindruck gemacht, trotz der Wut. Nachdem ich hier saß und alles Revue passieren ließ, wurde mir klar, dass er dominant auftreten und Angst verbreiten wollte, mehr nicht. Was es auch war, die Affäre seiner Frau hat ihn nicht zum Gebrauch der Schusswaffe gedrängt. Er hat sich lange dagegengestemmt, es klingt dummkopfig, aber anders kann ich es nicht ausdrücken.«

Forrest wusste nicht, was er darauf sagen sollte. Seine Ratlosigkeit blieb Adam wegen Molly verborgen. Sie platzte plötzlich aufgelöst und aufgeregt in die Küche. Mit Tränen in den Augen nahm sie ihren Verlobten in den Arm, drückte seinen Kopf an ihre Brust und wog ihn hin und her, wie es eine Mutter mit ihrem Sorgenkind zu tun pflegt. Es dauerte einige Minuten, bis Mollys Angst einer bedrückten Erleichterung wich. Verstört nahm sie zur Kenntnis, dass sich die Anzahl der Bewohner des Hauses um sechs Personen reduziert hatte. »Ich kann es nicht fassen, dass Morton dazu fähig war«, schüttelte sie ungläubig den Kopf.

»Du kanntest ihn?«, fragte Forrest.

»Was heißt kennen? Nein, wir sind uns öfter im Treppenhaus begegnet. Er war freundlich und hilfsbereit und nachdem wir uns ein paar Mal gesehen hatten, wurden einige belanglose Worte gewechselt. Vor Kurzem hat er mir den Wäschekorb aus dem Keller bis vor die Haustür getragen. Für mich ist es unvorstellbar, dass er nun ein fünf-facher Mörder sein soll!«, sagte sie ungläubig.

»Man kann niemandem in den Kopf sehen«, warf Adam ein.

»Was hattest du für einen Eindruck von ihm?«, fragte der Ermittler und griff nach der Bierflasche, um sie zu leeren. Es war ihm noch nicht gelungen, den Ärger wegen des Unfalls und die Sorgen um Adam und Molly hinunterzuspülen.

Die Journalistin dachte nach und ihr Gesichtsausdruck verriet, dass sie unschlüssig war. »Schwer zu sagen, aber ich hatte das Gefühl, dass er zuletzt nicht er selbst war. Er wirkte meistens abwesend, wenn er sich mit einem unterhielt.«

»Drogen?«, warf Forrest in den Raum.

»Das kann ich nicht beantworten«, erhob sich Molly und brachte den Männern am Tisch den erforderlichen Nachschub an Alkohol. Bei dieser Runde schloss sie sich nicht aus und gönnte sich zum Erstaunen ihres Verlobten und Adoptivvaters ebenfalls ein Bier.

Molly, Adam und Forrest bemühten sich zwischendurch eifrig darum, andere Themen aufzugreifen, und es gelang ihnen sogar. Hin und wieder huschte jedem ein Lächeln über die Lippen, wenn es um eine Anekdote aus der Vergangenheit ging. Die Tragödie im Haus

ließ sich nicht komplett verdrängen. Es war Molly, die dafür sorgte, dass vom Detective die Leichen aus dem Park und der Ruine zurück aus dem Abseits geholt wurden. »Dad, hast du mit dem Fall Marvin Snyder zu tun?«, erkundigte sie sich, obwohl ihr solche Fragen nicht gestattet waren.

Forrest war Detective, Molly Journalistin und Adam der Inhaber eines Nachrichtenkanals. Das war in den Augen des Detectives beruflich nicht zu vereinbaren. »Wenn es so wäre?«, antwortete er deshalb fragend.

Molly sah ihren Verlobten an und erkannte, dass er ihr Vorgehen nicht guthieß. »Dann würde ich dir keine Frage dazu stellen. Wenn nicht, wäre die Möglichkeit gegeben, dich mit einer zu konfrontieren«, erklärte sie und zog sich dadurch aus der Klemme. Die Art, wie es ihr gelungen war, ihn neugierig zu machen, ließ Forrest schmunzeln und zugleich nachdenklich werden. Er stand tief in ihrer Schuld und nur er wusste, warum. Manchmal überkam ihn das Gefühl, sie zu hintergehen. Wenn, dann war er unfähig zu beurteilen, ob es zu ihrem Vor- oder Nachteil geschah. Aus diesem Grund gab er sich gnädig und gestattete ihr eine Frage zu dem brutal ermordeten Mann. »Weißt du, ob Marvin einen Bruder hatte?«

»Darauf hätte ich auch gern eine Antwort«, leerte Forrest die zweite Bierflasche und erhob sich. »Ich bin tatsächlich mit dem Fall betraut worden und habe bis jetzt praktisch nichts ermittelt. Deswegen wird es Zeit für mich«, verabschiedete er sich und verschwand. Als Forrest aus dem Haus trat, blickte er kurz auf den grau behangenen Himmel, aus dem wie aus einer zerrissenen Federdecke dicke Schneeflocken fielen, und danach zu den Männern, die mit dem Abtransport der Leichen beschäftigt waren. Der weiße Schnee, die dunklen Leichensäcke, die Bahnen und Särge, es passte nichts zusammen. In den letzten Tagen war in der Stadt alles verkehrt gelaufen.

Ω

Der General-Ernest-Lawrence-Logan-International-Airport in Boston wurde von den Einheimischen kurz und bündig Logan-International genannt. Er hatte Terminals für In- und Auslandsflüge und war einer der Flughäfen, der an manchen Tagen im Jahr seine Kapazitätsgrenzen überschritten hatte. Zum damaligen Zeitpunkt wurde der Flughafen auf dem sechzehnten Platz im Passagieraufkommen in den Vereinigten Staaten geführt und lag weltweit in diesem Ranking auf Position dreiundfünfzig. Parkplätze, Parkhäuser, Haltestellen von Buslinien und die der Blue-Line-U-Bahn-Linie sowie ein Fährhafen südlich des Terminals A sorgten für eine Infrastruktur, die den Reisenden eine angemessene, zeitlich zumutbare Zu- und Abfahrt ermöglicht hat. Der Flughafen lag in unmittelbarer Nähe der Massachusetts-Route 1A und besaß eine Anschlussstelle zu der Interstate 90, zu der auch der Ted-Williams-Tunnel gehörte, der teilweise unter dem Flughafengelände verlaufen war. Der Logan-International hatte die Schlagzeilen beherrscht, als bekannt geworden war, dass von dort zwei Maschinen gestartet wurden, die am 11. September 2001 in den Terroranschlag auf die USA verwickelt waren. Es waren jene Flugzeuge, die für den Einsturz der Türme des World Trade Centers gesorgt hatten. Vehe-ment waren daraufhin die Sicherheitsstandards des Flughafens kritisiert und verbessert worden, aber zumindest an diesem Mittwoch ohne einen ersichtlichen Erfolg und weitreichenden Konsequenzen.

Im Terminal A, am Tor 20, im Restaurant „Harpoon Tap Room“ saßen nämlich Venus und Merkur. Die Sadisten gaben sich unbeküm- mert, waren höflich und wer sie nicht kannte, hätte sie für erfolgreiche Geschäftsleute gehalten. Die zwei Männer trugen Anzüge, die vom Preisniveau in der Lage waren, ein kleines Unternehmen zu rui-nieren. Ergänzt wurde ihr Äußeres durch glänzende Ringe, ge-schmackvolle Krawatten, teure Aktenkoffer und tadellose Frisuren. Ihre unschuldigen Mienen hätten dafür sorgen können, fremde Men-schen zu Wetten zu verleiten, ob die Männer Aristokraten oder Dip-lomaten waren. Venus und Merkur erhoben sich galant und deuteten eine Verbeugung an, als sich Roger Dovell zu ihnen gesellte und vor dem Tisch, der von einer Sitzbank wie ein kostbares Gemälde um-

rahmt wurde, auf einem Stuhl Platz nahm. »Berichten Sie, meine Herren«, hielt sich Roger nicht mit langen Vorreden auf, sondern kam sofort zum Punkt.

Merkur überließ das Reden wie so oft Venus. Dieser Mann, vor dem Roger Dovell mehr als Respekt besaß, räusperte sich, bevor er das Wort ergriff. »Wir haben das Haus auf den Kopf gestellt und nichts gefunden. Wir haben uns Marvin zur Brust genommen, er schwieg beharrlich. Kurzum, die Aktion war ein Reinfall.«

»Bedauerlich, sehr bedauerlich.« Roger winkte eine Bedienung herbei.

»Niemand an Marvins Stelle hätte geschwiegen, unmöglich! Aus dieser Sicht halte ich den Einbruch für keine Ausrede, sondern für die Wahrheit.«

»Tun Sie das?« Roger bestellte sich einen Espresso und ein Mineralwasser dazu.

»Wenn es anders gewesen wäre, hätte er geredet, das garantiere ich Ihnen.« Venus rief der Kellnerin nach und orderte einen weiteren alkoholfreien Cocktail.

»Dann müssen wir den oder die Einbrecher finden. Hat er sich dazu geäußert?«

Venus bewegte sich nicht. Er saß starr und steif wie ein Brett da und selbst seine Augenlider schienen nicht zu wollen, dass er seine Umgebung für den Bruchteil einer Millisekunde aus dem Blick verlor. »Seinen Worten nach ist der Einbruch während seiner Abwesenheit geschehen. Er war die ganze Woche unterwegs und hatte ihn bei seiner Rückkehr festgestellt. Somit konnte er nicht sagen, an welchem Tag der Diebstahl erfolgt war. Ich habe es überprüft, er befand sich tatsächlich auf Reisen.«

»Das ändert nichts an dem Umstand, dass sämtliche Unterlagen fehlen, die in Marvins Besitz waren. Die Liste mit den Namen ist eine Sache, die anderen Dokumente die nächste. Wenn die Liste in falsche Hände gerät, dann ...« Roger Dovell unterbrach sich, als ihm seine Bestellung serviert wurde. Nachdem die Servicekraft wieder außer Hörweite war, fuhr er fort: »Falls die sechzig Namen zu Leuten gelangen, die mehr erfahren möchten, kommt es einer Katastrophe

gleich. Die Personen werden aufgesucht, befragt und am Ende nachgehen und reden. Dadurch würde eine Kettenreaktion ausgelöst werden, die das gesamte Projekt gefährdet. Sie müssen den oder die Einbrecher und die Liste sowie die dazugehörigen Unterlagen finden, ohne Wenn und Aber. Ebenso ist dafür zu sorgen, dass die sechzig Leute auf der Liste schweigen, wie Sie es anstellen, ist mir egal. Niemand ist unersetztlich.«

Das Gespräch war keine fünf Minuten alt, aber ein Gesichtsmuskel von Venus zeigte tatsächlich eine kurze Regung. »Wie stellen Sie sich das vor? Die Personen sind über das ganze Land verteilt.«

»Das ist Ihr Problem, so wie Ihr Honorar meines ist«, erwiderte der Geschäftsmann hörbar unzufrieden.

Merkur war fasziniert von Venus. Nie hätte er es für möglich gehalten, dass er an dem herzlosen Steinblock eine menschliche Regung zu sehen bekommen würde. Er selbst war nicht anders, auch er war kalt, agierte ohne Mitleid, aber er hatte Freude an seiner Arbeit und die verbarg er nicht. Mit strahlendem Lächeln nahm er den Schmerz seiner Opfer wahr. Er genoss ihre Schreie und Tränen, sie befriedigten seine nicht vorhandene Seele. Unabhängig davon, wie sadistisch Merkur handeln konnte, eines war ihm unmöglich: Das Niveau und den Stil von Venus zu erreichen. Im Vergleich zu ihm war er bei einem Schachspiel der Bauer, während Venus den König darstellte, obwohl er eben sichtbar die Mundwinkel verzogen hatte. Bereits beim nächsten Satz wurde Merkur klar, warum Venus die unbestrittene Nummer eins in ihrem Metier war. »Dann steigt der Preis«, sagte Venus und der Ton seiner Stimme verriet, dass es keine Verhandlungsbasis gab.

Roger Dovell hätte aufgegeht, wenn er nicht Angst vor Venus gehabt hätte. Irgendwann wollte er sich von dieser Furcht befreien, aber nicht jetzt, nicht im Moment, noch benötigte er dessen Dienste. Dennoch wagte er einen Protest. Er war sich sicher, dass Venus einen solchen erwartete. »Ich finde, dass Sie bereits sehr großzügig bezahlt werden.«

»Ich weiß, dass Ihre Wünsche in Bezug auf die Liste, Dokumente und die sechzig Personen meine Auslagen enorm in die Höhe treiben

werden«, konterte Venus mit gewohnter Kälte und bedankte sich bei der Bedienung für den Cocktail.

»Vielleicht werden Ihre Unkosten nicht so hoch, wie Sie es erwarten. Die Voraussetzung ist gegeben. Sie müssen den oder die Einbrecher finden und zwar schnell, bevor diese begreifen, was sie mit den Papieren in den Händen halten.«

»Wenn es die Diebe kapieren würden, dann hätten wir es nicht mit gewöhnlichen Gaunern zu tun, sondern mit Profis, die genau das wollten, was sie jetzt haben. Angenommen, es verhält sich so, was schätzen Sie, ist die Liste mit den Papieren wert?«, fragte Venus.

Roger Dovell fühlte sich wegen des nun wesentlich sanfteren Tonfalls des Mannes neben ihm wohler in seiner Haut. Er überlegte, neigte den Kopf von links nach rechts und zuckte letztlich mit der Schulter. »Ich denke nicht, dass es sich bei den Ganoven um Profis handelt. Wenn ich davon ausgehe, dabei verlasse ich mich auf Ihr Wort, dass ein Einbruch stattfand, dann waren es zwar geübte Diebe, aber solche, die mit der Liste bis jetzt nichts anfangen konnten.«

»Erklären Sie mir diese Vermutung näher, da Sie bei unserem letzten Gespräch eine andere Ansicht vertraten, und beantworten Sie bitte danach meine Frage«, erkundigte sich Venus nach dem Grund des Sinneswandels.

»Wenn es jemand bewusst auf die Papiere abgesehen hätte, dann hätten wir in der Zwischenzeit in irgendeiner Form davon erfahren. Der Auftraggeber des Einbruchs wäre längst an die Presse oder sonst eine Stelle herangetreten, eventuell sogar an uns, um aus dem Diebesgut Kapital zu schlagen. Bis auf einen kleinen Kreis weiß niemand, dass die Liste und die Dokumente existieren. Der Diebstahl der Unterlagen liegt inzwischen mindestens fünf Tage zurück, also gibt es weder einen Auftraggeber noch Profis, ansonsten wäre es publik geworden oder wir hätten eine Forderung erhalten. Das heißt für Sie, sich mit Amateuren herumzuschlagen, die zwar gut in Häuser einsteigen können, aber zu dämlich sind, um zu erkennen, was erbeutet wurde. Womit ich bei Ihrer Frage wäre: Die Liste und Papiere sind für jedermann unbezahltbar. Für mich und meine Interessengemeinschaft ist sie Millionen wert«, sagte er.

»Wie viel?«, erkundigte sich der Profikiller nach einer aussagekräftigen Zahl.

»Natürlich würden wir jede Forderung versuchen, nach unten zu drücken, aber ich denke, am Ende wären fünfzig nicht unrealistisch«, nannte Roger eine Summe. »Sie wissen genauso gut wie ich, dass niemand auf diesen oder einen niedrigeren und dennoch lukrativen Betrag länger als nötig warten würde. Die Gier ist ein menschlicher Trieb, wir alle sind von ihr besessen. All das lässt mich das Fazit ziehen, dass die Räuber vom Wert ihrer Beute keine Ahnung haben.«

Venus hatte über seinen Körper wieder die absolute Oberhand gewonnen. Nichts regte sich an ihm und schien ihn zu bewegen. »Ich schätze Sie als Geschäftsmann, deswegen ist es ein Gebot, fair zu bleiben. Wir bringen die gestohlenen Sachen zurück, aber alles hat seinen Preis. Ich komme Ihnen zur Hälfte entgegen und verlange fünfundzwanzig Millionen.«

Roger Dovell schluckte schwer und begann, innerlich zu bebren. Er selbst hatte diese Rechnungsstellung mit seinen Sätzen ermöglicht. Mit seinen Worten wurde ihm jede Verhandlungsbasis genommen und deswegen hatte er keine Alternative. Zähneknirschend willigte er ein. »Eine Sache noch: Überprüfen Sie noch einmal das private und berufliche Umfeld von Marvin, vielleicht wurde etwas übersehen«, erteilte er Venus eine letzte Order und winkte der Bedienung, um seine Rechnung zu bezahlen. Zugleich nahm er sich vor, am Tag der Honorarzahlung die Angst vor Venus endgültig abzulegen.

Ω

Forrest begab sich im Department zunächst in die Notrufzentrale, um sich über die Arbeitsumstände zu informieren.

Adam hatte sich bei ihm beschwert, dass sein Notruf erst nach einer gefühlten Ewigkeit bearbeitet worden war. Ohnehin hätte er die Räumlichkeiten aufgesucht. Er wollte Jesse Owens bitten, ihm bei den erforderlichen Recherchearbeiten zu helfen. Dafür war ein Einverständnis von Joshua Jason Calbott nicht notwendig. Seit geheimer Zeit verstand Jesse Owens in gewisser Weise dem Detective. Forrest hatte sich eingesetzt, dass er im Polizeidienst verbleiben konnte, obwohl er durch erlittene Verletzungen bei einer Bombenex-

plosion körperlich eingeschränkt war. Er saß im Rollstuhl, hatte einen Unterschenkel verloren, aber glücklicherweise nicht den Lebensmut. Seit dem Drama versah er seinen Dienst überwiegend in der Telefonzentrale der Behörde. Rief der Detective nach ihm, bedeutete es für ihn eine Abwechslung im monotonen Berufsleben. Im Büro klärte Forrest seinen Partner, als solchen sah er Jesse an, über die Gesamtsituation auf. Danach stellte er ihm die Frage, mit der er von Adam konfrontiert worden war.

»Was ist eigentlich in der Notrufzentrale los? Ich habe gehört, dass Anrufer immer häufiger unter einer längeren Wartezeit zu leiden haben. Mangelt es auch bei euch an Personal?«

Jesse hievte sich aus dem Rollstuhl in den sperrigen Bürostuhl. Trotz seiner fast zwei Meter Länge hatte er so über den Schreibtisch einen besseren Überblick. Er ließ den Computer hochfahren und beantwortete nebenbei die Frage des Detectives. »Ja, zurzeit bräuchten wir tatsächlich mehr Telefone und damit mehr Leute. Es ist schier unglaublich, was im Moment abgeht.«

»Was soll das sein?«

»Wir bekommen laufend Notrufe wegen häuslicher Übergriffe. Das geht seit Wochen so und scheint immer schlimmer zu werden. Am Anfang hielten wir es für eine vorübergehende Phase und schoben es auf alles Erdenkliche, wie zum Beispiel das miese Wetter. Aber daran liegt es nicht und die Gewalttaten nehmen an Intensität zu. Es kommt mir vor, als ob eine Epidemie ausgebrochen wäre.«

Forrest war über die Aussage erstaunt. Ähnliches hatte er in den vergangenen Tagen öfter gehört und während seiner erfolglosen Suche nach Marilyn persönlich erlebt. »Okay, Jesse, eine Epidemie ist es sicher nicht, sondern eine Phase, die hoffentlich bald in ihrer Intensität zu Ende geht. Wir, mein Guter, haben andere Sorgen und es liegt eine Menge Arbeit vor uns. Hast du nach wie vor nichts gegen Überstunden?«

»Ist schön, wieder hier zu sein und helfen zu können, Sir, legen wir los. Womit soll ich anfangen?«

Forrest wies ihn ein und wurde durch das Läuten des Telefons dabei unterbrochen. Schließlich, als Jesse eingeweiht war, was Water-

spoon vorab wissen wollte, begab sich der Detective zu Peter Brandon in die Pathologie, der ihn eben telefonisch darum gebeten hatte. Wie immer betrat er die Räumlichkeiten mit einem Unbehagen. Alle Tat- und Fundorte besaßen nicht die abstoßende Wirkung, mit der Forrest in der Pathologie stets zu kämpfen hatte. Auf den Seziertischen wirkten die Leichen wie untot und in ihrer Nacktheit beklagten sie ihr Leid. Sie warfen ihm vor, nicht da gewesen zu sein, als sie seine Hilfe gebraucht hatten. Die tödlichen Wunden sowie die vor dem Ableben erlittenen Verletzungen zogen ihn zudem in ein Tal der Selbstvorwürfe. Es war so, er musste sich überwinden, um den Arbeitsplatz von Peter Brandon zu betreten. Jedes Mal versuchte er, seine Gefühle zu verbergen, und gab sich mit Absicht übertrieben selbstbewusst. Genau dieses gespielte Verhalten wurde zum Verräter seiner Unsicherheit. Auch diesmal wollte Forrest mit einem dominanten Auftreten die Kontrolle über seine Emotionen behalten. Kaum hatte er den Sezierraum betreten, blieb er wie angewurzelt stehen und starrte auf eine der Obduktionsflächen.

»Was Sie da sehen, sind die Reste von Marvin«, wurde er von Peter Brandon in dessen Totenreich begrüßt. Für einen kurzen Augenblick beschlich Forrest das Gefühl, gleich in Ohnmacht zu fallen. Irgendwie gelang es ihm, sich auf den Beinen zu halten. Die verkohlte Leiche sah erschreckend aus. Zu allem Überfluss roch sie äußerst unangenehm. Wie in Trance folgte der Detective dem Pathologen zu Marvins verbrannten Überresten, der ihn wegen seines Befindens auszulachen schien. Peter deutete mit einem Stift auf die obere Handfläche des entstellten Körpers, danach auf den Spann der Füße. »Sehen Sie, das sind Verletzungen, die von einem Nagel herrühren. Die Spuren- sicherung hat solche, die zu den Wunden passen, neben dem Toten gefunden.« Peter hob mit dem Stift eine der Hände an und deutete auf einen der Finger des gefolterten Leichnams. »Sehen Sie, diese Kerben, Rillen und Absplitterungen stammen ebenfalls von Nägeln, zwar von deutlich kleineren, die aber ebenso fürchterliche Schmerzen bei dem Opfer verursacht haben. Der Mann ist vor seinem Tod durch die Hölle gegangen«, wandte sich Peter von der Leiche ab und Forrest zu.

»Jetzt ist er unfreiwillig dort«, bemerkte der Detective und fand seine Aussage sogleich respektlos. »Der Tote ist also definitiv Marvin Snyder?«

Peter nickte, wusch sich die Hände und begab sich in einen kleinen Raum, der sein winziges Büro darzustellen hatte. In manchem Winkel der Pathologie hatten die Leblosen eindeutig mehr Platz als die Lebenden. »Ich habe in der Datenbank nachgesehen und bin auf etwas gestoßen, das Sie womöglich interessiert. Vor zwei Jahren wurde in New Orleans ein Mann auf die gleiche Weise gefoltert und umgebracht. Genauso wie hier wurde der Leichnam in einem abgebrannten Haus entdeckt. Vor fünf Jahren geschah dasselbe in Tulsa. Ich konnte mit den Kollegen sprechen und die Foltermethode ist in diesen Fällen identisch mit der, wie sie bei Marvin Snyder angewendet wurde. Keine Ahnung, ob Sie damit etwas anfangen können.«

Forrest bedankte sich. »Durchaus, es bestätigt meine Vermutung. Der Mörder ist keinesfalls ein gewöhnlicher Verbrecher. Es scheint sich, worauf die Folterart hinweist, um einen Profikiller zu handeln. Einerseits beruhigend, da wir zumindest in dieser Hinsicht womöglich keine weiteren Opfer zu befürchten haben. Andererseits beängstigend, dass er im Laufe der Jahre nicht gefasst werden und somit jederzeit an jedem Ort erneut zuschlagen kann. Was ist mit der Leiche aus dem Stadtpark?«

»Ich fange mit der Obduktion nach Ihrem kurzen Gastauftritt an.« Forrest runzelte die Stirn. »Wissen Sie, was ich mich frage?«

Der Pathologe zuckte ahnungslos mit der Schulter. »Nein, aber Sie werden es mir gleich sagen.«

»Ich frage mich, wieso die Leiche auf die Statue von George Washington gebracht wurde. Ich meine, dazu war ein Aufwand erforderlich, der auf jeden Fall ein Risiko dargestellt hat. Die Möglichkeit, entweder gesehen oder gehört zu werden, stieg dadurch erheblich.«

»Ich werde sehen, ob ein Hinweis darauf an der Leiche zu finden ist«, verstand der Pathologe den Wink des Detectives.

Forrest wollte gehen, aber Peter hielt ihn mit weiteren Worten zurück. »Hören Sie, Detective, ich bin noch nicht lange hier, doch trotz

der kurzen Anwesenheit von knapp einem Jahr haben wir schon einiges erlebt. Denken Sie nur an die Körperteile. Ich weiß, meine Art mit den Toten umzugehen entspricht nicht Ihren Vorstellungen, aber es ist ein Verfahren, wie ich den Tod und die Todesumstände verarbeite. Die Sprüche, die ich gelegentlich los lasse, haben nichts mit den Menschen zu tun, die ihr Leben verloren haben, schon gar nicht, wenn es durch gewaltsame Weise geschah. Ich habe Respekt vor dem Tod und den Toten, aber ich werde mich von beiden nicht meines Daseins berauben lassen und vor Ehrfurcht erstarren.«

Forrest hob die Hand und brachte den Pathologen damit zum Schweigen. »Peter, ich gebe zu, dass ich bei Ihrem Dienstantritt skeptisch war. Das lag an Ihrem Vorgänger und an Ihrem Alter. Sie sind entgegen meiner Befürchtung verdammt gut in Ihrem Job und in dem, was und wie Sie es anstellen. Es tut mir leid, die Zurechtweisungen meinerseits waren unangebracht. Fakt ist, dass ich mit dem Tod eines Menschen immer weniger zurechtkomme und überhaupt nicht, wenn die ermordete Person wie im Public Garden verhöhnt wird. Den Zorn darüber habe ich auf Sie abgewälzt. Sorry dafür.«

Der Pathologe lächelte verständnisvoll. »Einverstanden. Bei einem Glas Bier vergisst es sich schneller, was halten Sie davon?«

»Okay. Ich bringe Jesse mit. Er unterstützt mich seit heute.«

»Fantastisch, das verspricht, ein lustiges und interessantes Feierabendbier zu werden.«

Als Forrest Minuten später sein Büro betrat, wirkte Jesses Anwesenheit belebend und zugleich beruhigend auf ihn. Er musste lächeln, als er auf seiner Schreibtischhälfte einige Blätter liegen sah, die sein Partner in der Zwischenzeit für ihn ausgedruckt hatte. Ermattet ließ er sich in seinen ächzenden Stuhl fallen. Der Tag war schlecht angegangen, zu lang gewesen und durch wenige geringe und heftige Missstöne zu einer Tortur für Körper und Geist geworden. Forrest richtete sich auf. »Wir erledigen den wichtigsten Papierkram und danach gehen wir mit Peter ein Bier trinken. Heute erreichen wir so oder so nichts mehr und ab morgen hat der Mord im Public Garden oberste Priorität.«

»Wie du meinst, Boss, du bestimmst. Wusstest du, dass im Haus von Marvin Snyder vergangene Woche eingebrochen wurde?« Forrest schüttelte verneinend den Kopf. »Er hat ihn am Freitag festgestellt und unverzüglich zur Anzeige gebracht. Ich habe mit den Polizisten gesprochen, die es aufgenommen haben. Sie sind heute nicht im Dienst, stehen uns deswegen erst morgen für Fragen zur Verfügung.«

»Sehr gut! Nicht der Umstand, dass wir auf alles warten müssen, sondern deine Arbeit. Wirklich gut gemacht!«, lobte Forrest den jungen Mann ihm gegenüber, der, wie es schien, an nichts zerbrechen konnte. Der Detective bewunderte Jesse für diese Gabe und den Elan, den er sich selbst durch die körperliche Behinderung nicht nehmen ließ. Er trainierte, wartete auf eine Prothese für den fehlenden Unterschenkel und gab die Hoffnung nicht auf, doch noch eines Tages wieder laufen zu können. Die Chancen dafür waren vorhanden, aber sie waren gering.

Später im Lokal gegenüber dem Department wurde es ein angenehmer Abend. Forrest trank fünf Bier, so viel wie schon lange nicht mehr, schließlich hatte er bereits zwei bei Adam getrunken. Er nahm die gesamte Zeche auf sich und begab sich um elf Uhr mit einem Taxi nach Hause. Die Frage, wo sich eigentlich sein Wagen befand, war für ihn zweitrangig. Wer hätte die alte Kiste, die an den meisten Stellen durch Rost zusammengehalten wurde, zu stehlen versucht? Egal, wie locker und leger die zurückliegenden Stunden verlaufen waren, der Detective hatte während dieser Zeit keinen Zugang zu der seelischen und moralischen Pforte in seinem Körper gefunden. Er konnte es nicht beim Namen nennen, war unfähig, es annähernd zu beschreiben, von irgendetwas wurde er gequält. Es ließ ihn nicht los, nachdem er zu Bett gegangen war. Irgendwann fielen ihm die Augen zu, wodurch er für wenige Stunden endlich die Ruhe fand, nach der er sich gesehnt hatte.

Besteht Interesse zu Ende zu lesen?

1/5 des Inhalts ist geschafft, der Rest des Inhalts kann zu einem Sonderpreis erworben werden, mit dem Kauf wird zudem das Kinderhospiz "Arche Noah" in Gelsenkirchen unterstützt.

So funktioniert der Download:

1. Titel auswählen und in den Warenkorb legen. Wenn abgeschlossen:
2. Zum Warenkorb gehen
3. Unter dem Cover des bestellten Titel oder dem Bild des gewünschten Titels befindet sich ein Feld mit dem Titel "Gutscheincode". Dort den Code eingeben und darunter auf Übernehmen klicken. Der Einkaufsbetrag springt von 9,99 € auf den ermäßigten Preis.
4. Zur Kasse gehen.
5. Nach Abschluss der Bestellung kommt eine Bestellbestätigung, die den Link zum Download zur Verfügung stellt. Der ganze Prozess ist mit etwas Übung in Windeseile abgeschlossen.

Der Code für den Titel "Die Liste" lautet: EB03GL11

Der Preis und zugleich die Spende beträgt: 3,00 €

Bemerkung: Wenn der Titel gefallen hat, wäre ich für eine Bewertung unter anderem hier sehr dankbar: [https://www.gelsenkrimi.de/leserkreis/leserkreisseite/2855777 bewertungen](https://www.gelsenkrimi.de/leserkreis/leserkreisseite/2855777_bewertungen)

Interview zu Gelsenkrimis

Die Reihe der unabhängig voneinander lesbaren Gelsenkrimis neigt sich dem Ende entgegen. Bald wird Band 15 erscheinen, mit dem 18. Titel ist dann Schluss, obwohl die Gelsenkrimis zahlreiche Leser*innen mit kurzweiligen, schrägen, stets spannenden und wendungsreichen sowie mit Humor gespickten Kriminalfällen unterhalten konnten. In Gelsenkirchen wohnhafte Freunde des Autors und der Serie haben Roman Just dazu befragt.

Die Unterhaltung, aus der fast schon ein Verhör wurde, letztlich ein nettes Interview darstellt, fand am 18. Januar 2026 in der Holtwiesche 11 in Gelsenkirchen statt, anwesend waren Ilse, Oscar und Dirk und natürlich der Autor und Selfpublisher. Geplant war der Akt nicht, stattdessen kam es in der Fußgängerzone zu einer zufälligen Begegnung, die dann mit einem Umtrunk in privaten Bereich fortgesetzt wurde. Die Fragen, die wegen der Idee sie im Gelsenletter zu veröffentlichen, sind im Verlauf des Treffens rekonstruiert und festgehalten worden.

Die Fragen von Dirk

Warum genau 18 Bände? Jede Staffel hat am Ende sechs Bände, was nicht irgendwelchen Allüren geschuldet ist, sondern werbetechnischen Zwecken dient.

Hast du das Ende der Serie von Anfang an geplant? Nein, ich hatte weder die Reihe, ihren Anfang noch den Schluss im

Kopf. Alle Fälle von Privatdetektiv Eric Holler sind aus dem Bauch heraus entstanden.

Gibt es noch unentdeckte Aspekte der Protagonisten, die du erforschen möchtest? Ja, Erics Vergangenheit in Amerika, aber mal sehen, ob mich die Muße in dieser Hinsicht küsst.

Wie beeinflusst der Feedback deiner Leser deine Entscheidungen? Ich lese alle Rückmeldungen und lasse sie in meine Arbeit einfließen, ohne jedoch meine Vision aus den Augen zu verlieren. Ob positiv oder negativ, alle Meinungen zu meinen Titeln sind mir wichtig, helfen dabei, mich zu verbessern.

Ist es schwer, sich von den Charakteren zu verabschieden? Wird sich herausstellen, noch ist es ja nicht soweit, aber ich denke, damit werde ich keine Probleme haben.

Gibt es Pläne für Spin-offs oder verwandte Werke? Ja, eben die Gelsentriller.

Hast du ein Lieblingsbuch der Serie? Jedes Buch hat seinen eigenen Charme, aber die ersten drei Bände haben für mich etwas Besonderes.

Wirst du nach dem Ende der Serie eine Pause einlegen? Bestimmt nicht.

Was war die größte Herausforderung beim Schreiben dieser Serie? Ich habe zu einem Titel einen Plot erstellt, einfach die Dinge meiner Fantasie überlassen. Doch spätestens ab der zweiten Staffel haben mich die Rezensionen schon ein wenig beeinflusst, indem ich zwischen schräg und humorvoll einerseits und Unterhaltung sowie Spannung einen Mittelweg einhalten wollte.

Was möchtest du deinen Lesern mit auf den Weg geben?

Meine Dankbarkeit für ihre Unterstützung und die Hoffnung, dass sie die letzten Bände genauso genießen werden wie die vorherigen.

Die Fragen von Ilse

Was inspiriert dich beim Schreiben deiner Krimis? Ein leerer Blatt Papier, besser gesagt, ein neues Dokument auf dem PC ohne Inhalt und Überschrift.

War es immer dein Traum, Schriftsteller zu werden? Nein, aber das Schreiben war schon früh eine Leidenschaft von mir.

Wie sieht ein typischer Arbeitstag für dich aus? So etwas gibt es bei mir nicht. Der Tag geht mit den neuesten Nachrichten an, danach werden die Postfächer überprüft, schließlich packt es mich oder eben nicht. Manchmal schreibe ich ohne Unterbrechung sechzehn Stunden oder mehr, dann wieder gar nicht. Meine Fantasie muss Lust haben, das lässt sich nicht erzwingen.

Hast du literarische Vorbilder? Eigentlich nicht, aber ein paar Titel von Konsalik haben mich beeindruckt, sehr gerne wurde Alistair McLean von mir gelesen.

Wie gehst du mit Schreibblockaden um? Wir gehen in die zweite Januarhälfte und ich könnte nun sagen, im Moment leide ich unter einer Schreibblockade, aber das ist Quatsch. Wie erwähnt, die Fantasie muss Bock haben, dann geht es von allein, im Moment stottert der Motor ein wenig.

Was hat sich seit deinem ersten Buch in deinem Leben verändert? Gar nichts, außer das 36 Titel dazu gekommen sind und ich weiß, dass jede Zeile von mir geschrieben wurde.

Wie wichtig ist dir der Austausch mit anderen Autoren? Da lege ich überhaupt keinen Wert darauf. Ich möchte meinen Weg gehen, mich nicht biegen, belehren oder manipulieren lassen, indem ich dies oder das beherzige, was mir geraten wird. Nein, ich will selbst auf diese oder jene Verbesserung kommen und so bleiben wie ich bin. Nur weil ich Bücher schreibe, bin ich nichts Besonderes und ich wäre es auch dann nicht, wenn mir ein Bestseller gelungen wäre.

Wann hast du daran gedacht, in einem anderen Genre zu schreiben? Schon immer spielte ich mit dem Gedanken einen historischen Roman zu schreiben, die fiktive Geschichte der "Zwanzig Jahre" verfolgt mich seit frühesten Jugend.

Was macht dir am meisten Freude beim Schreiben? Wenn meine Fantasie mit mir durchgeht, ich eine Szene schreibe, bei der ich lachen muss, egal, wie ernst sie ist.

Welche Rolle spielt die Leserschaft in deinem Leben? Eine große Rolle. Sie motiviert mich, weiterzumachen und immer besser zu werden.

Die Fragen von Oscar

Was erwartest du vom Abschluss der Gelsenkrimis? Ein Gefühl etwas erledigt zu haben.

Wie denkst du, werden deine Leser auf das Ende reagieren? Kommt darauf an wie sich das Ende gestalten wird, was

ich heute noch nicht sagen kann. Letztlich wird es vielleicht ein paar Leser geben, die Holler und Werthofen vermissen werden.

Wird es ein großes Finale geben? Kann ich nicht sagen, nur logischerweise hoffe ich, dass meine Fantasie einen würdigen Abgang erschafft, der in Erinnerung bleibt.

Was wirst du am meisten vermissen, wenn die Serie endet? Den regelmäßigen Austausch und das Feedback der Leser zu Hollers Kriminalfällen.

Hast du schon Ideen für zukünftige Projekte? Die kommen von selbst und mittendrin. Wie bekannt, werden den Gelsenkrimis die Gelsenthiller folgen, doch ein Ziel hat Vorrang, nämlich alle angekündigten Titel fertigstellen, bevor neue in Aussicht gestellt werden.

Wie siehst du die Entwicklung der Kriminalliteratur in den nächsten Jahren? Da wird es keine großen Veränderungen geben, bis auf eine: Viele Autoren werden sich als solche bezeichnen, obwohl sie ihre Idee gar nicht selbst zu Papier gebracht haben, sondern die KI das Schreiben überließen.

Gibt es Themen, die du in Zukunft erforschen möchtest? Nein, über so etwas denke ich so oder so nicht nach, dass meiste entsteht bei mir ohnehin spontan, eben ohne Plot, ebenso ohne irgendeinen Plan.

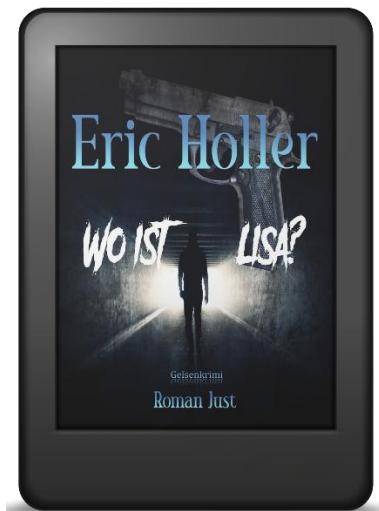
Wie gehst du mit dem Druck um, die Serie erfolgreich abzuschließen? Ich mache mir keinen Druck, entweder die letzten Bände werde gefallen oder eben nicht.

Was ist dein größter Wunsch für die Zukunft? Gesund zu bleiben.

Leseprobe 2 bis 4

Wegen der Gesprächsrunde beziehungsweise dem Interview zu den Gelsenkrimis bietet es sich an, die Leseproben der Titel zur Verfügung zu stellen, die Roman Just besonders am Herzen liegen.

Sind die Leseproben gelesen, sind 2 von 4 Kapitel jedes Titels geschafft. Am Ende der Leseproben können Sie entscheiden, ob Sie zu einem ermäßigten Preis weiterlesen wollen.



Inhalt: Eine angeblich untreue und verschwundene Ehefrau, bei der es sich noch dazu um die Tochter eines Kriminalhauptkommissars handelt, ihr erstochener Mann, zwanzig Blechwannen mit neunzehn Toten – gleich in seinem ersten Fall hat Privatdetektiv Eric Holler viel zu tun. Wird er Lisa und Erklärungen für die mysteriösen Vorgänge finden?

Band 1 der 1. Staffel

»Sie hat sich verändert, ich möchte den Grund erfahren«, sagte der eventuelle Klient im Büro von Eric Holler.

»Hegen Sie die Befürchtung, dass Ihre Frau fremdgeht?«

»Ich kann es nicht ausschließen«, entgegnete der vermeintliche Kunde, der mit dem seltsamen Titel und Namen Graf Harald von Hauenstein wegen eines Termins bei Eric angerufen hatte.

»Hat es Ihre Gattin verdient, beobachtet zu werden? Finden Sie es ihr gegenüber gerecht, mich auf sie anzusetzen?«

»Wie meinen Sie das?«

Die Miene des Privatdetektivs wurde ernster. »Waren Sie Ihrer Frau stets treu? Haben Sie Ihr Eheversprechen gehalten, oder gab es in der Vergangenheit Ihrerseits eine, vielleicht sogar mehrere Affären?«

»Was erlauben Sie sich?« Obwohl empört, machte der Adlige keine Anstalten, sich zu erheben, um das Büro beleidigt zu verlassen.

»Männer neigen dazu, alles zu unternehmen, falls ihnen ein Vorteil winkt, besonders dann, wenn eine Frau flachgelegt werden kann. Umgekehrt führen wir uns wie Moralapostel auf, falls es das weibliche Geschlecht uns heimzahlt. Hatte Ihre Gattin einen Anlass zur Vergeltung?«

»Sie sind unverschämt«, erwiderte der Graf brüsk.

»Sie wiederum weichen einer Antwort aus.«

Harald von Hauenstein biss sich auf die Unterlippe und entgegnete: »Wollen Sie den Job, ja oder nein?«

»Eigentlich nicht, aber ich übernehme ihn.«

»Es hört sich an, als ob ich Ihnen dafür dankbar sein müsste.«

»Nicht dankbar, eher kooperationsbereiter«, widersprach Eric und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

Der Graf fing an, die unbeantworteten Fragen, welche er noch in Erinnerung hatte, aufzugreifen. Der Anfang bestand aus einer Beschreibung über die Verhaltensweisen, die ihm an seiner Frau unangenehm aufgefallen waren. Der Bericht zog sich in die Länge und fand sein Ende erst, nachdem Eric zu den geschilderten Ereignissen um eine Einschätzung gebeten wurde.

»Nichts von alldem, was Sie erzählt haben, muss auf eine Liaison hindeuten.«

»Sind Sie verheiratet?«, erkundigte sich der Graf sichtlich gereizt.

»Nicht mehr.«

»Was würden Sie an meiner Stelle denken?«

Eric Holler hatte seine legere Sitzposition verändert und eine Haltung eingenommen, die der eines Richters ähnlich war. »Es gibt Menschen, insbesondere Männer, die sehen ihre Partnerin, egal ob Lebensgefährtin oder Ehefrau, als Eigentum an. Sind Sie ein ausübendes Organ dieser innerhalb einer Beziehung dominierenden Gattung?«

»Sie werden schon wieder beleidigend!«

»Sie sind voreingenommen und bilden sich womöglich nur aus einem Grund etwas ein: Vielleicht passt es Ihnen nicht, dass Ihre Gattin gewisse Fesseln abgelegt hat und nun

selbständig agiert«, sagte er und sah sich das erhaltene Foto der Frau an.

»Blödsinn«, kommentierte der Graf die Aussage mit einem arroganten Unterton.

»Gelebte Freiheit in einer Partnerschaft ist keine Dummheit.«

Harald von Hauenstein warf das Thema mit einer Geste der Gleichgültigkeit ins Abseits. »Sie haben meine Frage nicht beantwortet.«

»Doch, das habe ich.«

»Sie denken ernsthaft, ich behandle meine Frau wie mein Hab und Gut.«

»Vielleicht nicht behandeln, aber als ein solches ansehen.«

Dem vermeintlichen Klienten schien die Vermutung nicht zu gefallen, trotzdem verzichtete er auf einen Einwand. Er sah so aus, als ob es ihm nicht gelingen würde, das Gegenteil der Behauptung überzeugend darzulegen. Stattdessen begann er Beispiele aufzuzählen, die es vollbringen sollten. »Sie ist nie so oft so spät nach Hause gekommen. Sie war früher nie so aufgedreht, andererseits so schnell träge. Irgendwie scheint sie nicht sie selbst zu sein.«

»Was macht Ihre Frau beruflich?«

»Das ist es ja: nichts.«

Der Privatdetektiv verbiss sich eine Äußerung, die den Grafen erneut auf die Palme gebracht hätte, dafür wurde Harald von Hauenstein mit Zahlen konfrontiert: »Eintausend Euro ist der Tagessatz, plus Spesen, versteht sich. Ich werde Ihre Frau eine Woche beschatten und gewähre Ihnen

auf den Gesamtbetrag einen Rabatt von zehn Prozent. Die Vorauszahlung beträgt die Hälfte der Tagessätze.«

»Das ist üppig, sind Sie den Betrag wert?«, erkundigte sich der Graf skeptisch.

»Zweifellos.«

»Ich will jeden Schritt von ihr dokumentiert haben«, sagte der Klient fordernd.

»Sie bekommen alles nachgewiesen, auch die Uhrzeiten und Orte, an denen Ihre Gemahlin zur Toilette geht.«

»Das hört sich gut an. Ihr Job ist sofort erledigt, wenn Sie eine Affäre belegen. Auch dann, wenn es schon am ersten Tag passiert.«

»Einverstanden.«

Der Graf erhob sich. »Wann höre ich von Ihnen?«, fragte er und begann im Stehen einen Scheck auszufüllen.

Eric nahm wieder eine lockere Sitzposition ein. »Wenn es etwas zu berichten gibt, ansonsten erst in sieben Tagen.«

Harald von Hauenstein nickte unzufrieden, begab sich zur Bürotür und drehte sich dem Privatdetektiv zu. »Sie sagten, Sie waren verheiratet. Wie hätten Sie sich an meiner Stelle verhalten?«

»Anders.«

»Wie?«

»Ich hätte mit meiner Frau über meine Sorgen gesprochen.«

»Das ist kein guter Rat von einem Mann, der geschieden ist«, zog der Adlige ein Fazit.

»Ich bin nicht geschieden, Herr Graf von Hauenstein.«

Der Klient errötete. »Oh, das tut mir leid.«

»Dazu besteht kein Anlass. Sie haben meine Frau schließlich nicht umgebracht.« Der Angesprochene war dem Blick von Eric Holler verlegen ausgewichen und hatte die Tür geöffnet. »Eine Frage noch«, hielt ihn Eric zurück. »Wieso kauft man sich einen Adelstitel und wie viel kostet es?«, gab er dem Mann bewusst zu verstehen, dass er bereits ein paar Recherchen über ihn angestellt hatte. Pech war es, dass er nicht die Zeit haben würde, noch mehr Informationen über den Grafen zu sammeln.

Lisa von Hauenstein war kein Kind von Traurigkeit, jedenfalls anders, als sie ihr Gatte beschrieben hatte. Sie genoss das Leben in vollen Zügen. Ihr Auftreten besaß nichts, womit man sie als unterwürfig, scheu oder bescheiden bezeichnet hätte. Im Gegenteil: Sie war gebildet, verfügte über eine unnachahmliche Lebensfreude und hatte einen ausgeprägten Sinn für Humor. Von Freunden wurde sie als eine selbstbewusste, anständige und äußerst höfliche Frau beschrieben, die sich kaum etwas vorschreiben ließ. Ihre Ehe war trotz der persönlichen Haltung in Bezug auf Freiräume intakt, obwohl kinderlos. Die positiven Seiten an Lisa bekamen durch ihr Aussehen Unterstützung. Sie hatte Schulterlanges Haar und ihre Figur Rundungen, die durch die gierigen Blicke der Männerwelt zusätzlich betont wurden. Sie zog sich gern schick an, aber nicht zu aufreizend, und konnte es sich leisten, auf Schminke gänzlich zu verzichten. Ihre blauen Perlenaugen waren tiefer als ein Ozean und hatten die Macht, einen kompetenten Gesprächspartner aus dem Konzept zu bringen. Das Einzige, worüber sie unglücklich war, betraf ihre Körpergröße. Lisa übertraf alle Damen in ihrem Umfeld um eine Kopflänge. Sie befand sich damit immer auf Augenhöhe mit ihrem Mann, doch die Fügung konnte ihr den Verdruss über den bei einer Frau seltenen Wuchs nicht nehmen.

Einen hohen Stellenwert hatten bei Lisa von Hauenstein drei Komponenten, die sie ohne große Probleme vorzuleben wusste: Pünktlichkeit, die Einhaltung von vereinbarten Terminen und den Schutz der Privatsphäre. Sie sprach nur selten über ihre Ehe und das Zusammenleben mit ihrem Mann.

Wenn, dann in einer zurückhaltenden Art, mit der sie nur preisgab, wozu sie Lust hatte. Das Eheleben, die Intimsphäre und der Ehemann waren ihr heilig. Nie war ihr durch Dritte ein böses Wort über ihren Gatten zu Ohren gekommen. Dass die Lebensgemeinschaft bis in die Gegenwart kinderlos geblieben war, schien sie nicht zu stören. Sie mochte Kinder, es war bei diversen Gelegenheiten sichtbar geworden, nur sah sie keinen Anlass, sich über den fehlenden Nachwuchs zu echauffieren. Einerseits hätte sie gerne eigene Kinder gehabt, andererseits war ihr immer bewusst, dass in einem solchen Fall das sorglose Leben vorbei wäre. Deshalb konnte sie mit den Situationen umgehen, ohne Groll, Selbstmitleid und Neid auf Freundinnen, die Kinder hatten.

Lisa kannte die Sorgen ihres Mannes und schob einen Teil seiner Eifersucht und Befürchtungen bezüglich ihrer Treue auf den Umstand der Kinderlosigkeit. Weder er noch sie hatten sich deswegen einer Untersuchung unterzogen, wodurch ein Patt zwischen ihnen entstanden war. Beide wollten erst einen Arzt aufsuchen, wenn der Partner es vorab machen würde. Ein Streit wurde wegen der unbefriedigenden Stellung von keiner Seite begonnen. Im Gegenteil, ihr Zusammenleben war, trotz allen Nebeneffekten, harmonisch und unbeschwert.

W^{er} von Lisa sprach, nahm nur lobende Worte in den Mund. Die Frau schien für ihre Umwelt ein Engel zu sein und fiel somit durch das Raster, das ihr Gatte über sie gelegt hatte. Harald von Hauensteins Aussagen wirkten im Nachhinein nüchtern, wenig einfühlsam, kaum differenziert, manchmal fast abwertend. Die Vorteile seiner Ehefrau und ihre angenehme Ausstrahlung, die sie auf Dritte ausüben konnte, waren ihm nicht über die Lippen gekommen. Vielleicht hatten ihn seine Ängste über die Untreue seiner Gattin davon abgehalten, womöglich war das Schweigen eine Folge seiner offensichtlichen Eifersucht.

Die Gegebenheiten waren dabei, ein falsches Licht auf Harald zu werfen. In den meisten Angelegenheiten, die seine Person als Mann betrafen, wäre er in einen extra für ihn erschaffenen Frauenhimmel gehoben worden. Er besaß Wesenszüge, die bei Männern vom weiblichen Geschlecht oft vermisst wurden. Er hatte nichts von einem Weichei und Macho, sondern wäre ein Traummann, wenn er seine Minderwertigkeitskomplexe in Hinsicht auf Frauen im Griff gehabt hätte. Sie waren schuld an seiner Eifersucht. Die Eigenart, sich herabzusetzen, an sich zu zweifeln und mit sich stets unzufrieden zu sein, hatten bei ihm die Furcht geweckt, seine Frau zu verlieren. Die Selbstzweifel ließen es zu, dass von ihm der Adelstitel eines Grafen erworben wurde, der am Ende nur teuer und nichts wert war. Das Dokument hatte nämlich nicht die Eigenschaft, rotes Blut in eine blaue Flüssigkeit zu verwandeln. Immerhin half ihm der Titel zu einem Auftreten, mit dem er zumindest gelegentlich über

seinen zögernden und mutlosen Schatten springen konnte. Erst danach hatte er Lisa kennengelernt und sie geheiratet.

Die Ehe war trotz der nicht vollständig besieгten und mit der Zeit wieder wachsenden Ängste glücklich. Harald las seiner Frau jeden Wunsch von den Lippen ab, ging ihr im Haushalt zur Hand und hatte sie mitgenommen, wenn er geschäftlich rund um den Globus unterwegs war. Sie hatten die Metropolen auf der ganzen Welt gesehen, insbesondere die Städte, die von Insidern als Spielerparadiese bezeichnet wurden. Von Beruf war er Pokerspieler, einer der erfolgreichsten in der Branche. Während eines Pokerspiels hatte Harald keine Komplexe, vielmehr befand er sich in einer Welt, die ihm vertraut war. Das Glück mit Lisa schien vollkommen zu sein, wäre nicht der unerfüllte Kinderwunsch geblieben und hätte sie nicht plötzlich auf die Flüge nach Las Vegas, Hongkong, Hawaii und auf die Bahamas freiwillig verzichtet. Dadurch bekam die immer anwesende Verlustangst eine neue Dimension, die er beherrschen musste, um Lisa nicht tatsächlich zu verlieren.

Eric war aus Zufall in Gelsenkirchen gelandet, oder anders ausgedrückt, er war in der Stadt der tausend Feuer im wahrsten Sinne des Wortes gestrandet. In einer der angeblich hässlichsten Städte Deutschlands hatte er nicht vor, länger als notwendig zu bleiben. Sein finanzieller Status ließ ihn jedoch im Pott kentern. Inzwischen sah er trotz einiger Vorbehalte und Bedenken die ehemalige Bergarbeiterstadt aus einem Blickwinkel, der nichts mit Kohle, Ruß und Staub gemeinsam hatte. Es war unmöglich zu leugnen, vieles lag brach in der City, eigentlich überall im Revier. Der geplante Wandel Gelsenkirchens vom Bergbau zu einem Zentrum für Kultur und Wissenschaft wurde zu zaghaft angegangen und hatte mittlerweile einen Status erreicht, der als Klüngelei bezeichnet werden musste. Irgendwann würde er wegen des ausgeübten Berufes mit der Vettnerwirtschaft in irgendeiner Weise aneinandergeraten, davon war er überzeugt. Dafür sprach auch sein Werdegang.

Die Lebensumstände in den Vereinigten Staaten hatten die Familie Holler zurück nach Deutschland geführt. Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten war in Zustände abgerutscht, die bürgerkriegsähnliche und diktatorische Züge besaßen. Das Waffengesetz entsprach immer noch dem Wilden Westen, der Rassenhass war präsenter als zu Zeiten der Sklaverei, und durch Reformen war das Recht auf Selbstbestimmung mit Füßen getreten worden. Die Vereinigten Staaten von Amerika hatten sich von Lobbyisten und verblödeten Politikern spalten und in eine Epoche katapultieren lassen, in der es auf dem Kontinent noch keine Europäer, Afrikaner und Asiaten gab. Es waren seine deutschstämmigen

Eltern, die eine Rückkehr nach Europa angestrebt und umgesetzt hatten. Das war kurz vor dem Ausbruch der Pandemie geschehen. Damit war der Familie die Erfahrung eines Lockdowns nicht erspart geblieben, doch dafür wurde ihr die Sicherheit gegeben, die sie in Amerika im Alltag vermisst hatten. Eric hätte den Trip über den Ozean nicht mitmachen müssen, aber er trat die Reise aus Wut und Trauer an. Sein Heimatland, er war in Fort Lauderdale geboren worden, vertrat in seinen Augen eine zur Hälfte verfeindete Bevölkerung, von der er Abstand gewinnen wollte. Er hatte seinem Land gedient, in Formen, die topsecret waren. Die Belohnung bestand aus einer bitteren Enttäuschung, der ein Zorn gefolgt war, den er ebenfalls für sich behalten musste. Unmittelbar danach verlor seine Frau bei einem Überfall auf eine Tankstelle ihr Leben. Die Aufnahmen von Videokameras belegten es: Obwohl am Tatort niemand Widerstand geleistet hatte, waren die Anwesenden kaltblütig hingerichtet worden. Der schwerwiegende Verlust und die anhaltende Verbitterung ermöglichten es dem einstmal hundertprozentigen Patrioten, sein Geburtsland zu verlassen.

Die erste Station war Bayern, nach wie vor lebten seine Eltern dort. Er hatte es in dem oberbayerischen und auf zwei Seiten von Bergen umrahmten Dorf am Chiemsee nicht ausgehalten. Während seiner Dienstzeit war er viel herumgekommen, hatte die Weite der Bundesstaaten zu schätzen gelernt. Das Kaff, in dem sich seine Eltern niedergelassen hatten, fing nach wenigen Wochen an, ihn einzuziehen. Darüber hinaus begann ihm das pulsierende Leben einer Großstadt zu fehlen, woraufhin er erneut seine Koffer packte. Mit der

Abreise begab er sich auf die Suche nach dem Sinn seiner Existenz. Eric Holler war ein ungewöhnlicher Mann. Unmöglich wäre es, ihm nachzueifern. Er war fast zwei Meter groß, sehr kräftig gebaut, aber nicht korpulent. Sein Kopf war kahl, das Gesicht mit einem Dreitagebart versehen und seine Hände hatten den Durchmesser einer mittleren Bratpfanne. Die Muskeln an den Oberarmen und Oberschenkeln waren durchtrainiert und seine Augen schienen wie ein Röntgenapparat zu funktionieren. Die imposante und in jede Richtung beeinflussende Statur hätte einen Menschen, der straffällig geworden war, umgehend ein Geständnis ablegen lassen. Sein Körperbau wurde durch seinen Charakter nebenschließlich. Der Privatdetektiv verfügte über Wesenszüge, die ihn zu einem Außenseiter abgestempelt hatten. Die Degradierung war jedoch eine gewählte Taktik, die dem Selbstschutz und der Anonymität vorbehalten waren. Die Jobs, die Eric im nationalen Interesse zu erledigen hatte, wären ansonsten nicht geheim geblieben und sauber durchgeführt worden. Die Realität sah anders aus: In Wirklichkeit gab es selten Aufträge und Befehle, die präzise ablaufen konnten. Bei den Operationen im In- und Ausland gab es fast immer Kollateralschäden, und oft genug blieb ein übler Nachgeschmack hängen. Er fand sich in Form von manchmal unschuldigen Toten, Verletzten, zerrissenen Körpern und Eingeweiden wieder. Als Eric in den Zug nach München gestiegen war, konnte er nicht ahnen, dass ihn seine Vergangenheit beim Geheimdienst eines Tages in Deutschland einholen würde. Mit der Abfahrt der Regionalbahn begann für ihn eine kleine Odyssee. In der bayerischen Haupt-

stadt wurde ihm das Leben schnell zu teuer, außerdem hatte er keinen Gefallen an der Menge der Touristen gefunden. Seine Erfahrungen beim CIA besagten, dass die Welt gelegentlich sehr klein sein konnte und dass man im Leben zwei Mal aufeinandertrifft, egal ob Freund oder Feind. Die nächste Etappe verschlug ihn nach Frankfurt, wo er sich von Anfang an nicht wohl gefühlt hatte. Weiter ging es nach Berlin und Hamburg, bis ihm in Köln bewusst geworden war, dass er Metropolen mit zu viel internationalem Flair besser meiden sollte. Die Deutschlandrundfahrt hatte eine beträchtliche Summe verschlungen und war auch nicht binnen eines Monats abgeschlossen. Insgesamt zwei Jahre wurde Eric nicht sesshaft. Erst der Blick auf die geschrumpften Ersparnisse und die Einsicht, um bekannte Städte einen Bogen zu machen, hatten ihn umdenken lassen und nach Gelsenkirchen geführt.

Bei der Wohnungssuche wurde er schnell fündig. Offenbar schien die Stadt von der allgemeinen Wohnungsnot im Land nicht betroffen zu sein. Tatsächlich verhielt es sich so, aber es lag nicht an ihrem Ruf, sondern an den angebotenen Optionen: Der Bergbau war tot, die Zechen zu und Arbeitsplätze rar, oder sie wurden schlecht bezahlt. Im von den Einwohnern als nobel beschriebenen Stadtteil, in Gelsenkirchen-Buer, bekam er eine bezahlbare, eigentlich günstige Drei-Zimmer-Wohnung, die seinen Vorstellungen perfekt entsprach. Dass Buer allerdings zugleich das teuerste Viertel der Stadt war, wurde ihm gegenüber natürlich verschwiegen. Was folgte, waren die erforderlichen Behördengänge und der Schritt in die Selbständigkeit. Ein anderer Job kam

für ihn auch wegen der hohen Arbeitslosigkeit nicht in Frage. Nachdem Eric sämtliche Auflagen erfüllt hatte, nahm er seine Tätigkeit als Detektiv auf und fing an, auf den ersten Klienten zu warten. Der Standort seines Unternehmens erwies sich als Glücksfall. Buer lag zwar in Nordrhein-Westfalen, doch ebenso hätte sich der Ort im tiefsten Allgäu befinden können. Hier war die Zeit auf eine unnatürliche Weise stehengeblieben. Zwar bewegten sich die Uhrzeiger der Sankt-Urbanus-Kirche täglich beständig vorwärts, doch insbesondere der harte Kern der Einwohner sah Buer als eine eigenständige Gemeinde an. So war es auch kein Wunder, dass die Sankt-Urbanus-Kirche mit ihrem Flachdach von den Befürwortern einer Abspaltung von Gelsenkirchen als Dom bezeichnet wurde. Das im Jahr 1893 erbaute katholische Gotteshaus war ursprünglich einhundert Meter hoch. Im Zweiten Weltkrieg wurde ein Teil des Turmes von deutschen Soldaten durch kontrollierte Sprengungen zum Einsturz gebracht, um das Dorfzentrum vor Bombardierungen durch die Alliierten zu schützen. Der Kirchturm wäre ansonsten wegen seiner Höhe ein idealer Anziehungspunkt für die Bomber der selbstgemachten Feinde gewesen. Seitdem maß das Gebäude annähernd fünfzig Meter, doch dadurch wurden das Selbstbewusstsein und die Forderungen der querdenkenden Lokalpatrioten nicht geschändet. Auch ein Umdenken zur Realität wurde wegen der Aktion nicht eingeläutet. Für Eric hatten diese Grabenkämpfe keine Bedeutung, er war stattdessen an Ereignissen interessiert, durch die er an einen Job gekommen wäre. Zu seinem Erstaunen musste er sich nicht in Geduld üben und Werbung

betreiben. In einem Stadtteil wie Buer stand ein Privatdetektiv im Ansehen nur geringfügig unter dem des Pfarrers, allerdings auf gleicher Höhe mit dem des Bürgermeisters. Schnell begriff er, dass es Kunden gab, die über Leichen zu gehen bereit waren. Den Antrieb für illegale Praktiken zogen sie aus ungesunden Eigeninteressen, aus Gier, Neid und Neugier. Bereits nach kurzer Zeit hatte der Privatdetektiv begriffen, dass in Ortschaften und Stadtteilen wie Buer durch alteingesessene Geschäftsleute die Klüngelei erfunden worden war. Aus diesem Grund nahm er sich vor, jeden neuen Auftrag sorgfältig zu prüfen. Keinesfalls wollte er zwischen die Fronten geraten. Wundern und ärgern konnten ihn die Verhältnisse nicht, so war es nun einmal, so ging es zu, nicht nur in Buer, sondern überall auf der ganzen Welt.

Im Januar fing Eric mit seiner Tätigkeit an. Schon am zweiten Tag hatte er den ersten Klienten und so ging es weiter. Er war praktisch ausgebucht, aber als ehemaliger Agent des CIA dennoch unterfordert. Die Aufträge waren banal, manchmal geradezu idiotisch. Der Weinhändler wollte Hintergrundinformationen über einen Konkurrenten erfahren, ein Geschäftsmann mehr zu den künftigen Plänen über ein Gebäude im Zentrum wissen, mit solchen und ähnlichen Bagatellen hatte er es überwiegend zu tun. Niemand wusste von seiner Vergangenheit und den technischen Möglichkeiten, die ihm zur Verfügung standen. In manchen Fällen war es gar nicht nötig, das Büro zu verlassen. Ein paar Anrufe reichten aus, um an das erforderliche Material heranzukommen. Der Tagessatz blieb bei jedem Job gleich, nur die Spe-

sen variierten. Aus dieser Sicht ging es dem Privatdetektiv gut. Trotzdem war er in Hinsicht auf die eigene Zukunft unentschlossen, obwohl er inzwischen einen Leumund besaß, der die Stadtgrenzen überflogen hatte.

In Buer gehörte es dazu, dass der ausgezeichnete Ruf des Privatschnüfflers von einigen Gerüchten begleitet wurde. Eric war es egal, er konnte darüber schmunzeln, auch über den Umstand, dass sein Unternehmen ab den Sommerferien eine Flaute zu verkraften hatte. Die Ruhe erwies sich bald als trügerisch. Er hätte sie weiterhin genießen können, wenn Harald von Hauenstein bezüglich eines Termins von ihm abgewiesen worden wäre. Schließlich erhielt Eric einen Anruf, durch den ihm von Harald mitgeteilt wurde, dass Lisa spurlos verschwunden war.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Sie ist nicht nach Hause gekommen, das ist nie geschehen, seit wir verheiratet sind.«

»Kann Ihre Frau bei Freunden übernachtet haben?«

Erst nach ein paar Sekunden kam die Antwort: »Wenn Lisa es vorgehabt hätte, egal ob geplant oder spontan, wäre ich von ihr informiert worden. Sie ist auch nirgendwo, ich habe sämtliche Telefonnummern angewählt und mich nach ihr erkundigt.«

»Hatte sie mit einem der Gesprächsteilnehmer in den letzten Stunden Kontakt?«

»Mit niemandem und keiner der angerufenen hat sie gesehen«, erwiderte der Graf diesmal prompt.

»Okay, was erwarten Sie von mir?«

»Ich möchte, dass Sie Lisa schnellstmöglich ausfindig machen, aber zuerst kommen Sie zu mir.«

»Wie Sie wünschen, aber eine halbe Stunde wird es dauern.«

»Beeilen Sie sich!«, stieß der Graf leiser bettelnd aus und hatte danach aufgelegt.

Wie versprochen, saß Eric Holler dreißig Minuten später im dekadenten Wohnzimmer des verzweifelten Pokerspielers. Der Privatdetektiv besaß eine gute Menschenkenntnis, und er hatte nicht den Eindruck, dass der Ehemann ihm die Sorge um die Ehefrau vortäuschte. »Haben Sie die Kliniken der Stadt und Umgebung angerufen?« Harald bejahte die Frage. »Hat Ihre Frau eventuell von dem Termin bei mir erfahren und reagiert deshalb auf diese unüberlegte Weise?«

»Nein. Sie weiß garantiert nicht, dass ich bei Ihnen war.«

»Was macht Sie da so sicher?«

Harald zwang sich zu einem Lächeln. »Herr Holler, bis vor achtundvierzig Stunden hatte ich keine Ahnung, dass ich mich an Sie wenden werde.«

»Kann sie zu Freunden oder Verwandten gefahren sein?«

Der Pokerspieler schüttelte abweisend den Kopf. Es geschah in einer Art, als ob er vom Geber ein schlechtes Blatt bekommen hätte. »Ich habe alle Angehörigen und Bekannten angerufen, niemand hat Lisa in den vergangenen Stunden gesehen beziehungsweise gesprochen. Keiner weiß, wo sie sein könnte.«

Eric sah sich nachdenklich um. Der Wohnraum war luxuriös eingerichtet, traf jedoch nicht seinen Geschmack. Eine Kritik stand ihm nicht zu, immerhin war er nur Gast und nicht dazu verdonnert, zwischen den zu modernen und auf Hochglanz polierten Möbeln zu leben. »Sie bewohnen das Haus zu zweit?«

»Ja, nur Lisa und ich wohnen hier.«

»Darf ich Ihre Toilette benutzen?«, fragte Eric unerwartet.

»Selbstverständlich. Im Foyer nach links, dann die zweite Tür rechts.«

Der Privatdetektiv bedankte sich, verließ das Zimmer und schlug den Weg ein, der ihm beschrieben worden war. Er hatte kein menschliches Bedürfnis, stattdessen wurde er von einer irritierenden Illusion aus dem Wohnzimmer getrieben. Ihm war so, als ob er einen vorbeihuschenden Schatten im Foyer gesehen hätte. Niemand ließ sich dort blicken. Stille umgab ihn während seiner Schritte zum WC, wo er sich die Hände zu waschen und über das Gebäude nachzudenken begann. Es war nicht zu leugnen, das Haus besaß einen Hauch der Villa, in der Norman Bates seine tote Mutter umsorgt hatte. Ein sonderbares Flair ging von den Wänden und der Beleuchtung aus, woran die zugezogenen Vorhänge nicht unschuldig waren. Auch das war seltsam: Wieso hatte Harald bei der Suche nach seiner Frau am frühen Morgen die Übergardinen nicht zurückgezogen? Es erschien Eric unlogisch. Die bedrückte Stimmung bei seinem Eintreffen wurde zudem durch die brennenden Kronleuchter in den Räumen und die angezündeten Kerzen verstärkt. In jeder Ecke brannte ein Docht, dabei war es früher Vormittag, als er das Haus betreten hatte. Beim Abtrocknen seiner Hände mit WC-Papier vernahm Eric Geräusche. Es war die Haustür, die jemand geöffnet hatte und zufallen ließ. War eventuell Lisa verantwortlich dafür? Neugierig begab sich der Privatdetektiv zurück zu Harald ins Wohnzimmer. Der besorgte Ehemann saß immer noch in dem Sessel wie vorher, doch sein teilweise blutverschmiertes und dadurch fast unkenntliches Gesicht hatte sich zu einer Grimasse verändert.

Gleichgültig, ob Kriegsveteran, ehemaliger CIA-Agent oder ein Notarzt, der Tod übt auf alle Menschen im ersten Moment eine lähmende Wirkung aus. Auch auf Eric Holler, obwohl die Starre bei ihm nur einen Wimpernschlag dauerte. In der Brust des Klienten steckte ein Messer, von dem nur noch der Griff zu sehen war. Für Harald kam jede Hilfe zu spät, deshalb eilte der Schnüffler aus dem Gebäude. Für einen Augenblick konnte er wegen des diffusen Lichts im Haus und des grellen Sonnenscheins im Freien nichts erkennen, doch das war ohne Belang. Der Mörder war bereits geflohen. Wer hatte Harald auf dem Gewissen? War es Lisa, seine Frau? Der Verdacht lag nahe.

Vor dem Ermordeten stehend, überdachte Eric seine makabre Situation. Wer von der Mordkommission würde ihm die Story abkaufen, in die er hineingeraten war. Eine Frage bekam zusehends Übergewicht: Warum hatte ihm jemand die Falle gestellt? Es fiel ihm schwer, über eine zufällige Verstrickung in einen Mordfall nachzudenken. Sein Auto stand auf dem Areal, der Täter hatte somit gewusst, dass der Hausherr nicht allein war. Das hatte den Mörder jedoch nicht davon abgehalten, eiskalt zuzuschlagen. Noch etwas war merkwürdig: die Tatzeit. Das Kapitalverbrechen wurde begangen, als sich Eric im WC-Raum befand, das konnte kein Zufall sein. Woher wusste der Täter, dass der Privatdetektiv das Wohnzimmer verlassen hatte? Ihm fiel schlagartig der Schatten ein. Es war keine Einbildung, der Mörder war bereits vor ihm im Haus zugegen. Die Erkenntnis beinhaltete ein weiteres Indiz, dass gegen Lisa sprach, ebenso dagegen, dass er zum Opfer einer Fügung geworden war. Die

nächste Frage lag Eric wie tonnenschwerer Ballast auf den Schultern.

Was tun?

Klug und vernünftig sein, also sofort die Polizei anrufen, oder sämtliche Spuren vernichten, die seine Anwesenheit bewiesen hätten? Glück im Unglück war der Standort des Anwesens. Es lag neben der Kurt-Schuhmacher-Straße, wurde von den Verkehrsteilnehmern kaum beachtet und war nur über die Ekhofstraße zu erreichen. Niemand hatte die zwei Häuser am Ende des zugänglichen Gebiets erworben wollen: Sie waren zu sehr dem unaufhörlichen Verkehrslärm der A 2 ausgesetzt. Harald von Hauenstein hatte die Ruinen deswegen für ein Butterbrot kaufen können und dabei nicht vergessen, sich vorab eine Baugenehmigung schriftlich zusichern zu lassen. Die sanierungsbedürftigen Gebäude verschwanden rasch, und es entstand eine Villa, die einem Oligarchen alle Ehre gemacht hätte. Obwohl das Areal des Pokerspielers mitten in der Stadt lag, befand es sich durch seine Lage sozusagen im absoluten Abseits. Die Tatsache, dass die Arena des ansässigen Fußballclubs nur einen Steinwurf entfernt war, erschien aus diesem Blickwinkel fast schon absurd.

Eric hatte an der Geschichte und Entstehung des Anwesens kein Interesse. Er musste eine Entscheidung fällen, und das schnell. Zwar war ihm die Isolation der Villa nicht entgangen, doch auf weitere unangenehme Überraschungen wollte er sich nicht einlassen. Jederzeit könnte der Postbote, ein längst bestellter Handwerker oder sonst jemand vor der Tür stehen. Wie sollte er vorgehen? Das Unbehagen, das ihn

befallen hatte, erhielt durch eine ungeklärte Angelegenheit zusätzlichen Auftrieb. Wenn der Mörder schon vor ihm im Haus gewesen war, warum wurde Harald erst umgebracht, nachdem er erschienen war? Nur, um ihm die Tat anzuhängen? Das ergab keinen Sinn.

Falls sich Lisa des Mordes schuldig gemacht hatte, warum jetzt und nicht vor Tagen, Wochen oder Monaten. Der Gedanke stellte den ersten Pluspunkt für die Frau dar. Entlastend waren auch die Aussagen, die dem Privatdetektiv nach dem Gespräch mit Harald im Verlauf des Tages in verschiedenen Geschäften und an einigen Theken zugetragen wurden. Buer hatte den Vorteil, dass ab einer bestimmten Gesellschaftsschicht jeder jeden kannte und alle alles besser zu wissen schienen. Die Unterhaltungen gaben dem Schnüffler einen Einblick in den Werdegang des Ehepaars, insbesondere in Details, die Harald verheimlichen wollte. Bei ihnen hatte es sich nicht um Eskapaden gedreht, sondern um Harmlosigkeiten, die den Eheleuten peinlich und zuwider waren. Eric gestand sich ein, dass gegen Lisa im Grunde nur zwei Indizien sprachen. Es war seine Anwesenheit und ihre ungeklärte Abwesenheit.

Seit dem Verbrechen waren knapp zehn Minuten vergangen, und der ehemalige Agent besann sich seiner Ausbildung. Er war nicht außer Form, hatte nichts verlernt, aber keinesfalls wäre es intelligent, unüberlegt zu handeln. Ihm fielen die Geräusche ein, die von der Haustür verursacht wurden. Wie lange hatte es gedauert, bis er vor das Haus getreten war? Eine, allerhöchstens zwei Minuten. Der Mörder hätte über den Abhang zur Autobahn innerhalb von we-

nigen Sekunden aus seinem Sichtfeld verschwinden können. Eine an das Anwesen grenzende Baumgruppe wäre im gleichen Zeitraum erreicht worden und ein ideales Versteck gewesen. Irgendetwas gefiel Eric in dem Denkprozess nicht. Er begab sich zu der Haustür, öffnete und schloss sie. Er wiederholte die Aktion vier Mal, immerhin war er mittlerweile bekennender Schalke-Fan, dann wurde ihm sein Denkfehler bewusst: Die gehörten Töne waren zu kurz hintereinander erfolgt. Niemals hätte jemand während dieser Zeitspanne das Haus betreten oder verlassen können. Die Tür wurde nicht komplett geöffnet und geschlossen, sondern war von einer unbekannten Person mit Absicht nur fest auf- und zugemacht worden. Das bedeutete, dass der Mörder von Harald noch im Gebäude sein konnte. Entweder hatte er sich versteckt, oder clever, wie er zu sein schien, hatte er einen anderen Fluchtweg gewählt. Dass der Täter eine überdurchschnittliche Intelligenz besaß und äußerst raffiniert vorgegangen war, ließ sich nicht leugnen. Mit der angewandten Strategie hatte er den Privatdetektiv in die Irre geführt, der binnen des nächsten Atemzugs eine Waffe in der Hand hielt. Wie von einer Raubkatze wurde das Haus von ihm durchsucht. Zimmer für Zimmer, vom Erdgeschoss bis in die oberste Etage, dem vierten Stockwerk. Selten genug, dass Villen mit solchen Dimensionen gebaut wurden, noch dazu im Pott. Die Größe der Räume und die Höhe des Gebäudes hatten keinen Einfluss auf Eric ausgeübt, dafür die Leichen in den Zimmern, die angeblich jeder normale Mensch nur in Kellern aufbewahrt.

Offenbar war Graf Harald von Hauenstein kein vernünftiges männliches Wesen, sondern zu Lebzeiten ein durchgeknallter Psychopath, der in seiner eigenen Welt gelebt hatte. Der Eindruck gewann bei Eric die Oberhand, nachdem das Haus von ihm durchforstet worden war. Im Begriff, in der Gesellschaft des ermordeten Grafen eine Zigarette zu rauen, begab er sich in das Erdgeschoss. Der Privatschnüffler war nicht abhängig vom Nikotin, eher ein Gelegenheitsraucher, der einen Glimmstängel nur in Momenten qualmen ließ, wenn er das Bedürfnis hatte, nachzudenken. Im Augenblick befand er sich in einem derartigen Gemütszustand. Das Gesehene in den oberen Etagen hatte ihn aufgewühlt, nicht sonderlich entsetzt, doch durchaus betroffen gemacht. Als ob er auf eine Landmine getreten wäre, blieb er in der Wohnzimmertür erstarrt stehen. Wo zum Teufel war die Leiche des Grafen geblieben? Er sah auf seine Armbanduhr, erkannte, dass er eine halbe Stunde in der Villa unterwegs gewesen war. Zeit genug, um mit ihm ein absurdes Spiel zu treiben.

Eric lächelte säuerlich. Er war scheinbar nicht nur in »Psycho« und im »Bates Motel« zugegen, auch schien er die Rolle von seinem Lieblingsschauspieler Michael Douglas in dem Film »The Game« übernommen zu haben. Hatte er sich am Ende geirrt? War er von dem toten Grafen hinters Licht geführt worden? Nein, der Adlige hatte unfreiwillig das Zeitliche gesegnet, daran gab es keinen Zweifel. Ein Irrtum seinerseits war ausgeschlossen. Dafür hatte er zu oft zu viele Leichen gesehen. Dass der leblose Körper des Erstochenen verschwunden war, beinhaltete einen Vorteil: Ein Anruf bei

der örtlichen Polizei hatte sich dadurch erledigt. Trotzdem, was tun? Dazu kam die Frage, in was für ein obskures Schauspiel er hineingezogen worden war. Für ihn stand fest, dass die Villa zu einer Theaterbühne umgewandelt worden war. Ebenso gab es keinen Grund anzunehmen, dass der Akt mit dem Verschwinden des Ermordeten ein obszönes Ende gefunden hatte. Es ließ sich nicht vermeiden, und er begab sich zurück nach oben. Im zweiten Stockwerk ging er in den Raum, über den sich der Privatschnüffler am meisten gewundert hatte. Wie überall im Haus brannten auch hier Kerzen.

Ohne Ausnahme waren in jedem Zimmer die Übergardinen zugezogen und, wenn vorhanden, die Rollos herabgelassen worden. Dass die Villa mitunter in Zeiten von Geldnöten erbaut wurde, hatte Eric bereits bei seiner Ankunft registriert. Der Beruf eines Pokerspielers war nicht unbedingt dazu geeignet, über ein regelmäßiges Einkommen verfügen zu können. Aber innerhalb der betretenen vier Wände konnte der Privatdetektiv sehen, dass Harald von Hauenstein seinen aufwendigen Lebensunterhalt nicht nur mit Spielkarten bestritten hatte. War es das Nebeneinkommen, das Lisa vermisst sein ließ und den Grafen das Leben gekostet hatte? Die Wahrscheinlichkeit lag weit über dem Gefrierpunkt.

Eric Holler war nicht leicht zu erschüttern und sich des Umstands bewusst, dass seine menschlichen Züge und Gefühle einen irreparablen Schaden erlitten hatten. Ihm war nicht alles egal, er war nicht oberflächlich und gleichgültig veranlagt, doch Mitgefühl, Hingabe, Trauer und Vertrauen

waren ihm durch seinen ehemaligen Beruf fremd geworden. Der Privatdetektiv hatte keine Art an sich, die befremdlich wäre, von ihm ging auch keine Kälte aus, sein Wesen bestand nicht aus Granit, aber er war von seiner Tätigkeit als Agent geprägt worden. Die coole und zurückhaltende, manchmal scheue Art waren Merkmale, die er sich aus Selbstschutz zugelegt hatte.

Nachdem er sicher war, allein im Gebäude zu sein, durchschritt er erneut alle Räume und Etagen. Dabei verlor er kurzzeitig jegliches Zeitgefühl. Zu gespenstisch war der Anblick, von dem er in fast allen Zimmern erwartet wurde. Ihm kam es vor, als ob er sich in den USA, Kolumbien oder Mexiko befinden würde. Überall hätte er sein können, nur eben nicht da, wo er war, in Gelsenkirchen, unweit der Arena, am Ende der Ekhofstraße. Insgesamt hatte Eric dreißig Räume betreten und nur in den Schlafzimmern, Bädern und Gästetoiletten keinen männlichen oder weiblichen Leichnam vorgefunden. In neunzehn der zwanzig Zimmer fand er stets das gleiche Bild vor: Keine Möbel, allerorts ein halbes Dutzend Kerzenhalter an der Wand, inmitten der vier Wände eine Wanne aus Blech, in der ein lebloser Körper lag. Eine nähere Betrachtung der Toten ergab ebenfalls immer das gleiche Ergebnis: Er fand keine Hinweise auf ein Ableben, dass durch Gewalt herbeigeführt worden war. Merkwürdig kam ihm vor, dass in einem der Zimmer die Wanne leer war. Im Anschluss an die Leichenexpedition hatte sich Eric doch noch eine Zigarette gegönnt. Es war inzwischen Nachmittag, und ab und zu wurde die Sonne von dunklen Wolken verhüllt. Nachdenklich stand er auf der Terrasse hinter dem

Gebäude und dachte über die letzten Stunden nach. Mittlerweile war er davon überzeugt, dass die Ereignisse nichts mit seiner Person zu tun hatten. Hätte es sich anders verhalten, wäre längst die Polizei von seinem unsichtbaren Gegner verständigt worden. Es stand außer Frage, die Villa besaß ein bizarres Geheimnis, nur welches? Wer hatte den Grafen entsorgt und wohin? Und wo war Lisa? Im Grunde genommen ging es ihn nichts mehr an, denn der Auftraggeber war tot, und damit konnte er auch sein Honorar vergessen. Allerdings hatte Eric die Hälfte bereits bekommen, dazu kam die Neugier, die ihn weiter ermitteln ließ.

Gelsenkirchen war keine Stadt wie jede andere. Die unsinnige Behauptung, dass sie zu den hässlichsten Städten Deutschlands gehörte, besaß vor allem in Lüdenscheid-Nord, also in Dortmund, mehr einen Gehässigkeitsstatus, anstatt der Realität anzugehören. Hätte die Klassifizierung ein Körnchen Wahrheit besessen, wären Dortmunder Bürger wegen des Zustands und Aussehens ihrer Stadt nicht berechtigt gewesen, über Gelsenkirchen zu lästern. Egal wo, überall gab es Viertel, auf die eine Stadt nicht besonders stolz sein konnte, das traf nicht nur auf das Revier zu. Über das äußere Erscheinungsbild des Kriminalkommissariats 15 in Gelsenkirchen-Buer schieden sich die Geister. Das im Jahr 1927 eingeweihte Gebäude stand seit 1984 unter Denkmalschutz und besaß, wie viele andere Gebäude dieser Art, keine ruhmreiche Geschichte. Es war vor und während des Zweiten Weltkriegs von den Nazis für ihre Zwecke missbraucht worden und hatte die Aufgabe, ein Mahnmal darzustellen. Die Diskussionen darüber, ob der Bau den Sinn erfüllen würde, waren nie ganz verstummt.

Eric, von der Kurt-Schuhmacher-Straße kommend, war in die Breddestraße abgebogen und an dem Denkmal vorbeigefahren. Nachdem er einen Parkplatz gefunden hatte, begab er sich in das Kommissariat in der Hölscherstraße. Dort wurde zunächst seine Geduld auf die Probe gestellt. Erst nach einer knappen Stunde saß er Kriminalhauptkommissar Werthofen gegenüber, der sich seine Geschichte angehört hatte.

Dass der Beamte mit jedem weiteren Satz den Wahrheitsgehalt der seltsamen Story anzuzweifeln begann, war ihm

anzusehen. »Sie behaupten also tatsächlich, dass in der Villa des Grafen neunzehn Leichen in Blechwannen liegen«, wiederholte er die letzten Worte des Privatdetektivs und sah ihn skeptisch an. »Seltsam, dass wir keine Vermisstenanzeigen haben.«

»Es ist keine Behauptung«, erwiderte Eric.

»Vielleicht das Schauermärchen eines Privatdetektivs, der auf diese Weise Aufmerksamkeit erregen möchte?«, erwiderete der Kripoangehörige provozierend.

»So etwas habe ich nicht nötig.«

KHK Werthofen presste die Lippen zusammen. Die Geste gab zu verstehen, dass er der Aussage nichts entgegenzusetzen hatte. Er war schon öfter über den Namen des Privatschnüfflers gestolpert, ohne ihn kennengelernt zu haben. »Warum hat der Graf wegen des Verschwindens seiner Frau nicht die Polizei informiert?«

»Ich nehme an, er kannte die Krimis aus dem Fernsehen und wusste, dass die Behörden nichts unternehmen würden.«

Der Beamte sah auf die Uhr an seinem Handgelenk, wählte eine Nummer und beorderte einen Streifenwagen zu der Villa des Adligen. »Gnade Ihnen Gott, wenn Sie mir ein Hirngespinst aufgetischt haben«, sagte er, nachdem er den Hörer aufgelegt hatte, und blieb weiterhin ungläubig. »Falls Ihre Geschichte wahr ist, warum haben Sie uns nicht angerufen, als Sie noch vor Ort waren?«

»Kein Handy dabei.«

»Ein Privatdetektiv, der ohne Mobiltelefon unterwegs ist?«, entgegnete Werthofen erstaunt. »Ich dachte, Handys

wären eines der wichtigsten Utensilien für Ihr Metier«, stellte der Beamte fest und gab damit zu verstehen, dass seine Bedenken größer geworden waren.

»Auf Klischees lege ich keinen Wert.«

»Worauf dann?«, Werthofen erhob sich.

»Auf Professionalität«, erwiderte Eric.

Mit dem Zeigefinger deutete der Kriminalhauptkommis-
sar dem angeblichen Märchenerzähler an, ihm zu folgen.
Das Telefon hatte dafür gesorgt, dass Eric sitzen geblieben
war und Werthofen sich zurück an den Schreibtisch begab.
Er hob ab, hörte zu, wobei seine Augen immer größer wur-
den. Ohne ein Wort zu sagen, hatte er den Hörer auf die Sta-
tion gelegt und sich an Eric gewandt: »Das war die Streife,
kommen Sie, wir fahren, wie von mir eben beabsichtigt, zur
Villa.«

»Wozu? Sie haben Ihre Leichen, ich habe mit der Sache ab
sofort nichts mehr zu tun. Dem Sachverhalt auf den Grund
zu gehen, ist Ihr Job.«

»Ob Sie die Wahrheit gesagt haben, lässt sich im Moment
nicht feststellen, und deswegen werden Sie mich begleiten«,
sagte Werthofen streng.

Es war eine Eingebung, die Eric spontan antworten ließ:
»Die Villa brennt, richtig?«

Verblüfft sah der Beamte den Privatschnüffler an. »Woher
wissen Sie es?«

»Ich habe eine naheliegende Vermutung geäußert, kein
Wissen preisgegeben.«

Auf dem Weg zum Parkplatz hinter dem Gebäude 2 des
Polizeipräsidiums ließ es sich Werthofen nicht nehmen,

noch eine Frage zu stellen: »Wieso haben Sie die Polizei nicht vom Festnetz der Villa verständigt?«

»Ich hatte kein Verlangen, ein Teil des brennenden Mobiliars zu werden.«

Der Beamte blieb mitten auf den Stufen stehen. »Was meinen Sie damit?«, fragte er, ohne Eric aus den Augen zu lassen.

»Ich war mir zu dem Zeitpunkt sicher, allein in der Villa zu sein. Allerdings sagte mein Instinkt, dass ich es nicht bleiben würde.«

Kriminalhauptkommissar Werthofen nahm wieder Schritt auf, setzte sich hinter das Steuer seines Dienstwagens und wartete, bis sich Eric auf dem Beifahrersitz angeschnallt hatte. Auf Höhe der Klinik Bergmannsheil sahen sie schon die dunkle Rauchsäule, die von der Villa aufstieg. Deutlich zeichnete sie sich von dem in die Dämmerung fallenden Himmel ab. Am Brandort angekommen, kam der Beamte aus dem Staunen nicht heraus. Drei Löschfahrzeuge waren vor Ort, die Einsatzkräfte jedoch nur darum bemüht, die Ausbreitung des Feuers zu verhindern. Aus den in allen Etagen geborstenen Fenstern des Hauses schlugten Flammen, das Dach war bereits eingestürzt, und die Fassade wurde an manchen Stellen durch Ruß und Risse erheblich in Mitleidenschaft gezogen. Der Beamte und Eric standen in einer sicheren Zone, trotzdem spürten sie die Hitze, die von dem Feuerherd ausging. Die Villa brannte wie ein Scheiterhaufen, der zur Sonnenwende angezündet worden war.

Der Einsatzleiter der Feuerwehr, der den Kripobeamten zu kennen schien, trat an ihn und seinen Begleiter heran. »Es ist

eindeutig Brandstiftung«, sagte er, nachdem sich die Männer gegrüßt hatten. Er sah zum Gebäude und rümpfte die Nase. »Der Brandbeschleuniger ist bis hierher zu riechen«, stellte er fest.

»Benzin?«, fragte Werthofen, wobei Außenstehenden die Bitte um Antwort überflüssig erschienen wäre.

»Nicht nur«, erwiderte der Feuerwehrmann.

»Benzin und Heizöl wurden verwendet«, warf Eric ein.

»Richtig«, bestätigte der Einsatzleiter und hob anerkennend einen Daumen.

Unschlüssig drehte sich Kriminalhauptkommissar Werthofen dem Privatdetektiv zu. »Verfügen Sie über eine so gute Nase, oder sind Ihnen die Brandbeschleuniger nur deswegen bekannt, da sie durch Ihre Person eingesetzt wurden?«

»Machen Sie sich nicht lächerlich, Herr Hauptkommissar«, antwortete der Privatschnüffler, der seit seiner Geburt mit einem sensiblen Spürsinn und Riechorgan ausgestattet war.

Werthofen, der mit Vornamen Manfred hieß, sah zu der Villa, ohne die Zurechtweisung zu kommentieren. Sympathischer, so viel stand fest, war ihm Eric Holler durch den Rüffler jedenfalls nicht geworden. Zwar kannte er den Mann nicht näher und hatte in der Vergangenheit niemals mit ihm zu tun gehabt. Bis dahin hatte er kaum etwas von ihm gehört, doch durch die Berufserfahrung war er gewarnt. Seine hinzugewonnene Menschenkenntnis hatte sich beim ersten Anblick des Detektivs in Alarmbereitschaft begeben. Er war überzeugt, dass den Privatdetektiv ein Geheimnis umgab, dass es herauszufinden galt. Ob es eines in Bezug auf Harald

von Hauenstein, seine Frau und die Villa war oder ein anderes, vermochte er noch nicht zu sagen. Der Wille, es in Erfahrung zu bringen, hatte nun wegen Erics Auftreten Besitz von ihm ergriffen. Die angeschlagene Laune des Kriminalhauptkommissars konnten auch der aufkommende Wind, die Blitze in der Ferne und das herannahende Donnergrollen nicht verbessern, dafür die der Einsatzkräfte.

Mit dem Einsetzen der Dunkelheit begann es wie aus Eimern zu schütten. Die Feuerwehrleute waren dankbar, dass der Wettergott ihnen wohlgesinnt war. Der Regen wurde in Rekordzeit Herr der Flammen, und die verschont gebliebenen Brandnester im Erdgeschoss wurden schnell gelöscht. Niemand konnte in diesem Moment ahnen, welches Risiko die Feuerwehrleute auf sich genommen hatten. Trotz der Hilfe des Himmels konnte das qualmende Objekt erst nach Mitternacht inspiziert werden. Unter Berücksichtigung der strengen Sicherheitsvorschriften, die bei Begehungen dieser Art anzuwenden waren, betrat der Einsatzleiter mit einem Brandexperten und zwei Kollegen die Villa, um die Ruine zu begutachten. Manfred Werthofen und Eric Holler mussten dem Treiben zusehen. Ihnen war es nicht erlaubt, die Villa zu betreten. Sie hatten das Gewitter im Wagen abgewartet und sich danach näher ans Haus begeben. Die Luft in der Umgebung war durch den Regen einigermaßen gereinigt, doch verschiedene Gerüche hatten sich nicht wegwaschen lassen. Es roch nach Heizöl, Benzin, Asche und verbrannten Holz. Nach einer gefühlten Ewigkeit standen sie dem Einsatzleiter erneut gegenüber, und zu der Runde hatte sich der Brandexperte hinzugesellt. Von ihm war die Besich-

tigung nach wenigen Minuten wegen akuter Einsturzgefahr abgebrochen worden. Der kurze Lagebericht des Experten wäre für Eric beinahe ein weiteres Misstrauensvotum geworden, wenn der Mann am Ende seines Vortrags nicht zwei Sätze von Bedeutung und zu Gunsten des Privatdetektivs ausgesprochen hätte: »Eindeutig Brandstiftung«, sagte er einleitend. »Als Brandbeschleuniger hatten Benzin und Heizöl gedient, das Feuer ist jedoch durch eine Explosion entstanden. Der Brandstifter hatte einen Sprengsatz verwendet, der mit einem Zeitzünder versehen war. Eine banale Konstruktion, die ihre Wirkung nicht verfehlt hat. Sie besaß die simple Aufgabe, die Treppen in den oberen Etagen zum Einsturz zu bringen und den Brand auszulösen. Das Vorhaben ist perfekt gelungen. Ich gebe den Überresten der Hütte bis zum Zusammenbruch höchstens vierundzwanzig Stunden. Die Detonation hatte zur Folge, dass die Decke im Wohnzimmer eingestürzt ist. Die Feuerwehrleute, die zuvor ins Haus gegangen waren, um Brandherde zu löschen, hatten ein geradezu unverschämtes Glück. Jederzeit hätte ihnen die nächste Decke auf den Kopf fallen können. Mehr kann ich erst nach einer gründlicheren Untersuchung sagen, aber die wird sicher erst stattfinden, wenn das Gebäude keine Gefahr mehr darstellt. Merkwürdig finde ich die Blechwanne, die im Wohnzimmer liegt, sehr wahrscheinlich ist sie ein Utensil aus dem ersten Stock. Mehr scheint sich in den vier Wänden über dem Wohnraum nicht befunden zu haben. Alte Wannen in einer modernen Villa, verrückt, oder?«

Es waren die letzten zwei Sätze des Experten, die den Blick des Kriminalhauptkommissars auf Holler gelenkt hatten.

Kaum war der Privatschnüffler in sein Blickfeld geraten, vernahm er knarrende Geräusche. Wie alle anderen Anwesenden begann er zu laufen, während die Villa zum Teil in sich zusammenbrach.

Erst in den frühen Morgenstunden war Eric zu Hause. Er hatte mit dem Gang zur Kriminalpolizei Vernunft bewiesen und mit der ausgesprochenen Vermutung in Hinsicht auf das Feuer richtig gelegen. Seine Befürchtung, im Haus des Grafen in eine Falle zu tappen und überwältigt zu werden, ließ sich auch nicht mehr so leicht von der Hand weisen. Trotzdem war er nicht bereit, dem Kriminalhauptkommis- sar seine Gedanken und den gehegten Verdacht mitzuteilen. Dazu kannte er ihn noch zu wenig, und zu verrückt waren seine Überlegungen. Im Bett liegend, ohne Chance einschla- fen zu können, überdachte er, was in der Villa in den ver- gangenen Stunden geschehen war. Graf Harald von Hauen- stein wurde erstochen, er selbst von einem Fremden in die Irre geführt, und das nicht nur einmal. Er hatte neunzehn Tote entdeckt und war überzeugt davon, dass die Leichen vor der Explosion und dem Feuer weggebracht worden wa- ren. Zeitlich bestand die Möglichkeit, vorausgesetzt, der Verantwortliche war nicht auf sich allein gestellt, wovon er ebenfalls fest ausging. Schon die Vorstellung, dass jemand in Eigenregie gehandelt und die Leblosen in der Villa unter- gebracht hatte, war absurd. Die Frage war, welche Rolle dem ermordeten Hausbesitzer zuteilwurde: Hielt der Erstochene die Fäden in der Hand, oder besaß er die Position eines Handlängers? Beides war denkbar, völlig ausgeschlossen erschien es, dass der Adlige von den ominösen Vorgängen

keine Ahnung gehabt hatte. An einer Tatsache gab es nichts zu rütteln: Die Leichen in den Wannen aus Blech waren eines natürlichen Todes gestorben. Wieso also lagen sie in der Villa des Grafen in Blechwannen, anstatt im Leichenschauhaus? Weshalb befanden sie sich nicht in einem Beerdigungsinstitut, oder bereits im Sarg und unter der Erde? Überhaupt, wer waren die Toten, und woher kamen sie? Hatte am Ende Lisa ihre Hände mit im Spiel? Unabhängig davon, welche Erklärungen Licht in die Angelegenheit bringen würden, eines wollte Eric unbedingt erfahren: wozu das Ganze?

Am Nachmittag hatte sich ein Gedanke von Eric im Beisein von Manfred Werthofen bestätigt. Aus den Trümmern der Villa wurden zwar etliche Blechwannen geborgen, aber keine Toten. Der Kripobeamte ließ die Geschichte des Privatdetektivs Revue passieren und hätte sie ins Fabelreich geschoben, wenn nicht die Anzahl der Wannen gewesen wäre. Eine Alternative gab es nicht, gezwungenermaßen fuhr er zum Büro von Eric, traf ihn jedoch nicht an. Später im Präsidium verzichtete er darauf, die Suche nach dem angeblich ermordeten Harald und der vermeintlich verschwundenen Lisa von Hauenstein anzuordnen. Trotz der Indizien, er hatte genügend Motive, um es zu unterlassen.

Dass Eric nicht im Büro war, hatte seinen Grund. Der bestand aus der Frage, wozu das Ganze? Warum waren neunzehn Menschen, die offensichtlich eines natürlichen Todes gestorben waren, nicht dort, wo sie hingehörten? Der Privatdetektiv hatte einige Theorien aufgestellt, von denen ihm keine Einzige gefiel. Die wirren Spekulationen schienen ihm zu sehr an den Haaren herbeigezogen zu sein, erst recht, wenn er in Betracht zog, dass er sich nicht in den Vereinigten Staaten, sondern in Deutschland befand. In Amerika war trotz allem immer noch vieles möglich, in der Bundesrepublik manche seiner Thesen undenkbar. Auch im Pott? Das Ruhrgebiet hätte ein gutes Beispiel für andere Regionen auf der ganzen Welt sein können. Hier waren Leute aus ganz Europa wohnhaft geworden, ebenso Menschen, die eine Herkunft aus Ländern besaßen, die auf der Liste der terroristischen Staaten standen. Probleme hin oder her, das Zu-

sammenleben der verschiedenen Glaubensrichtungen und Kulturen verlief nicht völlig reibungslos, doch überwiegend friedlich und oft sogar harmonisch. Aus dieser Perspektive war Nordrhein-Westfalen ein Paradebeispiel dafür, dass ein Miteinander funktionieren konnte.

Neben den technischen Vorzügen, die dem Privatschnüffler zur Verfügung standen, hatte er sich Kontakte aufgebaut, die nicht ganz koscher waren. Die Beziehungen bestanden aus Verbindungen zu Personen, die das Gesetz nicht nur einmal missachtet hatten. Mehrere der zwielichtigen Gestalten besaßen ein Vorstrafenregister, das eine Klopapierrolle locker ersetzt hätte. Bei den Informanten von Eric, drei an der Zahl, handelte es sich nicht um Schwerverbrecher, sondern um mit allen Wassern gewaschene Kleinkriminelle. Einer von ihnen hieß Ali. Er kam aus Tunesien, war durchtrieben, aber nicht gewalttätig. Die krummen Geschäfte, die von ihm betrieben wurden, standen auf einem wackligen Sockel, der auf Lügen und Täuschungen aufgebaut war. Das unsichere Gerüst seiner Betrügereien hatte unter der ihm vorgelegten Beweislast öfter nachgegeben. Vier Aufenthalte hinter schwedischen Gardinen, jeweils für mehrere Monate, blieben ihm als Konsequenz nicht erspart. Als Informant war Ali für Eric wertvoll. Der Tunesier, längst vor seinen Haftstrafen eingebürgert, sprach gut Deutsch. Die Sprachkenntnisse hatten ihm dazu verholfen, eine Art wanderndes Auskunftsbüro für Ganoven zu betreiben. Logischerweise war die Tätigkeit nicht angemeldet, schließlich wurden Informationen ausgetauscht, die der Steuerbehörde keinen Gewinn eingebracht hätten. Deswegen war Eric ab Mittag stundenlang auf

der Suche nach Ali. Kein Mensch aus dem Umfeld des Kriminellen wusste, wo er war. Nebenbei hatte der Privatdetektiv Nachforschungen betrieben und Auskünfte eingeholt, die ihm dabei behilflich sein sollten, das Mysterium über die Leichen zu lösen und Lisa zu finden. Auf den Informanten stieß er durch Zufall an einem Ort, an dem sich der Tunesier zu diesem Zeitpunkt eigentlich nie blicken ließ: Er saß in einem Eiscafé fast am Ende der Fußgängerzone und hatte einen doppelten Espresso vor sich stehen. Es war ungewöhnlich, dass die Öffentlichkeit vor der Dämmerung von Ali nicht gemieden wurde. Es geschah so selten wie eine totale Sonnenfinsternis. Eric nahm an dem Tisch Platz, als ob es selbstverständlich wäre. Sich mit Ali sehen zu lassen, war für seinen Leumund nicht unbedingt von Vorteil. »Du hier, um diese Zeit? Ich habe dich gesucht.« Zur Antwort erhielt er ein gleichgültiges Lächeln, auf das der Privatdetektiv sofort mit einem lässigen Ton, aber mit ernsten Worten Bezug nahm: »Erspare mir dein dämmliches Grinsen«, sagte er und erkannte die Sachlage. »Du hast gewusst, dass ich auf der Suche nach dir war, ebenso, dass ich auf dem Weg nach Hause oder ins Büro hier irgendwann vorbeikommen würde.« Ali bestätigte die Aussage mit einer sanften Kopfbewegung. »Du wärst niemals zu dieser Uhrzeit hier, wenn du nicht wüsstest, um was es geht und welche Infos ich brauche. Also?«

»Du bist noch nicht lange hier in Buer, aber so hätte ich dich nicht eingeschätzt.«

»Wie?«

Die freundliche Miene des Informanten bekam ernste Züge. »Dass du Aufträge annimmst, von denen man die Finger lassen sollte. Steckst du in Geldschwierigkeiten? Ich kann dir was leihen, wenn du mich darum bittest. Dass ich dich leiden kann, beweist meine Anwesenheit. Hast du deinen Auftraggeber, ich meine den Grafen, vorher gecheckt?«

»Soweit es zeitlich möglich war. Woher weißt du von dem Auftrag und wer ihn erteilt hat?«

»Wie ich sagte, du bist noch zu kurz hier.«

»Dafür habe ich dich«, entgegnete Eric und bestellte sich das gleiche Getränk, das sein Informant vor sich stehen hatte.

»Ich bin nicht dein Vater, der dich vor Dummheiten bewahren wird.«

»Hat mein Dad nie getan.«

»Weißt du, wer Graf Harald von Hauenstein ist?«, fragte Ali.

»War! Wer Graf von Hauenstein war. Er ist tot, erstochen.«

»Du bist dämlicher, als ich es befürchtet hatte, aber egal. Was weißt du über ihn?«

Eric Holler wäre am liebsten sofort auf die Benotung seiner Intelligenz eingegangen, aber im Moment war es ihm wichtiger, den Informanten stimmungsmäßig nicht zu vergraulen. Es war ohnehin ein Privileg, wenn auch ein fragwürdiges, dass sich Ali seinetwegen in die Fußgängerzone begeben hatte. »Er war ein erfolgreicher Pokerspieler, hat den Adelstitel gekauft, die Ruine in der Ekhofstraße für einen lächerlichen Betrag erworben und die Villa errichten lassen. Er ist mit Lisa verheiratet, die Ehe ist kinderlos. Der Auftrag

bezog sich auf seine plötzlich spurlos verschwundene Frau, da er die Befürchtung hatte, dass sie fremdgeht.«

»Ist das alles, was du weißt?«

»Weitestgehend.«

»Armselig. Ich schätze, du musst in deinem Job noch sehr viel lernen. Der Auftrag des Grafen ist von einem anderen Kaliber als jene, die du bisher bekommen hast. Wahrscheinlich bist du von der üblichen Routine ausgegangen, was vieles von deiner Herangehensweise entschuldigen könnte. Nicht zu verzeihen sind die Fehler, die du begangen hast. Klar, du bist neu hier, kannst nicht alles wissen, doch eines sollte dir bewusstwerden: Du bist nicht in Prien am Chiemsee, nicht in Legoland, hier herrschen mancherorts Sitten, die an die wilden Dreißigerjahre in Chicago erinnern.«

Eric hatte aufmerksam zugehört, war cool geblieben, obwohl ihm unbehaglich zumute geworden war. Woher wusste Ali, wo seine Eltern wohnhaft waren, und wieso hatte er die Hauptstadt von Illinois erwähnt? War es seinem Informanten bekannt, dass er in den Staaten zur Welt gekommen war und dort gelebt hatte, oder war die Erwähnung der Städte nur ein riesiger Zufall? Er schob die Gedanken zur Seite, verhielt sich weiterhin normal, auch deshalb, um dem Tunesier keine Bestätigungen zu seinem Privatleben und Vergangenheit zu geben. Stattdessen fragte er:

»Was für Fehler soll ich denn gemacht haben?«

»In erster Linie hast du dich von einem Möchtegernadligen verarschen lassen.«

»Inwiefern?«

Ali winkte der Bedienung, gab ein Mineralwasser in Auftrag, sah ihr nach und dann zu Eric. »Okay, hör zu: Alles, was du über Harald von Hauenstein weißt, mag stimmen, kann im Internet und sonst wo stehen, es gibt allerdings einen unwiderlegbaren Haken an der Sache: Niemand, keine Menschenseele, hat ihn je gesehen und kennengelernt.«

»Von welchen Gesellschaftsschichten redest du?«

»Von allen.«

»Behauptest du, dass der Graf nicht existiert?«

»Ich sage nur, was jeder weiß, der sich mit der High Society in unserer Stadt beschäftigt.«

»Was ist mit seiner Frau?«, fragte Eric.

»Unbekannt.«

»Wenn es sich so verhält, wie du sagst, weshalb wurde ich im Polizeipräsidium nicht darauf angesprochen?«

Ali bedankte sich für das servierte Mineralwasser, lächelte die Bedienung an, doch sein Gesicht wurde ernst, als er zu Eric sah. »Du bist noch nicht lange in Gelsenkirchen, aber so kurz auch wieder nicht, um es nicht zu ahnen.«

Eindeutig sprach der Informant von der Vetternwirtschaft, die allerorts zu Hause war. Trotzdem ergab das Gehörte in keinem Punkt einen Sinn. »Wieso sollte ein Mensch mit einer falschen Identität mich aufsuchen, damit ich seine Frau beschätte, die dann auch noch spurlos verschwindet, kaum dass der Auftrag von mir angenommen wurde? Wenn es den Grafen nie gegeben hat, wer hat das Anwesen in der Ekhofstraße gekauft und wer die Villa bauen lassen? Wer war dann der erstochene Kerl, den ich vorgefunden habe?«, fragte Eric.

»Keine Ahnung. Ich kann dir nur einen Rat geben: Sieh zu, dass du mit heiler Haut aus dieser Nummer rauskommst.«

»Mich interessiert, warum ich in diese Show hineingezogen wurde.«

»Das kann ich dir nicht sagen, muss es einen Grund geben?«, antwortete Ali mit einer Gegenfrage.

»Es gibt wenig, wofür es nicht ein Motiv gibt.«

Ali lächelte. »Aber viel, wozu keines erforderlich ist.«

Hätte Eric Holler zu diesem Zeitpunkt gewusst, dass der Tunesier auch ein Informant der Polizei war, wäre er in absehbarer Zeit in der Lage gewesen, andere Schlussfolgerungen zu ziehen.

Ω

Manfred Werthofen war ein angenehmer Mensch, ein fairer Kriminalhauptkommissar, zudem ein braver Ehemann und ein fürsorglicher Vater, obwohl die Kinder längst aus dem Haus waren. Im Grunde genommen verkörperte er das Idealbild eines normalen Mannes, der seiner Arbeit nachging und sich stets um seine Familie gekümmert hatte. Doch auch er besaß ein Geheimnis, aus dem auf seiner ansonsten blütenweißen Weste ein dunkler Fleck geworden war. Wie versteinert hatte er Eric Holler zugehört, obwohl er wusste, dass die Geschichte über Harald und Lisa von Hauenstein unmöglich wahr sein konnte. Er war es, dem die Hintergründe des Ehepaars bekannt waren, immerhin hatte er ihnen eine falsche Identität besorgt. Harald hieß in Wirklichkeit Rüdiger und seine Frau nunmehr Lisa statt Elisabeth. Unabhängig von dem, was der Beamte über die zwei wusste und wie er zu ihnen stand, irgendjemand war, falls der Privatschnüffler die Wahrheit gesagt hatte, in die Rollen der beiden geschlüpft. Aber warum ausgerechnet in die der von Hauensteins, wo doch der Familiennname ebenfalls der Tarnung galt. Vielleicht hatten die Gerüchte um das angeblich erfundene Ehepaar dafür gesorgt.

An Tatsachen gab es allerdings kein Vorbeikommen, und von denen wurden viele unter Verschluss gehalten. Bei Rüdiger alias Harald und die in Lisa umbenannte Elisabeth hatte es sich um reale Personen aus Fleisch und Blut gehandelt. Vor Jahren waren sie den Bund der Ehe eingegangen, und ihr gemeinsames Glück schien unzerstörbar, bis sie durch das Schicksal in böser Manier eingeholt wurden. Der

Tratsch um das Paar beinhaltete unzählige Lügen, dutzende Halbwahrheiten und nur wenige Themen, die der Wahrheit entsprachen. Insbesondere Manfred Werthofen konnte ein Lied davon singen. Anlass zur Sorge gab es in Bezug auf die ehrlichen Aussagen. Niemand hätte über sie Bescheid wissen dürfen, außer dem Kriminalhauptkommissar und dem Ehepaar. Wahr war, dass Harald einen Adelstitel und das Anwesen in der Ekhofstraße erworben hatte und die Villa bauen ließ. Typisch für eine mittelgroße Stadt, die Aktivitäten des neumodernen Adligen wurden in Windeseile in sämtliche Himmelsrichtungen davongetragen. All das war passiert, bevor sich Harald und Lisa, damals noch Rüdiger und Elisabeth, kennengelernt hatten. Nach der Hochzeit bekamen sie von dem Neid, der ihnen entgegenschlug, wenig bis gar nichts mit. Zu oft waren sie in der Weltgeschichte der Pokerspieler unterwegs.

Doch eines Tages schlug das Schicksal bitterböse zu: Nach einer erneuten Rückkehr aus Las Vegas wurden sie vor ihrer Villa von einer berüchtigten Gang erwartet, die es sich während ihrer Abwesenheit rund um das Gebäude gemütlich gemacht hatte. Der Plan der Bande lief jedoch komplett aus dem Ruder. Der schüchterne und häufig an sich zweifelnde Rüdiger hatte mit einem Überfall schon viel früher gerechnet und war auf einen solchen vorbereitet. Niemand hätte es ihm zugetraut, aber die Gangster waren in eine Welt eingedrungen, die er nur mit Elisabeth zu teilen bereit war. Das Resultat des missglückten Beutezugs bestand aus zwei schwerverletzten und einem toten Ganoven. Zwei Täter konnten fliehen, aber noch am selben Abend fanden sie sich

in einer Zelle wieder. Für Elisabeth und Rüdiger war es das Ende eines normalen Lebens. Zunächst stand ihnen die Zeit im Zeugenschutz bevor, danach erhielten sie neue Identitäten, mit denen sie ein ruhiges Leben in der Schweiz beginnen wollten. So lautete die offizielle Version.

Niemand wusste davon, und doch hatte jemand ihre Rollen angenommen. Das konnte kein Zufall sein, und Manfred sah es als ein böses Omen an. Keine Anrufe, Treffen und Kontakte, so lautete die Vereinbarung zwischen dem Ehepaar und ihm. Die Maßnahme hatte nichts anderes zum Zweck, als die Eheleute zu schützen. Fraglos waren die restlichen Gangmitglieder auf Rache aus, warum jetzt und nicht schon viel früher, fragte er sich im Stillen. Keinesfalls durfte seine Frau etwas von dem besorgniserregenden Ereignis erfahren, andernfalls würde sie ihn mit Vorwürfen überschütten. Vergeblich hatte sie ihn über Wochen hinweg angefleht, die Hochzeit ihrer Tochter Elisabeth mit Rüdiger, einem Pokerspieler, zu verhindern. Es war ihm trotz intensiver Gespräche nicht gelungen, wofür er lange Zeit heftig getadelt wurde. Hinterher auch für den Überfall, den Zeugenschutz und die neuen Identitäten. Erst recht dafür, dass Elisabeth nicht mehr ein fester Bestandteil ihres Familienlebens sein konnte und sie nur noch aus Erinnerungen bestand. Er hatte es versucht, ihrer Tochter die Ehe auszureden, aber gegen die Liebe war er machtlos.

Es hätte beruhigend wirken müssen, dass sich Elisabeth alias Lisa in der Schweiz befand, doch das tat es nicht. Der Gedanke, dass ein Privatdetektiv nach einer eigentlich nicht existierenden Person auf der Suche war, konnte ihm keine

Ruhe geben. Andere Überlegungen, wie zum Beispiel, wer im Haus seines Schwiegersohnes womöglich erstochen worden war, nahmen stattdessen den gesamten Raum in seinem Kopf ein. Der Idee, mit Eric Holler ein Männergespräch zu führen, hatte er einen Platzverweis erteilt, zumindest für den Moment. Ein Punkt war für Manfred irritierend: der Adelsstitel. Rüdiger und Elisabeth hießen vor dem Überfall Schmid. Nur der Ehemann besaß das Recht, den Titel eines Grafen zu tragen, schließlich hatte er den Adelstitel für seine Person erworben und nicht für seine Frau. Selbstredend schien es klar, dass der Titel mit der neuen Identität zu einer unsinnigen Ausgabe geworden war. Somit war ein Graf Harald von Hauenstein nicht existent, nur ein Harald Hauenstein, denn auch das »von« wurde Rüdiger durch ein gekauftes Dokument verliehen.

Es gefiel Manfred Werthofen nicht, was ihm durch den Kopf ging, aber er hielt es für möglich, dass die Adelsdokumente seinem Schwiegersohn so viel Geld gekostet hatten, dass er trotz des Risikos nicht bereit war, sie dauerhaft aufzugeben. Wie wäre es sonst möglich, dass sich ein Fremder mit dem Titel geschmückt hätte? Die ohnehin schon vorhandene Unruhe wurde größer. War Rüdiger aus Eitelkeit wirklich so dumm gewesen und hatte dadurch sich und die eigene Frau, somit die Tochter des Beamten, in Lebensgefahr gebracht? Er hätte den Verdacht zu gern in den Abfalleimer seiner grauen Hirnzellen verbannt, doch zugleich konnte er die Möglichkeit nicht vollends ausschließen. Wenn es sich so verhielt, wie er es zu befürchten begonnen hatte, war die Abfolge des Geschehens nicht mehr nachvollziehbar. Vielleicht

war Harald so leichtsinnig gewesen und hatte sich da und dort als Graf vorgestellt. Der Titel war ideal geeignet, um die wahre Identität von Personen überprüfen zu können. Wenn genau der Schritt von der Gang getan wurde, die Verbindungen auf der ganzen Welt besaß, erhielt die Story des Privatdetektivs eine andere Perspektive und ergab plötzlich einen Sinn. Nervös nahm der Kriminalhauptkommissar sein Handy in die Hand.

Ω

Für Eric war das Gespräch mit Ali ein Misserfolg. Was er gehört hatte, half ihm nicht weiter. Die Unterhaltung besaß keinen Wert, deswegen wurde sie von ihm als Zeitverschwendug angesehen. Ali hatte nichts von dem gesehen und vernommen, was ihm zugetragen und nicht verborgen geblieben war. Dass ihn der Informant als Amateur bezeichnet und betrachtet hatte, fand er hingegen gut. Die Strategie in seiner Vorgehensweise begann sich allmählich durchzusetzen. Dadurch hatte er den Vorteil, unterschätzt zu werden, das wiederum war niemals ein Nachteil. Eines war sonnenklar: In Hinsicht auf Harald und Lisa von Hauenstein besaß sein Informant kein Wissen, das für ihn von Interesse wäre. Abgesehen davon war ihm bewusst, dass er auch Ali nicht von oben herab behandeln durfte, der Kleinkriminelle hatte es faustdick hinter den Ohren. Obwohl er meistens ohne Gewalt zu agieren verstand und in der Regel ein friedlicher Zeitgenosse war, konnte er gefährlich und unberechenbar reagieren. Die Aussage des Informanten, dass niemand den Grafen und seine Frau kannte, hatte für Eric keine wesentliche Bedeutung. So sehr sich die Vereinigten Staaten von Amerika und Europa in vielen Dingen unterscheiden mochten, die Menschen verhielten sich überall gleich. Hinzu kam, das reiche Leute gleicher waren als irgendwelche Normalbürger. Wohlhabende Personen, egal ob Mann oder Frau, besaßen Marotten, die manchmal absolut überzogen und von gewöhnlichen Bürgern als irre bezeichnet wurden. Von daher war es durchaus vorstellbar, dass Harald und Lisa alles dafür taten, um unerkannt zu bleiben. Eric hatte nur vier Stunden geschlafen, allerdings kam es

ihm vor, als ob er Bäume ausreißen könnte. Er war topfit. Deswegen hatte er sich nicht in seine Wohnung begeben, sondern zunächst ins Büro, obwohl ihm nicht ganz klar war, was er dort wollte. Es gab nichts, was er nicht am nächsten Tag hätte erledigen können. Nachdem er in den Raum getreten war, sah er, dass sein am Stromnetz angeschlossenes und auf dem Schreibtisch liegendes Handy von einem unbekannten Anrufer zum Leuchten gebracht wurde. Entgegen den praktizierten Gewohnheiten nahm er das Gespräch an und meldete sich mit seinem Namen.

»Werthofen hier«, erklang am anderen Ende die Stimme des Kriminalhauptkommissars. »Wir müssen reden.«

»Worüber?«

»Nicht am Telefon.«

»Wann und wo?«

»Sofort, heute noch. Entweder ich komme zu Ihnen oder Sie zu mir.«

»Ich könnte ein Bier vertragen«, antwortete Eric, da er keine Lust hatte, länger als nötig im Büro zu verweilen oder ins Auto zu steigen.

»In dreißig Minuten im Domgold am Domplatz. Ist das okay?«

Es war in Ordnung, und so saß der Privatdetektiv eine halbe Stunde später dem Kripobeamten in dem Lokal gegenüber. Werthofen kam nach der Abgabe der Bestellung sofort zur Sache: »Ich möchte Sie engagieren.«

»Was verschafft mir die Ehre?«, entgegnete Holler, darauf achtend, sich sein Erstaunen nicht ansehen zu lassen.

»Es geht um Lisa«, erwiderte Manfred.

Eric wurde hellhörig. »Wie das?«, fragte er, als die Bedienung außer Hörweite war.

Der Kriminalhauptkommissar nahm sein Glas in die Hand, prostete Eric zu, trank einen Schluck, stellte es wieder ab. Und sagte: »Was ich Ihnen jetzt anvertrauen werde, muss unter uns bleiben.«

»Auch ich habe eine Verschwiegenheitspflicht.«

»Ich meine es ernst.«

»Ich auch.«

»Dass wir miteinander gesprochen haben, kann jeder wissen. Den Inhalt des Gesprächs darf niemand erfahren, haben wir uns verstanden?«

»Kommen Sie zur Sache, hinter mir liegt bereits eine kurze Nacht, ich möchte heute nicht noch eine erleben.«

Es war Werthofen anzusehen, dass er mit seinem Vertrauen zu kämpfen hatte. Konnte er dem Privatdetektiv trauen, diese Frage stand ihm förmlich auf der Stirn geschrieben. »Ich möchte, dass Sie für mich in die Schweiz fahren, heute noch!«, kam er auf den Auftrag zu sprechen. Eine andere Alternative besaß er ohnehin nicht.

»Wozu?«

»Ich möchte, dass Sie an einem Ort etwas überprüfen, ohne dass Ihre Anwesenheit bemerkt wird. Sollte sich herausstellen, dass alles im grünen Bereich ist, kommen Sie zurück, und das war es.«

Eric schüttelte den Kopf. »Sie sind bei der Kripo und wissen, dass es so nicht funktioniert. Entweder Sie schenken mir jetzt reinen Wein ein, andernfalls ist die Unterhaltung beendet.«

Durch eine Geste in der Mimik gab Werthofen zu erkennen, die Einstellung des Privatschnüfflers zu verstehen. Aufgewühlt und nachdenklich wegen der persönlichen Betroffenheit, gab er sich einen Ruck. Indem er den Schritt vollzog, überschritt er seine Kompetenzen, die ihn den Job kosten könnten. Trotzdem begann er ein Geheimnis auszuplaudern: »Ihre Geschichte über die von Hauensteins und den Ereignissen in der Villa des Ehepaars kann wahr sein, ist es aber hoffentlich in einem Punkt nicht. Es fällt mir schwer, darüber zu reden; ich riskiere hier und jetzt meinen beruflichen Status, wenn geheime Informationen durch mich weitergegeben werden. Leider habe ich keine Wahl, ich muss Ihnen vertrauen. Zur Sache: Falls in der Schweiz alles in Ordnung ist, ist es unmöglich, dass Sie von Harald den Auftrag bekommen haben, seine Frau zu beschatten.«

»Wieso?«

Der Hauptkommissar warf alle Vorschriften über Bord. »Er und seine Gattin leben seit Jahren unter einer neuen Identität in der Schweiz.«

»Zeugenschutz?« Werthofen bestätigte es. »Deshalb haben Sie meine Aussage angezweifelt?«, fragte Eric, obwohl es eine Feststellung war, die er ausgesprochen hatte. Manfred nickte. »Erzählen Sie, keine Sorge, jedes Wort bleibt unter uns.«

»Was Sie bisher über Graf Harald von Hauenstein wissen, ist die Wahrheit.«

»Mich interessiert nur, was ich nicht weiß.«

Der Hauptkommissar bat um Entschuldigung, da er im Begriff war, damit anzufangen, die gegebene kritische Lage mit

Belanglosigkeiten zu beschreiben. »Es gibt keinen Graf Harald von Hauenstein, es sollte nur einen Harald Hauenstein geben. Sein ursprünglicher Name lautete Rüdiger Schmid, unter seiner wahren Identität hatte er die Adelstitel erworben.«

»Graf Rüdiger von Schmid, wie lächerlich klingt das denn?«

»Rüdiger hat mit Pokerspielen ein Vermögen gemacht, er war mehrfacher Millionär. Was unglaublich klingt, ist eine Tatsache. Er saß weltweit an Pokertischen, bei denen es um Beträge ging, die für uns unvorstellbar sind. Kurz nachdem die Villa in der Ekhofstraße fertig war, hatte er Elisabeth kennengelernt.«

»Also Lisa?«

Erneut wurde Eric bestätigt, und Werthofen fuhr fort: »Es ließ sich nicht verhindern, und die zwei wurden ein Paar. Nach der Rückkehr von einer Pokerrunde waren sie erwartet worden, aber Rüdiger hatte längst mit einem Überfall gerechnet und war vorbereitet. Zugegeben, das Glück stand ihm zur Seite, und die Ganoven waren alles andere als intelligent. Pech für ihn war der Umstand, dass die Räuber einer Gang angehörten, die seit Jahrzehnten in NRW ihr Unwesen treibt. Bei dem schiefgelaufenen Beutezug wurden zwei Täter schwer verletzt, einer von Rüdiger tödlich getroffen. Den Rest können Sie sich denken«, beendete der Beamte den Bericht.

»Zeugenschutz, Prozess, danach neue Identitäten mit allem Drum und Dran.«

»Korrekt.«

»Das bedeutet, ich konnte von Harald Hauenstein nur einen Auftrag erhalten, wenn er sich nicht in der Schweiz befindet.«

»Auch das stimmt.«

»Verstehe. Sie möchten, dass ich überprüfe, ob es sich so verhält, dass er und Lisa nach wie vor dort sind«, sagte Eric folgerichtig.

»Richtig.«

»Warum entsenden Sie nicht Kollegen in die Schweiz oder fragen deswegen bei der Gendarmerie vor Ort an?«

»Das geht nicht.«

»Weshalb?«

»Die Schweizer Behörden sind über Harald und Lisa nicht informiert. Irgendwelche Anfragen zu den beiden wären fähig, ihre falschen Identitäten auffliegen zu lassen.«

Eric wurde nachdenklich, bat um Entschuldigung und suchte die Toilette auf, um sich zu erleichtern. Das irische Bier, das er ausgewählt hatte, besaß eine sagenhafte Wirkung auf seine Nieren. Auf dem Weg zurück zum Tisch bestellte er an der Theke eine neue Runde, danach begab er sich wieder in die Gesellschaft des Kriminalhauptkommis- sars. Als er saß, wandte er sich mit zwei Fragen an ihn: »Was sich mir nicht erschließt, ist der Adelstitel. Wie kann jemand in meinem Büro vorstellig werden und sich Graf Harald von Hauenstein nennen? Die neue Identität beinhaltete die Adelstitel nicht, oder?«

»Darüber habe ich mir auch den Kopf zerbrochen«, sah der Kriminalist Eric an. »Ich befürchte, es gibt nur eine Erklä- rung dafür.«

»Lautet sie Rüdiger?« Erneut nickte Werthofen. »Sie denken, er hat dem Namen Harald Hauenstein den von ihm rechtmäßig erworbenen Adelstitel hinzugefügt?«

»Ich halte es nicht für ausgeschlossen.«

»Jedenfalls soll ich in Ihrem Auftrag inkognito nachsehen, ob die angeblichen Hauensteins noch in der Schweiz sind.«

»Ich bitte Sie darum.«

Es kam selten vor, aber gelegentlich doch, dass Eric einen Seufzer ausstieß, so auch diesmal. »Bevor ich frage, was ich außerdem wissen sollte, möchte ich eine andere Auskunft: Sie nehmen an, dass jemand in die Rolle von Rüdiger Schmid alias Harald Hauenstein geschlüpft ist. Wieso?«

Manfred Werthofen verzog das Gesicht. Es war offensichtlich, dass ihn die Frage unangenehm berührte. »Ich kannte ihn, ich meine Rüdiger. Er hat zumeist in der Welt des Pokerspiels gelebt, dort war er zu Hause und ein völlig anderer Mensch. Am Kartentisch, mit Spielkarten in der Hand, hatte er alles im Griff, vor allem sich. Er gab sich dominant und selbstbewusst, besaß beim Spiel eine Art siebten Sinn. Das Gegenteil traf auf ihn im normalen Leben zu. Leichtsinn, Schüchternheit, Selbstzweifel und eine gewisse Lethargie zeichneten ihn aus. Es waren diese Eigenschaften, die Elisabeth den Kopf verdreht hatten. Fakt ist, Rüdiger ist mein Schwiegersohn.«

Für einen Moment verlor Eric die Beherrschung. »Elisabeth beziehungsweise Lisa ist Ihre Tochter?«, stieß er fassungslos hervor, ohne zu laut geworden zu sein.

»Ja, seit neunundzwanzig Jahren«, gab er kleinlaut, fast verlegen zu.

»Ich werde verrückt, jetzt wird mir Ihr Verhalten klar«, sagte der Privatdetektiv, jeder weitere Kommentar dazu erschien ihm überflüssig. Stattdessen schlug er sich mit der Handfläche sanft gegen die Stirn. Er trank einen Schluck und musterte den Mann, der ihm gegenüber saß. Der Kriminalhauptkommissar machte einen gefassten Eindruck, aber er wollte nicht in dessen Haut stecken. »Es geht um Ihre Tochter, Ihren Schwiegersohn, wieso sitzen wir nach etlichen Umwegen zusammen, wozu war die teilweise angewendete Geheimniskrämerei nötig?«

»Im Moment ist das nicht wichtig.«

»Für mich schon«, erwiderte Eric.

»Müssen wir jetzt darauf eingehen, oder können wir diesen Punkt nach Ihrer Rückkehr aus der Schweiz besprechen?«

»Jetzt!«

Der Kriminalhauptkommissar hatte keine andere Aussage erwartet, dennoch ließ er einen Seufzer los, durch den seine Unzufriedenheit und Anspannung bekräftigt wurden. »Durch den Zeugenschutz für Elisabeth und Rüdiger bin ich in meinem Job angreifbar geworden. Je mehr Leute wissen, wer Harald von Hauenstein ist, umso größer wird das Risiko. Für mich, die Wissenden und insbesondere für meine Tochter und ihren Mann.«

»Ich habe einen Informanten, der Ihren Schwiegersohn kennt. Er hat angedeutet, dass ich von einem Möchtegern-adligen verarscht worden bin. Zugleich hat er behauptet, der Auftrag von Harald von Hauenstein sei von einem anderen Kaliber. Haben Sie eine Vermutung, was er damit gemeint

hat?«, fragte Eric, nachdem er zuvor auf das Gespräch mit Ali eingegangen war. Fordernd sah er den Kriminalhauptkommissar an.

»Vielleicht liegt es an den Umständen von damals. Der Überfall, das Zeugenschutzprogramm, die neuen Identitäten und die Überführung der Gefährdeten in die Schweiz, alles lief unter strengsten Sicherheitsvorkehrungen ab. Im Nachhinein war es ein Glück, dass Elisabeth und Rüdiger viel unterwegs waren. Erst als die Villa fertiggestellt worden war, hatte meine Tochter die Reiselust verloren. Trotzdem, die beiden waren am Ende der Straße wohnhaft und hatten keinen Kontakt zu den Nachbarn. Über das Leben der zwei wurde viel spekuliert, und es gab wilde Gerüchte, letztlich nur aus einem Anlass: Da stand eine neu erbaute Villa, nur wusste niemand, von wem sie in Auftrag gegeben worden war und von wem sie bewohnt wurde. Das kam uns in Bezug auf den Zeugenschutz entgegen. Wären Elisabeth und Rüdiger stadtbekannt gewesen, hätte sich die Angelegenheit wesentlich komplizierter gestaltet. Wir hatten praktisch die Aufgabe, aus unbekannten Leuten ein unsichtbares Ehepaar zu machen. Das war nicht schwierig und hatte die gesamte Prozedur enorm erleichtert. Die Einträge in Bezug auf die Besitzverhältnisse und bei der Stadt, auch beim Finanzamt, zu ändern war kein Problem. Ich nehme an, Sie wissen, wie so etwas abläuft. Somit stellen Sie nun in gewisser Weise ebenfalls ein Sicherheitsrisiko dar. Falls eine falsche Person in Erfahrung bringen sollte, dass Sie auf irgendeine Art in die Sache involviert sind, wird die Gang, die auf Rache sinnt, davon unterrichtet, und Sie werden zu einer Zielscheibe.

Der Einzige, der Ihnen zumindest ein wenig Schutz bieten kann, bin ich«, sagte Werthofen zum Abschluss des Vortrags.

»Schöne Aussichten«, erwiderte Eric, ohne eine Spur von Euphorie.

»Vertrauen Sie dem Informanten, der sie mit Quatsch und Tratsch versorgt?«, erkundigte sich Manfred.

»Sie kennen ihn?«

Die Mundwinkel des Kriminalhauptkommissars deuteten kurz ein Lächeln an. Er hob die Hand und zwei Finger in die Höhe, nachdem von ihm registriert worden war, dass eine der Bedienungen in seine Richtung gesehen hatte. »Ich nehme an, es handelt sich um Ali. Wenn jemand einen Informanten in Buer hat oder benötigt, ist meistens er im Spiel.«

»Keine Ahnung, ob er anderen gegenüber zuverlässig ist, aber ich traue ihm.«

Werthofen entgegnete: »Er ist ein Kleinkrimineller und eine Quelle, die mit Vorsicht zu genießen ist. Seine Informationen bestehen häufig aus an den Haaren herbeigezogenem Nonsense. Ali ist kein schlechter Kerl, allerdings besitzt er einen Charakter, der vom Honorar abhängig ist. Seien Sie auf der Hut, ihm macht es nichts aus, wenn er Sie ans Messer liefert. Wussten Sie, dass er für uns arbeitet?«

»Erwähnt hat er es nicht, vermutet habe ich es schon, allein deshalb, da er seitens Ihrer Institution ziemlich unbehelligt durch Gelsenkirchen laufen kann.«

Manfred sah, dass die Bedienung mit zwei vollen Gläsern zu ihrem Tisch unterwegs war, wartete, bis sie bedient wor-

den waren, sie sich wieder entfernt hatte, und fragte: »Nehmen Sie den Job an?«

Eric war unentschlossen, deswegen wurde Werthofen mit einer Gegenfrage konfrontiert. »Was könnte Ali damit gemeint haben, dass Aufträge des Grafen ein anderes Kaliber besitzen?« Manfred prostete dem Privatdetektiv zu, trank einen Schluck und zuckte ahnungslos mit den Schultern. »Nur bei einer Antwort nehme ich die Fahrt in die Schweiz auf mich«, stellte der Privatschnüffler den Beamten vor die Wahl.

»Im Umfeld von Ali geht seit einer halben Ewigkeit ein Gerücht um. Es besagt, dass ein gewisser Graf Harald von Hauenstein mit dem Tod Geschäfte macht. Angeblich verschwinden eines natürlichen Todes gestorbene Leichen aus Krankenhäusern und Begräbnisinstituten. Die Story ist haarsträubender Blödsinn, dennoch wurde ihr unsererseits kurzfristig nachgegangen. Es fanden sich keine Spuren, die die Behauptungen belegt hätten. Jetzt zufrieden?«

»Nein, aber ich fahre in die Schweiz.«

Ω

Eine Stunde später saß Eric Holler hinter dem Steuer seines Wagens. Während der Fahrt waren ihm Ali, Werthofen, der Graf und das Gerücht nicht aus dem Kopf gegangen. Immerhin hatte er neunzehn Leichen in der Villa des vermeintlich Adligen gesehen, für deren Existenz es keine Beweise gab, außer dem Vorhandensein der Blechwannen. Eines hatte Eric gelernt: Alle Gerüchte besaßen einen Hintergrund. Er war die Nahrung für irgendwelche absurden Behauptungen, unabhängig ihres Wahrheitsgehalts. Unerklärlich blieb der Graf. Wer war in sein Büro gekommen und hatte ihm den Auftrag erteilt, die Tochter des Kriminalhauptkommissars zu beschatten? War es Rüdiger, somit eventuell Harald Hauenstein, oder ein Mann, dessen wahre Identität bisher unbekannt war?

Über einen Sachverhalt hatte sich Eric schlaugemacht. Bevor er Buer verlassen hatte, war er bei Manfred Werthofen stehengeblieben und hatte sich Bilder von Lisa und ihrem Mann geben lassen. Nachdem sie ihm überreicht worden waren, konnte er es nicht unterlassen zu erwähnen, dass der Besitz der Fotos ebenfalls ein Sicherheitsrisiko darstellte. Die Aussage hatte Werthofen mit einem ernsten Blick quittiert und ihm dennoch eine gute Fahrt gewünscht. Die Fotografien von Lisa und Harald, vormals Elisabeth und Rüdiger, gaben Eric zu denken. Obwohl die Aufnahmen einige Jahre alt waren, hatte er keine Zweifel, dass er in seinem Büro von Rüdiger aufgesucht worden war, außer bei dem Mann hätte es sich um einen Doppelgänger oder Zwillingsbruder gehandelt. Letzteres schloss er nicht vollständig aus, es kam ihm jedoch zu absurd vor. Wie wären ein unbekannter ein-

eiiger Zwilling oder ein Double an ein Foto von Lisa gekommen, schließlich befand sie sich im Zeugenschutzprogramm. Die Angelegenheit wurde immer konfuser. Für Eric war es Motivation genug, die Fahrt in die Schweiz anzutreten. Er hatte sich inzwischen eingestanden, dass der gegebene Sachverhalt zu einem persönlichen Thema geworden war. Egal, wer zu ihm ins Büro gekommen war, das Erscheinen der Person hatte dem Zweck gedient, ihn auf irgendeine Art zu benutzen. Vielleicht besaß der Urheber der Idee zudem die Absicht, ihn in eine Schwinerei zu verwickeln. Es stand fest, niemand hatte das Recht, so mit ihm umzugehen.

Doch welchem Ziel war das Vorgehen gewidmet? Eric fand keine Antwort, obwohl er in Gedanken die verrücktesten Eingebungen durchgespielt hatte. Worum ging es überhaupt? War die Konstellation der Umstände und der Ereignisse den Leichen oder dem im Zeugenschutzprogramm befindlichen Ehepaar geschuldet?

Drei weitere Details gaben ihm keine Ruhe: War Harald von Hauenstein so dämlich und hatte die erworbenen Adelstitel dem neuen Namen hinzugefügt? Wenn, dann war es kein Wunder, dass er entlarvt worden war. Außerdem: Wo waren die Leichen aus der Villa und wo Lisa? In der Schweiz war sie jedenfalls nicht.

Auf dem Weg in die Schweiz hatte Eric nur eine Pinkelpause eingelegt. Er war schnell vorangekommen, das überschaubare Verkehrsaufkommen in der Nacht hatte es ermöglicht. In den frühen Morgenstunden kam er in dem Ort an, wo Elisabeth und Rüdiger unter falschen Namen wohnhaft waren. In einem Café an der Hauptstraße nahm er ein Frühstück zu sich und begab sich danach zu Fuß zu der Adresse, die ihm von Manfred Werthofen gegeben worden war. Eric sah es für überflüssig an, besondere Vorsicht walten zu lassen. Entweder die Eheleute Hauenstein waren zugegen oder eben nicht. Im letzteren Fall hätte er nach ihnen fragen können, ohne dadurch auffällig zu werden. Jeder Mensch wurde irgendwann einmal gesucht, das traf auch in der ordentlichen und sauberen Schweiz zu.

Das Gebäude, in dem Lisa und Harald ein neues Leben begonnen hatten, befand sich in einer gewöhnlichen Siedlung, die durch die Bauweise der Einfamilienhäuser ein sonderbares Flair bekam. Die Hausbesitzer hatten auf einen soliden Abstand zu den Grundstücken ihrer Nachbarn geachtet, vielleicht, um die Neutralität der Schweiz auf diese Art zusätzlich zu betonen.

Eric war zu dem Haus der Hauensteins gegangen, hatte geläutet, vergeblich. Niemand öffnete die Tür, keine Geräusche drangen aus dem Inneren an sein Ohr, nachdem er es gegen die Eingangstür gedrückt hatte. Die Rollos im Erdgeschoss waren herabgelassen, die Fenster der zweiten Etage alle geschlossen. Der Anblick besaß nichts, was auf ein überstürztes Verlassen des Hauses hingedeutet hätte. Eher das

Gegenteil traf zu: Die Fassade des Gebäudes sah aus, als ob die Bewohner in einen längst geplanten Urlaub aufgebrochen wären.

Die Gegebenheiten hatten den Privatdetektiv gezwungen, den Aufenthalt in der Gemeinde um ein paar Stunden zu verlängern. Ohne ein Ergebnis wollte er Manfred Werthofen nicht gegenüberstehen. Deswegen übernahm er die Rolle eines Verwandten, der sich zu einem spontanen und fälschlicherweise unangemeldeten Besuch der Eheleute Hauenstein entschlossen hatte. Unter der erlogen Tarnung begann er Erkundigungen anzustellen.

In einer Bäckerei, bei einem Metzger und an einer Tankstelle wurden ihm auf Nachfragen Informationen zugetragen, die zu einer seiner wirren Überlegungen passten. Eine ziemlich unwahrscheinliche Eingebung, über die er sich während der Fahrt den Kopf zerbrochen hatte, gewann durch die erhaltenen Aussagen zunehmend an Gewicht. Eric hielt es nicht für ausgeschlossen, dass die falschen Identitäten von Rüdiger und Elisabeth aufgeflogen waren, zumindest eine der beiden. Seiner Vermutung nach war es nicht in der Schweiz geschehen, sondern in Gelsenkirchen. Die Annahme hatte der Bäcker mit seinen Sätzen wahrscheinlicher werden lassen. Die Worte des Tankstellenbetreibers belegten es erneut, und in der Metzgerei wurde ein Ereignis zur Gewissheit: Wieso auch immer, die Tochter des Kriminalhauptkommissars und ihr Gatte hatten die Schweiz vor geraumer Zeit verlassen.

Eric fing an, die wenigen Puzzlestücke zusammenzusetzen. Aus Rüdiger und Elisabeth Schmid waren durch die

Umstände Harald und Lisa Hauenstein geworden. Sie hatten im Zeugenschutzprogramm ein neues Leben begonnen und es aufgegeben. Ob es erst vor einigen Tagen geschehen war oder schon vor Jahren, ohne die Schweiz verlassen zu haben, blieb für den Moment ein Rätsel. Laut manchen Dorfbewohnern in der Bäckerei waren Harald und Lisa, zumeist sie, regelmäßig in der Dorfgemeinschaft zu sehen. Vor Wochen hatten sie im Ort gegenüber ihnen näherstehenden Menschen angegeben, für längere Zeit verreisen zu müssen. Es erschien Eric sonnenklar, dass die Reise ein Vorwand für ein unbekanntes Unterfangen der beiden war.

Die Rückfahrt wurde für den Privatschnüffler zeitlich und körperlich erheblich anstrengender. Er hatte zu lange nicht geschlafen, und der Verkehr war enorm. Die meiste Zeit fuhr er mit offenem Fenster, um nicht in einen Sekundenschlaf zu fallen, durch den er eine Katastrophe ausgelöst hätte. Drei Mal blieb er an Raststätten stehen, um einen Kaffee zu trinken und schließlich war er hinter Düsseldorf in einen Stau geraten. Weit nach Mitternacht kam er zu Hause an und schlief kurz darauf auf dem Sofa ein. Auch ein Ex-Agent wurde nicht jünger und war nur ein Mensch.

Band 2 der 1. Staffel



Inhalt: Privatdetektiv Eric Holler fängt in einem dubiosen Fall zu ermitteln an, ohne von einem Kunden einen Auftrag erhalten zu haben. Die Neugier drängt ihn, Ungeheuerliches zu entschlüsseln, wovon niemand etwas zu wissen scheint. Er geht die Angelegenheit gemächlich an, aber nachdem er Cornelia kennen und schätzen lernt, ist er überzeugt, durch Zufall einem Wahnsinnigen auf die Spur gekommen zu sein. Ist Eric paranoid oder hat er den Riecher eines Privatschnüfflers, der tatsächlich geschehene und weitere Verbrechen aufklären und verhindern kann?

01. Akt

Es war Oktober, und nach einigen trüben und regnerischen Tagen ließ sich endlich wieder die Sonne sehen. Zu Monatsbeginn war es kühl geworden, aber zur Monatsmitte wurden die Temperaturen angenehmer, dadurch auch die Leute auf der Straße freundlicher. Wildfremde Menschen fielen sich zwar nicht wie in der Veltins-Arena in die Arme, doch immerhin liefen die Passanten nicht mit verdrossenen Mienen achtlos aneinander vorbei. Ein Hallo da, ein Zuwinken dort, mittendrin ein paar lächelnde Gesichter, es war eindeutig: Das Wetter besaß einen hohen Einflussfaktor auf die Laune der Erdenbürger. In Gelsenkirchen war das nicht anders, allerdings waren die Gefühlswelten der Einheimischen nur an spielfreien Tagen des ansässigen Fußball-Bundesligisten vom Wetter abhängig. An Spieltagen konnte kein Sonnenstrahl die Stimmung eines Schalkers heben, wenn der Club verloren hatte.

Eric war Niederlagen gewohnt und konnte mit Rückschlägen umgehen. Die Befürchtung, dass der letzte Fall negative Auswirkungen auf seinen Ruf als Privatdetektiv nach sich ziehen könnte, war umsonst. Ohnehin hätte es ihn nicht berührt. Der Auftrag, der ihm ausgerechnet von Kriminalhauptkommissar Manfred Werthofen übertragen wurde, konnte nur als ein skurriler und absurder Flop bezeichnet werden. Immerhin, fast niemand war ernsthaft zu Schaden gekommen. Zudem hatte sich der Kripobeamte mit seinem Sohn versöhnt, der in seinen Augen den Rang des schwarzen Schafes in der Familie besaß. Dennoch konnte man nicht

sagen: Ende gut, alles gut. Die Suche nach der Tochter des Kommissars beinhaltete Ereignisse, die mit Zufällen, Pech und Pannen verbunden waren. Sie unter den Teppich zu kehren, um den Leumund zu schützen und keine Probleme mit den Behörden zu bekommen, gestaltete sich einfach. Es hatte allerdings einen Nachteil: Durch das Verschweigen der persönlichen Fehler und Irrtümer verband Eric Holler und Manfred Werthofen fortan etwas, und das hatten beide nicht gewollt. Das traf insbesondere auf den Privatdetektiv zu. Dass jemand seine Schwächen kannte, war nie von Vorteil, das wusste Eric aus Erfahrung. Zwar sah er den Beamten nicht als Feind an und hatte auch keine Sorge, dass dieser es eines Tages werden würde, dennoch war es ein unbefriedigender Sachverhalt. Obwohl der Fall Lisa dem Privatschnüffler keine unsinnigen Gerüchte eingebracht hatte, gab es einen Mangel an Aufträgen. Es lag nicht an ihm und der Vergangenheit, sondern ausschließlich an der Gegenwart. Der Krieg in der Ukraine hatte die Preise für praktisch alles explodieren lassen, was in seiner Kanzlei eindeutig ersichtlich wurde. Selbst wenn er einen Auftrag abgelehnt oder ein Mandant nach einem Gespräch keinen erteilt hatte, bisher war fast täglich mindestens eine Person in seinem Büro aufgetaucht, um ihm ein Anliegen vorzutragen. Gegenwärtig kam jedoch niemand, dementsprechend gelangweilt saß er seit Tagen im Arbeitszimmer und hatte nichts Wichtigeres zu tun, als sich mit diversen Tageszeitungen und Wochenblättern aus der Region weiterzubilden.

Fast schien es so, als würde die neidische und gierige Wohlstandsgesellschaft in Krisenzeiten auf Intrigen und

Spionage unter Hinzunahme eines Privatdetektivs verzichten wollen. Hätte Eric keinen Anstand, wäre sein Büro mit solchen Kunden auch während einer Weltwirtschaftskrise prall gefüllt. Der kalte, hartgesottene und undurchschaubare Privatschnüffler besaß Angewohnheiten, über die sich jeder gewundert hätte, der ihn nicht näher kannte. Grundsätzlich schlug er jede Art von Zeitschrift von hinten auf, las stets zuerst den Sportteil und widmete sich danach den Todesanzeigen. Ob für das merkwürdige Gebaren der Beruf verantwortlich war, vermochte das Umfeld von ihm nicht zu sagen. Noch seltsamer erschien der Umstand, dass Eric seit einigen Wochen dazu übergegangen war, sich manche der Todesfälle zu notieren, aber davon wussten weder Bekannte noch Freunde. Wobei hinzugefügt werden muss, dass Eric Holler in Gelsenkirchen-Buer keine Freunde hatte. Zu seinem sozialen Umfeld zählten ein paar Bekannte, zu denen Manfred Werthofen gehörte, aber das war es auch schon.

Die Nachrufe, die von Eric Holler festgehalten wurden, waren in einem Punkt identisch und zugleich bestürzend: Bei den Verstorbenen handelte es sich nicht um Menschen, die ihr Leben gelebt hatten, stattdessen starben Kinderseelen, denen offenbar durch eine höhere Macht keine Chance gegeben wurde, das Dasein kennenzulernen. Seltsamerweise war Eric in den vergangenen acht Wochen auf vier solcher Todesanzeigen gestoßen. Diskrete Recherchen, wegen der vorhandenen Zeit und Neugier seinerseits, hatten ergeben, dass alle Säuglinge innerhalb weniger Stunden oder Tage nach der Geburt gestorben waren. An und für sich wäre daran nichts Ungewöhnliches gewesen, wenn er nicht

Ungereimtheiten entdeckt und sich mit Fragen dazu beschäftigt hätte. Eine davon lautete: Laut Todesanzeigen starben vier Babys, aber wie viele tatsächlich? Aus welchen Gründen auch immer, nicht jedes Elternpaar war imstande, einen Nachruf in der Zeitung drucken zu lassen. Die Trauer, der Schmerz, der frühzeitige Verlust eines Kindes, die Diskretion, der Schock und Selbstschutz, gelegentlich auch die finanziellen Mittel, all das und noch mehr konnte zu den Gründen gehören, weshalb auf eine Todesanzeige verzichtet worden war. Zunächst hatte sich der Privatdetektiv mit den Nachrufen nicht befasst. Sein Tatendrang und Wissensdurst wurden wegen der Anzahl der Todesfälle ausgelöst. Hinzu kamen der zeitliche Faktor und die Möglichkeit, dass mehr als vier Säuglinge betroffen sein könnten. Endgültig stutzig war Eric nach seinen rücksichtsvollen Nachforschungen geworden. Die Babys, von denen er wusste, waren in derselben Klinik für immer eingeschlafen. Hatte das Lebensschicksal für die Opfer und Eltern kein Mitleid gezeigt, oder verbarg sich mehr dahinter? Das war die Frage, auf die Eric aus persönlichen Motiven eine Antwort haben wollte. Zeit für Ermittlungen hatte er genug, schließlich war er gegenwärtig ein selbständiger Privatdetektiv ohne Aufträge. Sonnenklar, das Leben gab einem viel und nahm jedem alles, spätestens dann, wenn der Mensch auf dem Sterbebett lag. Eric hatte in Erfahrung gebracht, dass im besagten Kinderkrankenhaus von September bis zum aktuellen Datum sechzehn Säuglinge das Licht der Welt erblickt hatten. Vier davon waren in den darauffolgenden Stunden und Tagen gestorben. Warum? Das Verhältnis zwischen der Geburten- und Sterblich-

keitsrate passte überhaupt nicht und war ihm ein Dorn im Auge. Schließlich besaßen fünfundzwanzig Prozent der Neugeborenen eine Lebenserwartung von maximal zweundsiebzig Stunden. Die Zahlen hätten seiner Ansicht nach die Behörden längst alarmieren müssen, obwohl sie nur die vergangenen zwei Monate betrafen. Aber was war von Januar bis August auf der Säuglingsstation los, und wie würde es sich dort im November und Dezember verhalten?

Der Privatdetektiv hatte keine Anhaltspunkte gefunden, ebenso nicht einen Vorwurf von Eltern gehört, mit denen die Klinik in Bredouille geraten wäre. Die Ärzte und das Pflegepersonal genossen einen guten Ruf, alles schien in bester Ordnung zu sein. Trotzdem: Ihm wollte sich ein weiteres ergründetes Detail nicht erschließen. In dem Hospital mit der hohen Todesrate bei Säuglingen lagen die Mütter nach der Geburt ihres Kindes im Durchschnitt drei Tage länger auf der Entbindungsstation als anderswo. Den Gelsenkirchenern standen sechs Krankenhäuser zur Verfügung, und in keinem war die Aufenthaltsdauer für eine Schwangere nach der Niederkunft so lang wie in dem Gebäude, dass Eric ins Visier genommen hatte. Die Zahlen und die Verweildauer der Gebärenden waren Unregelmäßigkeiten, die seiner Ansicht verfolgt werden mussten.

Fast täglich stand er vor der Kinderklinik oder saß in der Kantine, die eigentlich nur den Patienten bis zum sechzehnten Lebensjahr, ihren Eltern und Besuchern vorbehalten war. Gebracht hatte es überhaupt nichts. Die hellen Tage wurden deutlich kürzer, erst recht, nachdem die Kirchenuhren die letzte Stunde der Sommerzeit eingeläutet hatten.

Was das Wetter betraf, begann der November nicht übel, doch der langersehnte Regen ließ auf sich warten. Zumindest in der Stadt der tausend Feuer, die aufgrund des Tabel lenplatzes von Schalke keineswegs lichterloh brannten. Während die meisten Fans des Clubs ihre Hoffnung auf den Klassenerhalt noch nicht aufgegeben hatten, besann sich der zeitweise blaue Himmel und nahm ihre fußballerische Laune an. Die kurzen Tage wurden trüber, kälter und feucht, allerdings nicht so nass, wie es die Natur gebraucht hätte.

In einer dieser Stunden wurde Eric Holler bewusst, dass er mit der praktizierten Vorgehensweise keine Erfolge erzielen würde. Deswegen fing er Mitte des Monats schweren Herzens damit an, seine Strategie zu ändern. Der eingefleischte Einzelgänger ließ sich dazu herab, in der Klinik Kontakte zu knüpfen. Dabei kam ihm eine himmlische Fügung entgegen, die den netten Vornamen Cornelia trug.

Cornelia kam in der Kantine des Krankenhauses an den Tisch von Eric, als ob sie sich verlaufen hätte, dabei kannte sie die Lokalitäten in- und auswendig. Der Privatdetektiv war ihr in den Tagen zuvor aufgefallen, allein deshalb, weil sie nach Feierabend nie einen Glatzkopf in der Lokalität sitzen gesehen hatte, wobei die Uhrzeit unwichtig war. Er saß immer da, ob vor- oder nachmittags, offenbar war er ein Obdachloser, der in dem Etablissement eine Zuflucht vor dem zunehmend schlechter werdenden Wetter gefunden hatte. Für die Umstände sah er verdammt gut aus, was sie zu der Aktion veranlasste. Ohne zu fragen, nahm sie, mit einer Kaffeetasse in der Hand, gegenüber dem Schnüffler an dem runden Tisch Platz und gab sich so, als ob Eric nicht anwesend wäre. Die Taktik hätte bei jedem anderen Mann schlagartig Erfolg gehabt, aber nicht bei einem Privatdetektiv, der dem Liebesleben nahezu auf ewig Adieu gesagt hatte.

Zwei Komponenten waren ausschlaggebend, durch die eine scheinbar harmlose Situation einen Lauf annahm, die selbst von einem Hellseher nicht vorausgesagt worden wäre: Erstens war Eric ein Mann, der nahezu jedem körperlichen Kontakt eine Absage erteilt hatte, und zweitens besaß Cornelia alles, was sich ein Kerl für ein One-Night-Stand wünschen konnte. Allerdings war Cornelia nicht auf ein Lakenabenteuer erpicht. Die Neugier und das Aussehen von Eric hatten sie zu dem Tisch gelotst. Nachdem sie ihren Kaffee zur Hälfte getrunken hatte, war ihre Überzeugung, dass der Privatschnüffler eine Unterhaltung beginnen würde, unter den Nullpunkt gesunken. Der Effekt der Enttäuschung

ließ ihr Interesse an Eric wachsen. Dass sie von einem Kerl ignoriert und in einer solchen Situation nicht angesprochen wurde, war ihr zum letzten Mal in der siebten Klasse widerfahren, als sie noch eine Zahnschraube getragen hatte. Cornelia konnte nicht ahnen, dass die Reaktion des Privatdetektivs ein mit Absicht vorgetragenes Theaterstück war. Sie zu übersehen und ihr keinen verstohlenen Blick aus den Augenwinkeln zuzuwerfen wäre jedem Mann schwergewesen, weswegen Hollywood Erics Verhalten als eine sagenhafte Leistung bewertet und ihm den Oscar verliehen hätte. Aus dieser Perspektive blieb für Krankenschwester Cornelia wegen der Missachtung ihrer Person nur die Goldene Himbeere übrig. Dabei war sie attraktiv, weder dick noch dünn, stattdessen mit der idealen Figur für ihre Körpergröße ausgestattet. Ihre achtundsechzig Kilo waren auf einer Länge von einhundertfünfundsechzig Zentimetern perfekt verteilt, was ihr von ihrem Umfeld täglich bestätigt wurde. Es gab wenige Kollegen, Ärzte und Patienten, die sie nicht auf plump Art angebaggert hatten. Deshalb kam ihr das Verhalten des Tischgenossen sonderbar vor. Ohne ein Wort zu sagen, erhob sie sich, holte sich frischen Kaffee, kam zurück, blieb jedoch stehen und fragte: »Darf ich?«

Eric Holler, der scheinheilig in eine Tageszeitung vertieft zu sein schien, sah auf. »Bitte, nehmen Sie Platz«, antwortete er und faltete die Zeitung zusammen.

Cornelia stellte die Kaffeetasse auf den Tisch, lächelte Eric an und sah gelangweilt auf die Zeitschrift, die er eben zur Seite gelegt hatte. »Steht etwas Interessantes drin?«, erkundigte sie sich und sah von den Buchstaben in sein Gesicht,

das ihr wie ein fremdes ABC vorkam. »Sind Sie Patient?«, fügte sie hinzu, als durch den Angesprochenen endlich ein Blickkontakt hergestellt worden war.

»Zu Frage eins: In dem Käseblatt gibt es nur eine Rubrik, die von Belang sein könnte und der Wahrheit entspricht, es sind die Todesanzeigen. Zu Frage zwei: Nein, ich bin nicht stationär hier. Sie?«, äußerte er eine Gegenfrage, obwohl er annahm, dass die Frau eine Mitarbeiterin der Klinik war. Zu oft hatte er sie in letzter Zeit kommen und gehen sehen, somit konnte er nichts anderes vermuten.

Cornelia hatte sich nach dem wohlverdienten Feierabend umgezogen und erst danach die Kantine aufgesucht. Deswegen konnte Eric nicht mit Gewissheit sagen, dass sie eine der Angestellten war. »Zur Antwort eins: Was haben Sie an der ›Westdeutschen‹ auszusetzen? Meine nächste Frage: Was finden Sie an Todesinseraten interessant? Zu Ihrer Frage: Nein, ich bin Krankenschwester und arbeite hier.«

Schlagfertigkeit mochte Eric Holler, aber noch war er nicht so weit, um der Fragestellerin ein Lächeln zu schenken. »Die WAZ ist die einzige Zeitung in der Bundesrepublik, in der ich den Sportteil überspringe. Ich kaufe sie tatsächlich nur wegen der regionalen Inhalte. Ihre nächste Frage kann ich einzig und allein mit dem Wort Neugier beantworten.« Bewusst verzichtete er darauf, die Krankenschwester über ihr Tätigkeitsfeld auszufragen. Nicht aus Anstand, Rücksicht oder Zuneigung, sondern wegen eines Gefühls in der Magengegend, welches es ihm durch ein Anklopfen vorschlug.

Cornelia schien die Konversation Vergnügen zu bereiten.
»Neue Frage: Was in Gottes Namen wecken Nachrufe für eine Neugier bei einem Menschen im besten Alter?«

»Was mich betrifft, ist es das Alter der Verblichenen und die Todesart, falls sie erwähnt wird. Entschuldigen Sie mich kurz, ich hole mir noch einen Kaffee. Möchten Sie auch einen?«

»Nein, danke. Aber vielleicht könnten Sie mir ein Mineralwasser mitbringen.« Eric nickte, trabte davon und wurde von Cornelia nicht aus den Augen gelassen. Als er ihr wieder gegenüber saß, sie sich für das Wasser bedankt hatte, kam ihre Wissbegierde zum Vorschein. »Wenn Sie kein Patient sind, warum halten Sie sich in der Kantine einer Klinik auf? Gibt es nicht angenehmere Orte und Lokale, wo eine Zeitung gelesen werden kann? Ich habe Sie in den letzten Tagen häufiger hier sitzen sehen, jedoch nicht wahrgenommen, dass Sie einen Patienten besuchen. Irre ich mich?«

Diesmal lächelte Eric zaghaft, nicht anhimmelnd, eher anerkennend. »Sie verstehen es ausgezeichnet, mehrere Fragen auf einmal zu stellen.«

»Eine Gabe, über die Krankenschwestern mit mehrjähriger Erfahrung verfügen.«

»Okay, zur Kenntnis genommen. Nein, glücklicherweise ist kein Bekannter stationär in Behandlung. Ja, es gibt gemütlichere Lokalitäten, in denen ich meine Tageslektüre studieren könnte.«

Cornelia, die mit Familiennamen Hansen hieß, gab sich mit den Antworten unzufrieden. »Erfreulich für Sie, aber eine Auskunft wurde mir vorenthalten«, stellte sie fest.

»Die Antwort auf die Frage, warum ich in dieser Kantine häufig zugegen bin, erhalten Sie beim Abendessen. Oder haben Sie etwas anderes vor?«

Die Krankenschwester hatte an diesem kalten Abend keine anderen Pläne. Der Einladung wäre sie auch dann gefolgt, wenn in ihrem Kopfkalender ein anderes Abendprogramm sie daran zu hindern versucht hätte. Die wenigen Sätze, die mit Eric bis dahin ausgetauscht worden waren, besaßen nicht die Wucht, um ihr den Kopf zu verdrehen, allerdings die magische Kraft, seine Nähe genießen zu wollen. Sie war beeindruckt von seinem Verhalten, insbesondere davon, wie er, ohne ein Wort zu sagen, sie dazu bewogen hatte, einen Neustart am Tisch zu wagen. Von jedem anderen Kerl wäre sie innerhalb der ersten Minute angesprochen worden. Drei Gründe bestärkten Cornelia darin, der Offerte zu folgen: Es war seine Ausdrucksweise, auch sein Äußeres und schließlich das Motiv, das ihn in der Klinikantine regelmäßig zugegen sein ließ. Geschah es wegen irgendeines Vorgangs im Krankenhaus, von dem sie keine Ahnung hatte? Kam er vielleicht sogar ihretwegen so oft, oder ging etwas vor, das ihren Arbeitsplatz gefährden könnte?

Ω

Eric Holler hatte gehört, dass die Gaststätte »Erholung« zum Jahresende geschlossen werden sollte. Deswegen fuhr er mit Cornelia in die Hülserstraße, um dort ein letztes Mal das hervorragende Essen zu genießen. Ohne sein Wissen ereignete sich während der Fahrt im Kinderkrankenhaus ein Vorfall, der tragisch und herzzerreißend war. Erneut hatte ein Neugeborenes in der Kinderklinik »Kindertraum« das Zeitliche gesegnet. Zu Beginn des vierten Lebenstages hatte der Säugling zu atmen aufgehört, und niemand konnte erklären, warum das geschehen war. Das Kind wurde bei der Geburt problemlos zu einem Erdenbürger und schien gesund zu sein. Atmung, Puls, Gewicht, Größe und Geschrei, nichts besaß besorgniserregende Werte, außer dem Geplärr, das bereits hervorragende Stimmbänder und eine überdurchschnittliche Kondition andeuteten. Ein paar Stunden nach der Entbindung hatte der Vater die Ehre, das Baby in die Arme der Mutter zu legen. Anwesende Angehörige und Freunde ließen die Eltern und ihren Nachwuchs hochleben, was nicht in gewohnter Art geschah, sondern durch ein zigfaches »Glück Auf!« durchgeführt wurde. So verlangte es der Brauch, doch dann war das Kind unter rätselhaften Umständen gestorben.

Den Eltern, zunächst der Mutter und dann dem Vater, die Nachricht zu überbringen schlug in ein Drama um, bei dem es zu Konflikten und Vorwürfen kam. Während die Mutter in eine Schockstarre verfiel, rastete der Vater komplett aus und hätte in seinem Wahn beinahe einen Arzt umgebracht. Aufgrund dessen wurde er von der herbeigerufenen Polizei in Gewahrsam genommen. Der Verhaftete konnte von den

Beamten trotzdem nicht beruhigt und zum Vorfall vernommen werden, landete deshalb in einer Zelle, wo er ungestört weiter randalieren durfte, es aber nichts zu zerstören gab.

Richard Tröger hieß der Inhaftierte, der sich zunächst austoben und am nächsten Tag Kriminalhauptkommissar Manfred Werthofen Rede und Antwort stehen sollte. So schnell war es möglich, dass aus bemitleidenswerten Opfern Täter wurden. Bei einem Kontrollrundgang gegen acht Uhr verwandelte sich die Tragödie in eine Katastrophe. Der wie von Sinnen agierende Ehemann hatte versucht, sich an den Zellentüren den Schädel einzuschlagen. Blutüberströmt und bewusstlos lag er am Boden, und zu allem Übel befand sich kein Notarzt im Haus. Der Höhepunkt an Pleiten, Pech und Pannen war schließlich vom alarmierten Krankenwagen verursacht worden. Er kam auf regennasser Fahrbahn ins Schleudern und verursachte einen Unfall, bei dem mehrere Fahrzeuge beschädigt wurden, aber keine Verletzten zu beklagen waren.

Der schwerverletzte Richard Tröger kam erst eine Stunde nach seiner Entdeckung in der Klinik an und befand sich im kritischen Zustand.

Ω

Erst nach dem Essen, das mit einer harmlosen Unterhaltung garniert worden war, überfiel Cornelia das Bedürfnis, mehr von Eric Holler zu erfahren. Sie hatte vor, sich langsam an den ursprünglichen Grund ihres Dates heranzutasten. »Schluss mit dem Gerede über das Wetter, die Konzerte in der Arena und den Zoom-Zoo«, sagte sie, nachdem die Bedienung den Tisch abgeräumt und neue Getränke serviert hatte. »Bevor Sie mir freiwillig erzählen, weshalb Sie viele Ihrer Stunden in der Kantine der Klinik verbringen, möchte ich wissen, woher Sie kommen, welchen Beruf Sie ausüben und wie Sie sonst Ihre Zeit verbringen.«

»Wieder drei Fragen auf einmal«, stellte Eric lächelnd fest und ergänzte: »Wenn ich Sie schon in mein Leben einweihen soll, dann könnten wir uns auch duzen.« Er streckte Cornelia die Hand entgegen. »Ich heiße Eric, Eric Holler.«

Die Krankenschwester reichte ihm die Hand und erwiderte: »Cornelia, Cornelia Hansen.« Der Privatschnüffler nahm sein Glas in die Hand, wartete, bis sie es ihm gleichgetan hatte, und die Vereinbarung wurde auf altmodische Weise mit der Verflechtung der Unterarme und einem flüchtigen Kuss besiegelt. Cornelia kannte die Art der Verbrüderung zwar nicht, hatte aber auch keine Einwände. Schließlich bat sie Eric um Antworten auf ihre Fragen.

»Ich bin in Amerika geboren, besitze die deutsche und amerikanische Staatsbürgerschaft, lebe seit rund drei Jahren in »Good Old Germany«, bin seit knapp zwölf Monaten in Gelsenkirchen-Buer wohnhaft und seit Januar dieses Jahres als Privatdetektiv selbständig. In meiner Freizeit beschäftige

ich mich mit Todesanzeigen, gehe oft in meine Stammlokale frühstücken, und wesentlich mehr gibt es über mich nicht zu sagen. Vielleicht interessieren Sie sich auch noch für meine Hobbys, die da wären: schnüffeln und sich in Angelegenheiten von anderen Leuten einmischen, wobei ich dafür bezahlt werde.«

Cornelia atmete durch. »Das ist der kürzeste Lebenslauf, den ich je gehört habe«, sagte sie und klang enttäuscht. »Sind Sie verheiratet oder geschieden, haben Sie Kinder, wenn ja, wie viele?«

»Weder noch. Du?«

»Ich bin seit meiner Ausbildung examinierte Krankenschwester. Durch langwierige, echt anstrengende Kurse und Fortbildungen bin ich Kinderkrankenschwester geworden. Glauben Sie ...?«

»Schon wieder das Sie, wir sind seit einigen Minuten per du. Es heißt also: Glaubst du ...?«, fiel Eric der Schönheit ins Wort.

»Sorry, also: Glaubst du wirklich, dass ich so dumm bin, mir bei meinem Beruf ein erwachsenes Kind zuzulegen. Nein, danke. Ich bin ein passionierter Single, und das wird sich nicht ändern. Unabhängig davon, waren wir nicht dabei, zunächst über dich zu reden?«

Ob es Cornelia mit dem Singledasein ernst war, konnte Eric nicht beurteilen, dazu kannte er sie zu kurz. Auch er genoss sein ungebundenes Leben, obwohl aus anderen Gründen. »Es ist keine Frage unbeantwortet geblieben«, entgegnete er wegen der gehegten Gedanken ein wenig abwesend.

»Ist etwas?«, fragte Cornelia wegen seiner zögernden Art.

Erich schüttelte den Kopf und lächelte sie an. »Nein, alles gut. Was möchtest du noch wissen?«

»Eigentlich nichts mehr, nichts, was du mir nicht aus freien Stücken erzählen würdest. Nur eines noch: Lebst du allein?«

Diesmal nickte der Privatdetektiv. »Ja, wieso fragst du?«

»Ich bin Single, allerdings nicht prüde, wenn du verstehst, was ich meine. Wir könnten die Nacht zusammen verbringen, allerdings nur unter einer Bedingung.«

»Welche?« Dem Angebot zu widerstehen hätte Eric keine Probleme bereitet, es anzunehmen, darin lag der Reiz, und es erschien ihm in der Umsetzung schwieriger. Sogleich wurde er in seiner Annahme bestätigt.

»Wenn wir ausgetrunken haben, können wir zu dir oder zu mir fahren, wie du möchtest. Vorher jedoch möchte ich wissen, warum du dich ständig in der Klinik aufhältst.«

»Die Wahrheit wird dir nicht gefallen«, bemerkte er.

»Davon gehe ich aus«, erwiderte Cornelia. »Wie gesagt, ich bin nicht dämlich und nehme an, dass du in beruflicher Hinsicht in der Kinderklinik unterwegs bist, also als Privatdetektiv dort agierst.«

»Das ist korrekt, aber ich handle in keinem Auftrag, sondern aus Eigeninteresse.«

»Okay, und worum geht es dabei?«, fragte Cornelia. Eric seufzte, trank einen Schluck und weihte seine Begleiterin ein, indem er ihr die in Erfahrung gebrachten Ungereimtheiten in der Kinderklinik »Kindertraum« vortrug. Die Krankenschwester reagierte, wie er es erwartet hatte. »Das ist doch absurd, wenn etwas Anomales vor sich ginge, wüsste ich davon«, argumentierte sie protestierend.

Beschwichtigend waren die nächsten Worte des Privatschñüfflers. »Ich war nicht immer Privatdetektiv, und in meinem Job in Amerika habe ich eines gelernt: Es können neben dir Intrigen, Mobbing, Willkür und Verleumdungen geschehen, ohne dass du es mitbekommst. So ist es mir widerfahren, so kann es jedem Menschen ergehen. Wie sagt man so schön: Oft sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht.«

»Du irrst dich, davon bin ich überzeugt. Sicher, manchmal verlieren wir Säuglinge, überwiegend trägt der Kindstod die Verantwortung dafür. Ab und zu treten Infektionen auf, hin und wieder sind es andere krankheitsbedingte Umstände. Ebenso kann eine Komplikation während oder nach der Entbindung eintreten. Was ich damit sagen möchte, das Leben, das Schicksal, die Ärzte, auch wir, die Krankenschwestern, nichts und niemand ist perfekt oder unfehlbar. Es ist traurig und schmerhaft, insbesondere für die Eltern, ein Kind zu verlieren, doch es passiert. So, wie du es erzählt hast, hört es sich an, als ob du Wunder was dahinter vermutest, aber ich garantiere dir, da ist nichts.« Eric gab sich mit der Aussage zufrieden und wechselte das Thema. Er gönnte sich noch ein Weißbier, sie trank noch einen Rotwein. Danach ging es zu ihr, wo Eric sie aussteigen ließ. Verwundert sah Cornelia ihn an. »Was ist? Kommst du nicht mit?«

»Heute nicht. Der Deal, dass du mich zum Abendessen begleitest, war, dass ich dir den Grund meiner Anwesenheit in der Kinderklinik erzähle. Ich hätte es somit so oder so getan, selbst ohne das verlockende Angebot.«

Cornelia war beeindruckt und nahm wieder auf dem Beifahrersitz Platz, wobei sie die Tür trotz der Eiseskälte nicht

zuschlug. »Du überraschst mich erneut. Irgendwie bist du ein seltsamer Typ: Sehr wortkarg, überwiegend werden Fragen mit Gegenfragen beantwortet, dazu ein Beruf, der unsolide erscheint, eigentlich scheinst du ein Mann zu sein, von dem eine Frau die Finger lassen sollte. Hast du Lust auf eine Wiederholung des heutigen Abends?«

»Unbedingt, wann?«

»Ab Morgen habe ich Nachschicht, also geht es erst über-nächste Woche.«

»Trifft sich gut, dann sehen wir uns morgen zehn Uhr in der Crêperie in Buer zum Frühstück. Weißt du, wo sie ist?«

»Meinst du die in der Hagenstraße?«

»Es gibt keine andere und schon gar nicht eine Bessere. Also, abgemacht?«

»Ich werde da sein«, versprach Cornelia, gab Eric einen Kuss auf die Wange, stieg aus, warf die Tür zu und eilte zum Eingang des Wohnblocks in der Holtwiesche, wo sie eine Eigentumswohnung besaß.

Erics Büro und Wohnung lagen übereinander. Im Erdgeschoss der gemieteten Doppelhaushälfte befanden sich seine Arbeitsräume, darüber die Wohnung. Zuerst hatte er die Wohnung im ersten Stock günstig erhalten, da die Vermieter, die im Parterre wohnhaft waren, unter keinen Umständen Ausländer gleich welcher Herkunft in ihrem Haus haben wollten. Auch im Ruhrgebiet war die Integration ausländischer Mitbürger längst nicht abgeschlossen, obwohl der Pott anderen Regionen in Deutschland in dieser Hinsicht weit voraus war. Dennoch blieben vor allem bei älteren Menschen Vorurteile und Bedenken in den Köpfen hängen. Eric war nicht nach Gelsenkirchen gezogen, um die Leute in ihrem Standpunkt zu bekehren, und verstand sich mit den Vermietern auf Anhieb. Als sie von ihm erfuhren, dass er beste Kontakte nach Bayern hatte, ging alles sehr schnell, und das kam ihm, dem damals angehenden Privatdetektiv, sehr entgegen.

Er half den Hausbesitzern beim Umzug nach Süddeutschland in allen Belangen. Für sie erfüllte sich damit ein langgehegter Traum, und er bekam das Erdgeschoss für seine angestrebte Selbständigkeit fast zum Nulltarif. Die einzige Bedingung für den Pakt bestand darin, dass er hoch und heilig versprechen musste, sich um das Haus und den Garten hinter dem Gebäude zu kümmern. In jeder Etage standen ihm über einhundert Quadratmeter an Wohn- und Arbeitsfläche zur Verfügung, die er als Alleinstehender und Ein-Mann-Firma in beiden Stockwerken nicht vollumfänglich ausnutzen konnte. Nachdem er kurz nach Mitternacht zu Hause war und es sich im Wohnzimmer mit einer Flasche Bier ge-

mütlich gemacht hatte, dachte er über Cornelia nach. Wegen seiner Erfahrungen und der dadurch erlangten Menschenkenntnis kam es selten vor, doch die Krankenschwester einzuführen gelang ihm nicht. Ob sie eine leichtfertige Frau war, was einen krassen Widerspruch zu ihrem Beruf darstellte hätte, oder ein Mensch, der für einen kurzen Moment nichts anderes wollte als Nähe und Wärme, darauf fand er keine Antwort. Ebenso erging es ihm bei weiteren Fragen zu ihr. Cornelia schien offen zu sein, aber war sie auch ehrlich? Sie ging einem Beruf nach, der zu oft kein Erbarmen kannte und strapaziös war, wie machte sich das bei ihr bemerkbar? Hatte sie beim Essen ihr wahres Gesicht gezeigt oder ihm nur etwas vorgespielt? Wie auch immer, der Privatschnüffler war gegenwärtig unfähig, sie in eine Schublade zu stecken. Cornelia wäre ohne Zweifel eine Bettsünde wert gewesen, aber so attraktiv sie und ihr Angebot waren, er war nicht willig, seinen Stil zu ändern und sein Niveau zu senken. Nicht aus diesem Grund. Hinzu kamen Erinnerungen, die belastend auf seinen Schultern lagen, und nicht nur dort, sondern auch im Herzen und in seinem Kopf.

Grübelnd, zudem leicht deprimiert, was er nie vor anderen an den Tag gelegt hätte, begab er sich ein Uhr morgens ins Bett, wälzte sich eine Zeitlang hin und her, schlief ein und fing zu träumen an.

Ω

In der Kinderklinik »Kindertraum« war längst die unbeliebte Nachschicht angebrochen. Der vermeintliche Reiz der Arbeitsstunden lag in einem lächerlichen Bonus, der vom Finanzamt fast vollständig einkassiert wurde.

Marianne Tröger, die Frau des verunglückten und inzwischen ebenfalls in einem anderen Krankenhaus liegenden Mannes, verbrachte nach der Nachricht vom Tod ihres Kindes viele Stunden apathisch in ihrem Bett. Bei der Abendvisite erhielt sie die Nachricht, am nächsten Morgen die Kinderklinik verlassen zu dürfen. Seitdem waren die Uhrzeiger von sechs auf zwei Uhr morgens vorgerückt.

Marianne, die vom engsten Familienkreis und langjährigen Freunden schlicht und einfach Maria gerufen wurde, hatte nach der erschütternden Botschaft nur phasenweise geschlafen. Währenddessen träumte sie wirres Zeug, an das sie sich nicht mehr erinnern konnte, durch das sie jedoch immer wach geworden war. Nur das Ende der Träume hatte sich in ihrer Erinnerung auf ewig eingegraben, da jeder Traum mit dem nahezu gleichen Finale endete. Dabei sah sie sich mit ihrem Kind engelsgleich dem Himmel entgegenfliegen, doch plötzlich fingen sowohl ihre als auch die Flügel ihres Kindes zu brennen an. Sie stürzten ab, fielen und fielen immer tiefer und landeten in Dunkelheit. Fratzen kamen ihr entgegen, die merkwürdigerweise eine Ähnlichkeit mit den Ärzten und dem Pflegepersonal der Kinderklinik besaßen. Schließlich vergriffen sich die monsterähnlichen und ekelhaften Grimassen fressend an ihrem Baby, und als sie sich über Maria hermachen wollten, kehrte Maria in die Realität zurück.

Nun, zwei Stunden nach Mitternacht und mehreren Albträumen, hatte Maria Angst davor, erneut einzuschlafen. Neben der Trauer um ihr Baby kam die Sorge um ihren Mann hinzu. Was für ein Teufel hatte ihn bloß geritten? Nie

zuvor war er gewalttätig gewesen, niemals hätte sie ihm solch einen Ausraster zugetraut. Begonnen hatte sein Amoklauf in ihrem Zimmer, danach setzte sich dieser im Flur der Station fort. Maria wusste nicht, dass ihr Gatte mittlerweile im Marienhospital in Ückendorf lag, ansonsten wäre ihre Sorge um ihn ins Unermessliche gestiegen. Deswegen beschäftigten sich ihre Gedanken weniger mit ihm, sondern mehr mit dem Verlust des Kindes. Was war passiert, wie ist es geschehen und warum?

Sie hatte den später verstorbenen Jungen im Arm gehabt, der nach ihrem Vater spanischer Herkunft Emanuel getauft worden wäre. Er war quietschlebendig, ein wahrhaftiger Schreihals, der erst Ruhe gab, wenn er ihre Brustwarze oder einen ihrer Finger im Mund hatte. Warum und woran war er urplötzlich gestorben? Maria konnte einfach nicht akzeptieren und verstehen, dass ihr stimmgewaltiger Bengel für immer verstummt sein sollte. Obwohl die Entbindung ohne Komplikationen verlaufen war, musste sie sich aus dem Bett quälen. In ihrem Unterleib zog, brannte und schmerzte es. Sie zog sich einen flauschigen Bademantel über ihr einteiliges und für die Jahreszeit zu dünnes Nachtgewand und verließ das Zimmer. Mit mühsamen Schritten wanderte sie durch den Trakt und erreichte wie eine Schlafwandlerin die in derselben Etage liegende Säuglingsstation. Sie betrat den Raum und sah in jedes Babybett.

Zwangsläufig begann sie, beim Anblick der Neugeborenen zu schluchzen. Erst als sie die sterile Räumlichkeit durchschritten und sich gegen einen Schrank voller Windeln gelehnt hatte, gewann eine Feststellung die Oberhand über ih-

ren Seelenzustand. Sie war keiner Nachtschwester begegnet, auch keinem Pfleger oder Arzt. Sie schien allein mit den Säuglingen zu sein. In der Absicht, im selben Stockwerk die Anmeldung aufzusuchen, die in der Station das Herz jeder Maßnahme war, ließ sie die Babys zurück.

Der Flur erschien ihr endlos. Einen Fuß vor den anderen zu setzen erwies sich als schmerhaft, und die Intensität des Ziehens und Brennens in ihrem Unterleib hatte eindeutig zugenommen. Womöglich war ihr deswegen ein Geräusch in ihrem Rücken entgangen. Wie aus dem Nichts hatte ein Schatten in dem spärlich beleuchteten Gang seine Hand über ihren Mund gelegt. Danach wurde Maria Tröger nie wieder gesehen, zumindest nicht in der Kinderklinik »Kindertraum«.

In dieser Nacht beziehungsweise in den Stunden, die von ihr übriggeblieben waren, wurde auch Eric von einem Albtraum geplagt. Im Gegensatz zu Maria Tröger wusste er jeden Morgen, wovon er geträumt hatte, falls dies geschah. Normalerweise blieb er von düsteren Erlebnissen im Schlaf verschont, nur eben nicht in dieser eisigen Novembernacht. Dass der Privatdetektiv seine Träume nie vergaß, hatte einen Grund: Seine Träume drehten sich immer um Lebensszenarien, die hinter ihm lagen und seiner Seele keine Ruhe ließen. Niemals hatte er während eines Traumes etwas erlebt, was ihn erfreute. Bei den Inhalten seiner Träume handelte es sich um drei Lebensabschnitte: Um die zweijährige Zeit beim Militär, die annähernd zwanzig Jahre bei der CIA und seine kinderlose Ehe, die nach elf Jahren wegen des Mordes an seiner Frau bei einem Tankstellenüberfall beendet wurde.

Boise, Idaho, USA, 17. Mai 2018

Es war Donnerstagmorgen, und nicht die ins Schlafzimmer einfallenden Sonnenstrahlen hatten Eric geweckt, sondern Abigail, seine Frau. Abby, wie er sie liebevoll nannte, warf sich zu ihm ins Bett, überdeckte sein Gesicht mit Küs sen, ließ jedoch keine Annäherungen seinerseits zu. Sie war in bester Stimmung, wie eigentlich jeden Tag. Ihre in die Wiege gelegte gute Laune sank nur dann, wenn Eric wegen seiner Tätigkeit für Wochen außer Haus war. Abby wusste, dass ihr Mann für den Geheimdienst arbeitete, hatte mit der Tatsache zunächst gehadert und sich nach drei Ehejahren endgültig damit abgefunden. Mit der Zeit war ihr bewusst geworden,

dass ihr Ehemann für keinen anderen Job geeignet war. Er besaß keinen inneren Antrieb, um einen beruflichen Erfolgsweg einzuschlagen, stattdessen hing er irgendwelchen Illusionen nach, wie die Welt und die Menschen freundlicher und friedlicher werden könnten. Auf gewisse Art war er ein Träumer. Aber damit war vorübergehend Schluss.

Eric hatte ab diesem Morgen sechs Wochen Urlaub, und es war geplant, sich in dieser Zeit einen langgehegten gemeinsamen Wunsch zu erfüllen. Ab ins Auto, und kreuz und quer durchs Land, aber immer in Richtung Südost. Die Vorfreude bei Abby war zunächst riesig, hatte dann jedoch einen kleinen Dämpfer erfahren. Ihr Bruder hatte sie vor wenigen Minuten angerufen und um einen Gefallen gebeten, weswegen sie Eric nicht ausschlafen ließ. Sie informierte ihn über die Fahrt zu ihrem Angehörigen, gab ihm einen Kuss auf die Stirn, entzog sich seinen Händen und versprach, so schnell wie möglich zurückzukommen.

Eric schlief wieder ein, obwohl ihn Abby bei ihrem Abschied erregt hatte. Zur Mittagszeit wurde er wach, stand auf und stellte fest, dass seine Gattin immer noch unterwegs war. Der frühe Nachmittag verging, die innere Unruhe stieg, ein schlechtes Gefühl stellte sich bei ihm ein. Am späten Nachmittag probierte Eric, den Bruder seiner Gemahlin telefonisch zu erreichen, vergeblich. Ungeduldig setzte er sich am frühen Abend vor den Fernseher, wo gerade ein Bericht über einen vor drei Stunden ausgeführten Tankstellenüberfall lief. Für einen Moment hatte Eric geglaubt, ihren Wagen an einer der Zapfsäulen erkannt zu haben, doch im gleichen Augenblick begann jemand, an die Tür zu klopfen. Zwei De-

tektive standen vor dem Haus, baten um Einlass und ein Gespräch. Sie hatten abwechselnd gesprochen, was kein gutes Zeichen war. Einige Minuten später wusste Eric, dass Abby zu den insgesamt sieben Getöteten gehörte, die bei dem Raubüberfall erbarmungslos erschossen worden waren.

Die Träume waren Wiederholungen und liefen in seinem Kopf genauso oft ab wie manche Filme im Fernsehen. Der Traum von seiner Frau, dessen war sich Eric am Morgen danach sicher, hatte ihn bestimmt wegen Cornelia heimgesucht, obwohl er nicht mit ihr ins Bett gestiegen war. Zum Teil hatten ihn die Erinnerungen an seine Gattin davon abgehalten.

In den frühen Morgenstunden fiel der erste Schnee, verzauberte die Dächer der Stadt in ein kurzzeitiges Weiß, bevor der Regen die Pracht des Winters beseitigte. Meteorologisch war zwar noch Herbst, doch das schien den Temperaturen egal zu sein. Tatsächlich herrschte eine unangenehme Kälte, die in diesen Tagen aus verschiedenen Gründen nur den Despoten Putin und seine marionettenhaften Handlanger erfreuen konnte.

Während Kriminalhauptkommissar Manfred Werthofen ziemlich gelangweilt in seinem Büro saß, sah Eric Holler in der Crêperie in die grünen Augen Cornelias. Sie hatte offenkundig kaum besser geschlafen als der Privatdetektiv oder keinen wesentlich schöneren Traum gehabt. Sie gehörte, jedenfalls sah es danach aus, zu der Sorte Frauen, die ihre natürliche Schönheit nicht mit irgendwelchen Kosmetikartikeln zu übertünchen versuchten. Vielleicht war es ihr Verzicht auf Lippenstift, Wimperntusche und Rouge, weswegen Eric erkannte, dass die Laune der Kinderkrankenschwester mit der exzellenten Stimmung des Vortages nicht zu vergleichen war. Ihr Lächeln kam nicht zutage, ihre Redseligkeit hatte sie eingestellt, und ihre entspannten Gesichtszüge versteckten sich hinter einer ernsten Miene. Die Gemütsverfassungen anderer Menschen waren dem Privatschnüffler in der Regel gleichgültig, diesmal jedoch nicht. Schließlich war es nicht ausgeschlossen, dass er die Schuld am betrübten Zustand Cornelias trug. Zwar hatte er keine direkten Vorwürfe gegen die Kinderklinik und damit gegen ihren Arbeitgeber erhoben, jedoch Unregelmäßigkeiten angeprangert, die einen normalen Menschen zum Nachdenken

brachten. Offenbar schien sich Cornelia mit der Angelegenheit ausführlich befasst zu haben. Was sonst hätte ihre Lebensfreude vertreiben können? Oder war es vielleicht die einsame Nacht, die hinter ihr lag und die sie sich anders vorstellte? Eric bezweifelte es, obwohl ein Hormonschub und herumtanzende Spermien ein menschliches Wesen positiv beeinflussen konnten. Er gab beim Wirt, der den Service oft selbst übernahm, die Bestellung auf und war erstaunt, dass Cornelia bei ihrer Figur den gleichen Wunsch wie er hatte. Pfannkuchen mit Marmelade zum Frühstück war nicht jedermann Sache, vor allem wegen der Kalorien, die bei dieser Kost aufgenommen wurden. Nachdem ihnen der Kaffee wie bestellt in einem Pott serviert worden war, beendete Eric die zuvor überwiegend schweigsamen Minuten.

»Was ist los? Bist du traurig, dass ich nicht geblieben bin, oder machst du dir Sorgen wegen meiner Äußerungen hinsichtlich der toten Kinder?«

Cornelia sah vom Kaffeepott auf. »Zu den armen Geschöpfen habe ich dir meine Meinung gesagt, und, ja, ich war traurig, als du gefahren bist.«

»Was liegt dir sonst auf der Seele?«

»Schwer zu erklären.«

Eric lächelte aufmunternd. »Versuche es.«

»Mir gehen trotz meiner Erklärung die verstorbenen Neugeborenen nicht aus dem Kopf, sie nicht und du nicht.«

»Ich! Warum?«

»Ich dachte, du bist Privatdetektiv und hättest deswegen die Fähigkeit, solche dummen Fragen zu unterlassen, oder du wärest in Lage, sie selbst beantworten zu können.«

»Ja, ich bin ein Privatschnüffler, aber kein Hellseher«, erwiderte Eric und rang damit Cornelia ein Schmunzeln ab.

»Ich glaube, du machst mir was vor und stellst dich absichtlich dumm, oder?«

Ganz unrecht hatte die Krankenschwester nicht, aber Eric band ihr das nicht auf die Nase. »Würde ich nie tun«, sagte er glaubwürdig, ohne von seiner Aussage überzeugt zu sein.

»Nun hältst du mich für dumm«, erwiderte Cornelia mit absichtlich gespielt tadelndem Ton.

Der Privatschnüffler ahnte, worauf die Unterhaltung hinauslief, und begann, das Spiel auf seine Weise zu diktieren. Als Mitspieler konnte er sich das Privileg zu eigen machen, der Spielführer zu sein. »Auf keinen Fall, ich rate«, sagte er, dann brach er ab, gab sich so, als ob er nachdenken würde, und ließ Cornelia dabei nicht aus den Augen. Schließlich tat er so, als wäre ihm spontan etwas eingefallen: »Du hast dich in mich verliebt.«

»Nein«, widersprach sie, allerdings nicht energisch genug.

»Nicht? Warum sollte ich dir sonst nicht aus dem Kopf gehen?«

Die Krankenschwester erhob sich und übersah den Wirt. Dieser war gerade dabei, mit den Tellern in den Händen an den Tisch zu treten. Cornelia stieß mit dem Wirt zusammen. Ein Pfannkuchen verfehlte ihn nur knapp und flog an ihm vorbei der Theke entgegen, der andere prallte gegen seine Brust und landete platschend auf der Tischplatte. Die mit Eis und Sahne dekorierten Teller prallten gegeneinander und zerbrachen. Cornelia warf sich dem Wirt, um Entschuldigung bittend, um den Hals. Der zunächst peinliche Unfall

sorgte für eine bunte Karikatur auf dem Teppichboden, für Farbtupfer in verschiedenen Ecken und am Ende für Heiterkeit bei den Beteiligten und anwesenden Gästen.

Cornelia und Eric halfen mit, das angerichtete Chaos zu beseitigen, und als das erledigt war und sich beide in den Gästetoiletten einer Reinigung unterzogen hatten, nahmen sie wieder am Tisch Platz.

»Wo waren wir stehengeblieben?«, fragte Cornelia.

»Wir haben festgestellt, dass du dich nicht in mich verliebt hast und ich aus unbekannten Gründen dennoch in deinem Kopf stecke«, antwortete Eric.

Sie beugte sich über den Tisch, küsste ihn und nahm wieder Platz. Noch mehr Aufsehen wollte sie nicht erregen. »Ich mag dich und gebe zu, dass ich mich in dich verlieben könnte, nur erscheint mir der Zeitpunkt wegen deiner Aufenthalte in der Klinik mehr als ungünstig, und darüber hinaus gefällt mir dein Job nicht.«

»Du befürchtest, dass ich deine Anstellung missbrauchen könnte?«

»Ja. Ich kenne dich überhaupt nicht, und doch weiß ich, dass du in der Sache keine Ruhe geben wirst, bis du alle Antworten auf deine Fragen gefunden hast«, äußerte Conny ihre Ansicht sehr direkt.

»Du scheinst mich besser zu kennen als ich mich selbst. Was wäre, wenn ich verspreche, deine Position in der Klinik nicht auszunutzen?«

Cornelias Wangen färbten sich rötlich. »Dann müsste ich die Frage deines Ratespiels mit einem ›Yes‹ beantworten.«

»Ich dachte, du bist überzeugter Single.«

»Verliebt zu sein oder zu lieben bedeutet nicht, seine Freiheiten aufzugeben. Nur, wenn dieser Punkt akzeptiert wird, bin ich zu haben. Die Frage ist, ob du mich willst.«

»Willst du mich ganz oder nur vorübergehend?«

»Wer kann das vorher schon sagen«, antwortete die Krankenschwester und hatte den Eindruck, den Privatdetektiv mit ihrer Offenheit zu überfordern.

»Das ist wahr, niemand weiß, was kommt«, entgegnete Eric und ließ sich nicht anmerken, dass der Name seiner ermordeten Frau in seinem Kopf eine Achterbahnfahrt angetreten hatte.

»Hör zu, wenn ich dich in Verlegenheit bringe oder du an einer offenen Beziehung nicht interessiert bist, dann lass es mich wissen. Ich hätte damit kein Problem. Solange du mich aus deiner Tätigkeit heraushältst, können wir trotzdem versuchen, eine Freundschaft aufzubauen.«

»Wie offen stellst du dir eine Beziehung vor?«

»Es ist nicht so, wie du jetzt bestimmt denkst. Ich möchte nur meine Freiheit behalten, ausgehen, wann ich will, allein sein, wenn ich das Bedürfnis habe. Ich möchte keine Affären eingehen, sondern treu sein, und was ich von mir verlange, erwarte ich von einem Lebensgefährten, mit allem Drum und Dran.«

»Sind das Bedingungen oder Vorstellungen?«

»Beides. Jetzt wäre es an der Zeit, etwas zu sagen und nicht andauernd zu fragen.« Eric sah ein, dass er Cornelias Geduld zu strapazieren begann. Nicht er warb um sie, sondern umgekehrt, nicht von ihm ging die Initiative aus, stattdessen von ihr. Er hätte sich darauf etwas einbilden und sich geehrt

fühlen können, und irgendwie verhielt es sich auch so, doch die durchaus vorhandene Zuneigung und der Wunsch, diese zu zeigen, befanden sich nicht im Einklang. Irgendetwas hielt Eric davon ab, sie in den Arm zu nehmen und an sich zu drücken. Zu seinem Erstaunen war es nicht allein die Erinnerung an Abigail. Da waren noch andere Punkte, die er jedoch nicht definieren konnte. Waren es die Todesanzeigen, Cornelias Arbeitgeber oder ihre Einstellung zu einer Beziehung? Er wusste es nicht. »Ich warte«, holte ihn Cornelia mit feuchtwerdenden Augen aus seinen Gedanken.

Eric erhob sich ein wenig und bückte sich über den Tisch. »Lass es uns langsam angehen, einverstanden?«

»Einverstanden«, erwiderte sie flüsternd und ließ sich einen Kuss geben. Statt Tränen aus Enttäuschung wischte sie sich ein paar Freudentränen aus den Augenwinkeln, und sie fing laut zu lachen an, als Eric sie darum bat, um Gottes Willen sitzen zu bleiben. So hervorragend, wie die erneut bestellten Pfannkuchen auch schmeckten, für Cornelia gab es im Moment nichts Süßeres als den Augenblick. Es war ihr sofort anzusehen. Ihre bedrückte Miene hatte sich in ein Engelsgesicht verwandelt.

Ein Uhr mittags trennten sich die Wege des in Zukunft vorsichtig zu Werke gehenden Liebespaars, wobei sie nicht vergaßen, ihre Handynummern auszutauschen. Cornelia nahm einen längst vereinbarten Termin beim Friseur wahr und ließ Eric allein. Er wiederum blieb in der Crêperie bis zwei. Das Lokal machte von vierzehn bis siebzehn Uhr eine Pause, was für Eric an diesem Tag ein Vorteil war. Er trank bis zur Sperrzeit sinnierend ein Weißbier. Ob aus Glück oder

Frust, das konnte er sich erneut nicht beantworten. Beim Bezahlten bestand Eric energisch darauf, für den entstandenen Schaden aufzukommen. Somit wurden es die teuersten Pfannkuchen in seinem Leben. Dass Beziehungen eine lerende und manchmal verheerende Wirkung auf den Geldbeutel besaßen, hatte er auch ohne die hohe Rechnung gewusst.

Der Rest des Tages verlief ereignislos, bis auf den unbedeutenden Umstand, dass er von Cornelia nach ihrer Schicht auf dem Handy angerufen und gebeten wurde, sie abzuholen. Den Grund für ihren Anruf konnte die Krankenschwester dem Privatdetektiv nicht erzählen. Wie am Vortag fuhr er sie nach Hause, aber diesmal begleitete er sie bis zur Wohnungstür. Bei dem Versuch, sich zu trennen und einander eine »Gute Nacht« zu wünschen, scheiterten beide kläglich. Innerhalb von zwei Minuten lagen die zwei Liebeshungriigen nackt im Bett. Der Vorsatz, es langsam angehen zu lassen, hatte sich in Luft aufgelöst.

Gleich der erste gemeinsame Morgen wurde für Eric und Cornelia zu einer Art Bewährungsprobe. Der Privatdetektiv, der sich eisern an seine Vorgehensweise bei der Beziehung gehalten hatte, war früher als die Krankenschwester wachgeworden. Still und heimlich sah er in die Räume, deren Türen geöffnet waren, und begab sich nach der Morgentoilette in die Küche. Als ob er die Regale und Hängeschränke selbst aufgefüllt hätte, fand er alles, was zu dieser Stunde wichtig war. Er brachte Cornelia, die inzwischen die Augen geöffnet hatte, dass zubereitete Frühstück ans Bett. Lächelnd richtete sie sich auf und nahm es entgegen. Eric griff nach der Kaffeetasse auf dem Tablett, die für ihn bestimmt war, und setzte sich auf die Bettkante. Aus dem Augenwinkel nahm er wahr, dass die Kinderkranke-schwester ihr Lächeln eingestellt und einen prüfenden Blick aufgesetzt hatte. Er hob den Kopf und sah sie an. »Bereust du die Nacht?«

Kopfschüttelnd verneinte sie die Frage. »Nein, wie könnte ich? Es war schön, dich zu spüren und bei mir zu haben.«

»Nur schön?«

Ein kurzes Schmunzeln war die erste Antwort. »Nein, es war wunderschön«, fügte sie hinzu.

»Warum bist du dann so ernst?«

»Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll«, erwiderte sie und biss in ein Brötchen mit Mett. Liebe geht eben durch den Magen und macht hungrig.

Eric nippte an dem Kaffee, den er wie immer ohne Milch und Zucker zu sich nahm, überlegte einen Moment und sagte: »Mir musst du nichts erklären, nur offen über das re-

den, was dich bedrückt. Egal, wie du es formulierst, ich werde es verstehen, auch wenn ich es mir zuerst zusammenreimen muss.«

»Du bist süß, weißt du das?« Eric nahm das Kompliment mit einer abwägenden Geste seines Kopfes ohne einen Kommentar zur Kenntnis. »Ich weiß nicht«, sagte Cornelia und sprach nachdenklich weiter: »Das Leben ist doch manchmal wirklich fies. Da lerne ich einen Mann kennen, von dessen Art ich mich vom ersten Moment angezogen fühle, der mich vorletzte Nacht überrascht und beeindruckt hat, der mir außerdem gefällt, aber einen Scheißjob hat.«

»Warum beeindruckt?«

»Du bist nicht bei mir geblieben, nachdem du mich nach Hause gebracht hast. Ich glaube nicht, dass viele Kerle in der Situation so wie du gehandelt hätten. Womöglich einer von Tausend.«

»Wo ist das Problem, außer dem Scheißjob?«

»Mir imponiert deine Selbständigkeit nicht, ich finde die Tätigkeit eher pervers. Andere Leute auszuspionieren oder zu beschatten halte ich für erniedrigend. So ungefähr läuft es doch in deinem Metier ab, oder?«

»Gelegentlich.«

»Ist dein Beruf nicht auch zuweilen gefährlich?«

Eric schüttelte den Kopf. »Wir leben nicht in Amerika.«

»Das ist keine befriedigende Antwort«, äußerte sie eine Beschwerde.

»Ich bin seit elf Monaten als Privatdetektiv tätig und hatte bis jetzt nur eine einzige körperliche Auseinandersetzung. Ich wäge die Aufträge, die ich annehme, genau ab, in dieser

Hinsicht kannst du beruhigt sein. Wäre schön, wenn du jetzt zum Punkt kommst.«

Die Krankenschwester hob das Tablet von ihrem Schoß, legte es zur Seite und richtete sich auf. Mit flinken Handbewegungen holte sie aus der Schublade des Nachtschränchens eine Schachtel Zigaretten und einen Aschenbecher hervor und zündete sich eine Zigarette an.

»Du rauchst? Du bist Kinderkrankenschwester, deswegen ist es ein doppelt ungesundes Laster«, stellte Eric fest.

»Scheiß drauf! Ich rauche selten, nie in der Klinik und in den Pausen eigentlich nur, wenn ich nervös bin oder nachdenken muss. Auch eine?« Eric nickte lächelnd, nicht wegen des Angebots, sondern wegen der Gründe des Lasters. Auch er war ein Gelegenheitsraucher, der in den gleichen Situationen zum Raucher geworden war, die Cornelia eben geschildert hatte. Sie zündete eine an und steckte sie ihm zwischen die Lippen. »Ich möchte nicht, dass du dich wegen deines Jobs in Gefahr begibst. Schon, wenn ich daran denke, dir könnte was passieren, schnürt es mir die Kehle zu.«

»Wie gesagt, ich sehe mir die Aufträge genau an, bevor ich einen annehme. Du brauchst dir auch deswegen keine Sorgen zu machen, weil ich sehr gut auf mich aufpassen kann.«

»Auf die letzte Bemerkung hättest du verzichten können, ohne sie wäre ich etwas ruhiger geworden.«

»Ich nehme nur Jobs an, die ich mit meinem Gewissen vereinbaren kann und die ungefährlich sind. Jetzt zufrieden?«

»Wäre ich, wenn da nicht so ein Unterton in deiner Stimme mitschwingen würde«, antwortete sie.

Eric blies den Rauch seines letzten Zigarettenzuges zur Decke. »War das alles, was dich beschäftigt?«

»Nein, zum wichtigsten Punkt habe ich noch gar keine Silbe gesagt. Also: Da lerne ich dich kennen, ich möchte mit deiner Arbeit nichts zu tun haben, doch darauf nimmt das Leben keine Rücksicht. Wie auch immer, jedenfalls verschauje ich mich in einen Privatdetektiv, und es scheint, als ob ich ausgerechnet jetzt einen gut gebrauchen könnte.«

»Du benötigst einen Privatschnüffler! Wozu?«, fragte Eric. Cornelia winkte ab. »Nein, Schatz, nicht für mich persönlich, aber ich werde das Gefühl nicht los, dass irgend etwas in der Klinik hinter dem Rücken der Angestellten abläuft. Nein, lass mich bitte ausreden«, sagte sie und unterband damit eine Zwischenfrage des Privatdetektivs. »Es hat nichts mit den Säuglingen zu tun, zumindest glaube ich das nicht. Natürlich habe ich über alles nachgedacht, was du zu diesem Thema geäußerst hast, nur halte ich es für eine Einbildung deinerseits. Ich arbeite dort, müsste es also wissen, wenn die Neugeborenen eines unnatürlichen Todes gestorben wären. Nein, das halte ich für ausgeschlossen.«

Eric drückte die Zigarette im Aschenbecher aus. „Was ist es dann, was dir spanisch vorkommt?“

Cornelia seufzte. »Leider ist vorgestern in der Klinik nach meinem Dienstschluss erneut ein Baby gestorben, die Ursache ist noch unklar. Als ich es gehört hatte, musste ich selbstverständlich an dich denken. Daraufhin habe ich mich als Privatdetektivin betätigt. Allein, wie es sich anhört, was ich sage, ich kann es nicht fassen.«

»Ich nehme an, du hast nachgesehen, wie viele Kinder bis jetzt in der Kinderklinik verstorben sind.«

Die Krankenschwester nickte und drückte ebenfalls ihren Stummel aus. »Ja, bedingt, nur dieses Jahr konnte ich einsehen, und du hast recht, wobei ich hinzufügen möchte, dass es ein Zufall ist. Ich bin überzeugt, dass es einer ist.«

»Unabhängig von deiner Überzeugung, wie viele sind es?«

»Einschließlich vorgestern sind es elf. Praktisch gesehen, hat jeden Monat ein Säugling im ›Kindertraum‹ zu atmen aufgehört. Ich habe während meiner Schicht mit Freundinnen und Bekannten aus vier Krankenhäusern in Gelsenkirchen telefoniert. Wir liegen weit über dem Durchschnitt und haben beinahe doppelt so viele Babys verloren wie die anderen Spitäler. Wie gesagt, ich halte es für einen schrecklichen Zufall, so tragisch die Umstände sind.«

»Damit möchtest du mir wohl sagen, dass es nicht um die Kinder geht, sondern dass dir ein Vorfall komisch vorkommt, den du bisher nicht angesprochen hast«, vermutete Eric und erhielt eine zustimmende Kopfbewegung. »Okay, dann raus mit der Sprache, Frau Detektivin«, sagte er und rutschte auf der Bettkante näher zu ihr.

Unbeholfen zuckte Cornelia mit den Schultern. »Vielleicht bilde ich es mir nur ein, und wenn, dann bist du schuld. Wahrscheinlich hast du mich mit deiner Paranoia angesteckt«, sagte sie gespielt vorwurfsvoll und zog ihn zu sich ins Bett.

»Was kommt dir in der Klinik seltsam vor?«, erkundigte sich Eric, nachdem sie ihren Kopf in seinen Arm gelegt hatte.

»Wie ich gehört habe, ist der Vater des vorgestern verstorbenen Babys vor Ort restlos ausgerastet und wurde deswegen von der Polizei abgeführt. Angeblich soll es heftig zugegangen sein, mehr weiß ich auch nicht darüber. Die Mutter des Kindes sollte am nächsten Vormittag aus der stationären Behandlung entlassen werden, und offenbar ist es geschehen«, berichtete Cornelia und hielt inne.

Der Privatdetektiv gab ein brummendes Geräusch von sich. »Okay, und was soll daran sonderbar sein?«

»Weißt du eigentlich, wie alt ich bin?«

»Was hat das jetzt damit zu tun?«, wunderte sich Eric über den abrupten Wechsel des Themas.

Die Kinderkrankenschwester änderte ihre Stellung, indem sie sich auf ihre rechte Körperseite legte und ihren Kopf mit der Hand abstützte. So konnte sie Eric und seine Reaktion auf ihre nächsten Worte sehen. »Ich bin achtunddreißig und seit zwanzig Jahren in meinem Beruf. In all der Zeit habe ich noch nie erlebt, egal, ob bei Patientinnen oder Patienten, dass die Entlassungspapiere nicht unterschrieben und liegengelassen wurden. Bei der Mutter des Säuglings, ihr Name ist Marianne Tröger, ist dieser auch in anderen Krankenhäusern äußerst seltene Fall jedoch eingetreten. Das ist der Punkt, der mir Kopfzerbrechen bereitet.«

Eric sah Cornelia an und erkannte in ihren Augen, dass der erwähnte Vorfall ihrer Meinung nach von sämtlichen Normen abwich, die sie in ihrem Berufsleben kennengelernt hatte und als üblich bezeichnen konnte. »Und deswegen möchtest du mich jetzt engagieren?«, fragte er und versuchte dabei, locker zu klingen.

»Das war noch nicht alles«, entgegnete sie. »Aufgrund der Sachlage habe ich mir das Zimmer der Entlassenen angesehen und dabei etwas entdeckt, was mich erst recht stutzig werden ließ. Das Krankenzimmer war nicht belegt, aber bereits für eine neue Patientin vorbereitet. Ich weiß auch nicht, warum, aber ich habe mir die Schränke, Ablagen, Fächer und Schubladen angesehen. Wusstest du, dass sich bei uns in jedem Schrank neben dem Bett in der Schublade eine Bibel befindet?« Eric schüttelte den Kopf und war gespannt, welcher Grund diesmal dem Themawechsel zugrunde lag. Wie ein Wirbelwind und nicht wie eine Dame in den späten Dreißigern sprang Cornelia aus dem Bett, lief nackt, wie sie war, in die Küche und kam mit einer Fotografie in der Hand zurück. So, wie sie die Natur erschaffen hatte, setzte sie sich auf die Bettkante und begann vor Erics Gesicht das Bild wie einen Fächer zu behandeln. »Rate mal, was das ist.«

Der Privatschnüffler stützte sich auf den Ellenbogen ab. »Keine Ahnung«, sagte er scheinheilig und verschwieg dabei, dass er das Bild trotz der hastigen Bewegungen eindeutig als eine Ultraschallaufnahme identifizieren konnte. »Was ist es?«, fragte er, um Cornelia den Triumph zu überlassen.

»Das, mein allerliebster Detektiv, ist ein Ultraschallbild von dem leider verstorbenen Baby von Marianne Tröger«, sagte sie mit Überschwang und reichte das Bild an Eric weiter.

Er nahm es an sich, betrachtete das Bild und ergänzte die Sätze, die Cornelia nicht ausgesprochen hatte und mit denen er von ihr auf die Folter gespannt wurde. »Ich versteh'e: Du hast die Aufnahme unter oder in der Bibel gefunden, und in

deinem Berufsleben ist es noch nie vorgekommen, dass eine Mutter ein Foto von ihrem ungeborenen Kind vergisst«, sagte er und sah zu ihr auf. »Schon gar nicht, wenn das Kind nur wenige Stunden oder Tage alt geworden ist«, fügte er melancholisch hinzu.

Cornelias Blick wurde traurig. »Niemals würde es eine Mutter in solch einer Situation vergessen, niemals!«

Eric zog Cornelia zu sich, tröstete sie liebkosend, setzte die moralische Aufbauarbeit mit sanften Streicheleinheiten fort und schließlich mit allem, was er hatte.

Danach setzten sie das Frühstück fort und wechselten das Gesprächsthema. Das Ergebnis der Unterhaltung war, dass der Privatdetektiv von Cornelia weiterhin Eric genannt werden würde, außer in ernsten Lebenslagen. Sie wollte sich noch nicht festlegen, wie sie ihn in solchen Situationen anspräche. Cornelia hatte indes nichts dagegen, in Zukunft »Schatz« oder »Maus« gerufen zu werden, und auch mit »Conny« war sie einverstanden.

Ω

Cornelia brach zu ihrer Schicht im Kinderkrankenhaus auf, und Eric fuhr nach Hause. Dabei wurde der Privatschnüffler von Gedanken überfallen, die verwirrender und konfusser nicht sein konnten. Wie hatte es Cornelia formuliert? Es fiel ihm wieder ein: »Das Leben ist doch manchmal wirklich fies.« Ihre Worte trafen den Nagel auf den Kopf.

Eric hatte das Gefühl, in eine Zeitschleife voller Wiederholungen geraten zu sein. Conny und er waren innerhalb von zwei Tagen auf Gemeinsamkeiten gestoßen, die sie miteinander verbanden, obwohl sie sich eigentlich immer noch nicht kannten. Dass zwei fremde Menschen in so vielen Dingen den gleichen Geschmack hatten, war schon selten. Nur ihm zuliebe hatte Cornelia den von ihm zum Frühstück mit Milch und Zucker zubereiteten Kaffee getrunken, auch sie trank ihren Kaffee sonst bevorzugt schwarz. Für Eric waren die Ähnlichkeiten, von denen er im Laufe der Zeit mit Sicherheit noch mehr entdecken würde, ein angenehmer Aspekt. Zwei Dinge hatten ihn jedoch unsicher gemacht: zum einen ihre Sorge um ihn wegen seines Jobs und zum anderen die Erlaubnis, sie »Conny« nennen zu dürfen. So lächerlich und banal es zu sein schien, ihm gab es zu denken, und vor allem warfen seine Überlegungen eine entscheidende Frage auf: Hatte er sich tatsächlich in die Kinderkrankenschwester verliebt, oder war sein Tun der Erinnerung an Abigail geschuldet?

Abigail war Abby, Cornelia nun Conny, dazu sein Job und die damit verbundenen Ängste der Frauen. Auch seine ermordete Frau hatte die Angst um ihn wegen seiner Arbeit

nie ganz verloren. Das Damals und Heute unterzogen sich somit einer merkwürdigen Fusion, die durch die Ähnlichkeit der Wesenszüge der beiden Frauen in Gang gesetzt worden war. Eric war sich nicht sicher, ob Conny in seinem Herzen nicht schon eine zweite Abby wurde.

In Hinsicht auf eine gemeinsame Zukunft mit Conny, die er unter keinen Umständen auf eine »Ersatz-Abby« reduzieren wollte, konnte er auf ein Detail in seinem Kopf zurückgreifen, das ihm Zuversicht gab: Es war ihm unmöglich, die Krankenschwester aus seinen Gedanken zu verbannen. Schließlich riss sich Eric zusammen, erteilte der Krankenschwester ein mehrstündigtes Hausverbot in seinem Verstand und dachte über ihre Worte im Zusammenhang mit Marianne Tröger nach. Was zum Teufel ging in der Kinderklinik »Kindertraum« vor?

Es zu ergründen bekam Priorität, schon wegen Conny. Keinesfalls war er bereit, dabei tatenlos zuzusehen, wie sie womöglich in eine Sache hineingezogen wurde, mit der sie nichts zu schaffen hatte.

Eric Holler besaß für erforderliche Recherchen durch einen Freund in den Vereinigten Staaten Möglichkeiten, von denen die deutsche Polizei, einschließlich des Kriminalkommissariats in Gelsenkirchen-Buer, nur träumen konnte. Allerdings wollte der Privatdetektiv seinen Freund nicht damit beauftragen, sich in das Netz von Behörden illegal einzuloggen. Zwar wäre es eine Leichtigkeit gewesen, aber eine Konsequenz bestünde darin, dass sein Freund auffliegen würde. Eric verlöre in solch einem Fall seine Detektivlizenz für immer. Dazu kämen Geld- und Haftstrafen. Dieses Risiko wegen ein paar Informationen einzugehen war es nicht wert. Weder Lebende noch Tote hätten einen Nutzen davon, wenn Eric und sein Freund im Knast säßen und zum Däumchen drehen verurteilt wären. Aus diesem Grund blieb dem Schnüffler nichts anderes übrig, als Kriminalhauptkommissar Manfred Werthofen aufzusuchen.

Er fand ihn kreuzworträtsellösend in seinem Büro vor, zu dem der Zugang über die Hölscherstraße möglich war, und wurde wie erwartet empfangen. »Ach, Herrje, was haben Sie diesmal zu bieten? Ich hoffe, es sind nicht schon wieder Leichen und Wannen«, sagte Werthofen zur Begrüßung und legte den Stift aus seiner Hand.

Eric nahm ohne zu fragen vor dem Schreibtisch des Beamten Platz und erwiderte: »Weder das eine noch das andere. Ich bin nur wegen einer Bitte hier.«

»Mir schwant Übles.«

»So schlimm ist es nicht.«

Werthofen musterte Holler skeptisch. »Wenn Sie es so beschreiben, dann kann es nur schlimmer sein. Was möchten Sie?«

Da der Kommissar offensichtlich nichts anderes zu tun hatte, als ein Kreuzworträtsel zu lösen, nahm Eric an, dass seine Frage überflüssig war. Trotzdem äußerte er sie. »Wissen Sie, ob in den letzten vierundzwanzig Stunden eine Frau als vermisst gemeldet oder tot gefunden wurde?«

Manfred runzelte die Stirn. »Selbst wenn, dürfte ich es Ihnen nicht sagen, das wissen Sie und fragen mich dennoch. Warum?«

»Ich bin da auf eine Sache gestoßen, die mir keine Ruhe lässt, und«

»Ich möchte es nicht hören, Holler, egal, worum es geht. Ich bin Ihnen dankbar für das, was hinter uns liegt, aber ich strebe nicht danach, es erneut mit Ihnen zu tun zu haben«, fiel Werthofen dem Privatdetektiv ins Wort. »Wir können gern einmal im Jahr ein Bierchen zusammen trinken, aber das soll es dann auch gewesen sein«, fügte er gnädiger gestimmt hinzu.

»Auch wenn es um tote Kinder geht?«

»Wollen Sie mich jetzt auf den Arm nehmen?«

»Keinesfalls.«

»Wir haben in diesem Jahr hier in Buer noch keinen Mord an einem Kind und Teenager ermitteln müssen, belassen Sie es bitte dabei, außer Sie sind im Besitz von konkreten Verdachtselementen oder Hinweisen. Verhält es sich so?«

»Nein, aber ...«

Erneut unterbrach der Kriminalhauptkommissar den ungebetenen Gast in seinem Büro. »Nichts aber, und auch nicht wenn, oder, beziehungsweise«, erläuterte Werthofen und deutete auf die Zeitschrift mit dem Kreuzworträtsel. »Ich fühle mich so wohl wie seit Jahren nicht mehr. Die Kriminalitätsrate, insbesondere in meiner Abteilung, lässt es zu, dass ich es meiner Frau nachmachen und mir die ›Freizeit-Revue‹ kaufen kann. Seit unserem letzten Aufeinandertreffen stehe ich mit meiner Holden in einem Wettbewerb. Jede Woche, bevor wir uns die neue Ausgabe besorgen, vergleichen wir, wer beim Kreuzworträtseln besser war. Ich sage Ihnen, dass ist anstrengend genug, um der Herr im Haus zu bleiben. Diese herausfordernde Idylle lasse ich mir von Ihnen nicht nehmen, außer bei einer einzigen Ausnahme.«

»Die wäre?«

»Sie schleppen eine Leiche in mein Büro oder haben Beweise, die Ihre absurden Behauptungen und Verdächtigungen belegen, vorher nicht«, wies Werthofen den Schnüffler zurecht. Eric wollte etwas erwidern, aber das läutende Telefon ließ es nicht zu. Kriminalhauptkommissar Werthofen hob ab, hörte zu, bedankte sich und legte den Hörer mit Gebrauch eines Schimpfworts auf, das menschliche Ausscheidung bezeichnet.

Eric zeigte sich besorgt, doch aufgrund der Reaktion des Beamten wusste er, dass der Kommissar mit keiner negativen privaten Nachricht konfrontiert worden war. Schließlich hatte er miterlebt, wie Werthofen zu seinen Angehörigen stand. Hätte ihn ein familiäres Drama erreicht, säße Manfred Werthofen nicht mehr auf seinem Bürostuhl. Immerhin gab

ihm der Anruf die komfortable Gelegenheit, mit Werthofen zu plaudern. »Ist etwas mit Lisa?«, fragte er. Schweigen, deswegen die nächste Frage: »Mit Ihrer Frau?«

»Blödsinn!«

»Nun reden Sie doch, wem ist was passiert? Oder ist Martin aus dem legalen Leben ausgetreten?«, erkundigte sich Eric letztlich nach dem Sohn des Kommissars.

»Sie gehen mir auf den Sack! Nichts davon. Gestern wurde ein Mann festgenommen, der in der Öffentlichkeit ausgeflippt war und mit dem nicht vernünftig zu reden war. Er sollte sich in einer Zelle hier auf dem Revier beruhigen, stattdessen hat er versucht, sich an den Wänden den Schädel einzuschlagen. Eben habe ich erfahren, dass es ihm gelungen ist. Er kam ins Krankenhaus und hat das Bewusstsein nicht wiedererlangt. Einerseits ist er ein armer Teufel, andererseits ist es vielleicht besser so für ihn.«

»Warum?«

»Okay, ich erzähle es Ihnen, aber danach verschwinden Sie, habe ich Ihr Wort?« Eric nickte und ahnte bereits, was er gleich hören würde. »Der Kerl hat angefangen, zu randalieren, nachdem ihm und seiner Frau mitgeteilt worden war, dass ihr Neugeborenes verstorben sei. Wie ich bereits sagte, irgendwie kann man es verstehen, aber er ging zu weit und hätte beinahe einen Arzt umgebracht, wenn auch aus Versehen. Laut Zeugenaussagen nahm er chirurgisches Werkzeug an sich und bedrohte damit die Leute, die ihn zur Vernunft bringen wollten. Bei einer unkontrollierten Bewegung, mit der er vielleicht nur eine Abwehrstellung einzunehmen gedachte, hat er einem Arzt hinter sich das Skalpell in die Brust

gejagt. Knapp am Herzen vorbei. Man hätte als einen Unfall durchgehen lassen können, wenn er vorher nicht so viel randaliert hätte. Sie wissen, wie Justitia auf solche Vorfälle reagiert.«

Entgegen seinem Versprechen blieb Eric sitzen und sagte: »Der Familienname des Mannes, über dessen Tod sie eben informiert wurden, lautet Tröger, richtig?«

»Verdammte Scheisse, woher wissen Sie das?«

»Ganz einfach: Es gibt keine Beweise, aber Anzeichen dafür, dass seine Frau verschwunden ist.«

»Holler, was verdammt noch mal läuft hier?«

»Das würde ich auch gern erfahren, deshalb bin ich hier.«

»Warum soll die Frau verschwunden sein?«, erkundigte sich Werthofen aufgeregt.

»Ihre Entlassungspapiere waren nicht unterschrieben, und ein Ultraschallbild von ihrem Baby lag nach ihrer Entlassung noch in der Klinik. Ich habe gehört, dass eine Mutter so etwas noch nie vergessen hat, schon gar nicht, wenn das Kind unmittelbar nach der Geburt noch im Krankenhaus gestorben ist.«

»So etwas kommt vor.«

»Mit Sicherheit, allerdings nicht elfmal im Jahr. Kommen Sie, ich lade Sie auf ein Bier ein und erzähle Ihnen, was ich weiß und vermute.« Eric erhob sich und musste keine Minute warten. Als der Kriminalhauptkommissar den Mantel vom Garderobenständer genommen und ihn angezogen hatte, tippte er auf ein Fragequadrat in dem erst zur Hälfte gelösten Kreuzworträtsel. »Waren Sie noch nicht so weit, oder wissen Sie nicht, was ein Ermittler sein könnte?«

»Alles, was mir eingefallen ist, passt nicht«, knurrte Werthofen.

»Privatdetektiv passt, jede Wette!«

»Klugscheißer!«

»Wohin auf ein Bier?«

»Überlasse ich Ihnen, schließlich zahlen Sie.«

Eric lächelte. Er wusste, wo er mit Werthofen ein oder mehrere Bierchen trinken konnte, um ihn in seinen Verdacht wegen der toten Kinder einzuhüpfen. Das war jedoch nicht sein eigentliches Ziel, stattdessen hatte er vor, den Kriminalhauptkommissar zur Zusammenarbeit zu bewegen. Eines war nämlich klar: Die Kripo konnte nicht tätig werden, ohne nachgewiesene Verbrechen und dementsprechende Anzeigen. Sie hatte nicht einmal das Recht, zu ermitteln, wenn es nicht wenigstens ein Indiz für eine kriminelle Handlung gab. Verurteilungen waren eine Macht der Justiz, die je nach Orientierung der Regierung ausgelegt wurde. In manchen Regionen auf der Erde hatte bereits ein Wort die Todesstrafe zur Folge. Die solide Aufklärung einer Straftat und die Überführung der verantwortlichen Täter oblag den ermittelnden Personen und somit ihrer Menschlichkeit und Ehrlichkeit.

Ω

Eric hatte Werthofen überredet, mit einem Auto zu fahren, und sich für ihn als Chauffeur betätigt. Nur ein paar Minuten später begann der Kriminalhauptkommissar, seine Kooperation zu bereuen. Mit der Übernahme der Rolle des Beifahrers war Manfred dem Privatschnüffler hilflos ausgeliefert, und schon nach einem halben Kilometer ahnte er, wohin die Fahrt ging. »Sie fahren in eine Richtung, mit der ich überhaupt nicht einverstanden bin. Möchten Sie mir den ruhigen Tag ruinieren?«

»Keinesfalls, ich möchte Ihnen etwas zeigen.« Der Privatdetektiv hatte den Kurs nach Erle eingeschlagen, den benachbarten Gelsenkirchener Stadtteil von Buer. Er war am einfachsten und schnellsten über die Crangerstraße zu erreichen, vorausgesetzt, dass keine Baustellen den Verkehr behinderten. Zugegeben, abgerissen, gebaut und saniert wurde viel zwischen Erle und Buer, und es kam einem vor, als würden die Baustellen nie fertiggestellt werden. Die Uhrzeit kam Eric entgegen, der Feierabendverkehr hatte noch nicht eingesetzt. Die fehlenden Staus und eine grüne Welle an den Ampeln ließen ihn auf Höhe der Middelicherstraße nach links abbiegen. Nach zweihundert Metern wiederholte er den Vorgang und blieb vor dem Begräbnis institut »Ruhe in Freuden mit Frieden« stehen. Er drehte den Zündschlüssel um und sah Werthofen an. »Kommen Sie! Ihre Schwiegermutter wird sich bestimmt über den unerwarteten Besuch freuen.«

»Nie wieder steige ich in Ihr Auto«, entgegnete Werthofen, stieg zähneknirschend aus dem Wagen, und es gelang ihm, den Privatdetektiv ungehört zu verfluchen.

Im Laden wurden die Männer bereits erwartet. Zwischen Grabsteinen, Urnen und Särgen stand Hedwig Franzen, die Schwiegermutter des Beamten. Mit einem erfreuten »Hallo Eric«, begrüßte sie Holler, während der Schwiegersohn mit einem simplen »Manfred« nicht wirklich willkommen geheißen wurde.

»Seit wann duzt Ihr euch?«, fragte Werthofen, ohne einen der Anwesenden direkt anzusprechen.

»Na, hör mal«, ergriff Hedwig das Wort. »Nachdem Eric weiß, wo unsere Leichen im Keller liegen, gehört er doch praktisch zur Familie«, belehrte sie den Mann ihrer Tochter.

»Ach«, entkam es dem Kommissar. »Er schon, aber ich als dein Schwiegersohn nicht?«

»Meine Güte, sei nicht so empfindlich. Wer von uns ist der Gesetzesvertreter, der sogar am Sonntag beim Mittagessen auf Paragrafen herumreitet?«, konterte sie.

Werthofen kam näher und blieb zwei Schritte vor seiner Schwiegermutter stehen. Bei der unberechenbaren Frau konnte ein Sicherheitsabstand niemals schaden. »Stört dich wohl, dass du seit den Leichengeschäften nicht mehr das Zepter schwingen kannst«, bemerkte er triumphierend.

Es war genug. Eric hatte zugehört und schritt verbal ein. »Menschenskinder! Lasst es gut sein, und vertragt euch«, forderte er die beiden auf und wandte sich an Hedwig: »Hast du alles vorbereitet, worum ich dich gebeten habe?«

»Aha«, knurrte der Kriminalhauptkommissar. »Ich scheine einer Intrige zum Opfer zu fallen. Wann habt Ihr diesen Termin vereinbart?«

»Typisch steifer Beamter!«, warf die Schwiegermutter ein.

»Ich habe Ihre Schwiegermutter am frühen Nachmittag um das gebeten, was ich Ihnen zeigen möchte«, erwiderte Eric und schritt der älteren Frau hinterher, die mit flotten Schritten vorausgegangen war.

»Wo ist Martin?«, erkundigte sich Werthofen nach seinem Sohn, der schon länger im Familienbetrieb seiner Oma arbeitete, ohne dass er es gewusst hatte.

Hedwig blieb stehen, wandte sich ihm zu und antwortete: »Auf dem Friedhof, aber keine Sorge, er lebt noch. Er budelt nur ein Loch, leider nicht für einen alten Sack wie dich«, antwortete sie in ihrer gewohnt abweisenden Art und setzte ihren Weg fort. Sie öffnete die Tür zu dem anvisierten Raum und ließ, wie mit Eric verabredet, die Männer allein.

Holler packte Werthofen am Oberarm und zog ihn mit, bevor Manfred die Dienstwaffe ziehen und seine Schwiegermutter erschießen konnte. »Kommen Sie, sie meint es nicht so, das ist Ihnen doch klar. Sie hat Freude daran, Sie zu provozieren, weil Sie ihr ständig auf den Leim gehen. Es gefällt ihr, wenn Sie wie das berühmte HB-Männchen aus der Haut fahren. Ich wundere mich, dass Sie während der Ehejahre keine angemessene und erfolgreiche Verteidigungsstrategie gegenüber Ihrer Schwiegermutter entwickelt haben.«

Manfred entzog sich Erics Hand und baute sich wie ein Schuldirektor vor ihm auf. »Sie haben leicht reden! Wenn ich dem Drachen friedlich, sarkastisch, egal wie, Kontra gäbe, was, glauben Sie, wäre die Folge? Überwiegend sehe ich Hedwig nur im Beisein meiner Frau. Und auch da höchstens vier Mal im Jahr«, erklärte er und ließ sich nicht unterbrechen. »Ein verteidigender Gegenangriff meinerseits hätte

die Konsequenz, dass der Hausfrieden bei uns zu Hause auf unbestimmte Zeit vorbei wäre und alles in einem Debakel enden könnte. Meine Gattin steht immer auf der Seite ihrer Mutter, also halten Sie als Single den Mund.« Der Kriminalhauptkommissar sah nach rechts und schwieg abrupt, wodurch ihm ein schelmisches Lächeln Erics entgangen war. Nachdem sich der Beamte gefangen hatte, stellte er leise und andächtig eine Frage. »Was zum Henker soll mir das sagen?«

Eric betrat den Raum und war mit Hedwigs Vorbereitung der Kulisse sehr zufrieden, obwohl der Anblick auch ihm surreal vorkam. Auf der linken Seite lagen fünf weiße Kindersärge, auf der rechten einer mehr, wobei die sechs mit dunklen Farbtönen überzogen waren. Die Särge waren offen und leer, dennoch vermittelten sie ihm und dem Kommissar ein Gefühl von Unsicherheit und Beklommenheit. Der Privatdetektiv fing leise an, zu reden, so als ob er die Totenruhe nicht stören wollte. »Links sehen Sie die Särge, die von der Klinik ›Kindertraum‹ in den vergangenen fünf Monaten benötigt wurden. Rechts stehen jene, die von der Institution im ersten Halbjahr des kommenden Jahres gebraucht werden, es sei denn, die diesjährige Todesrate an Säuglingen sinkt in Zukunft. Elf tote Babys in elf Monaten können kein Zufall sein. Sogar Sie als Beamter mit beschränkten Handlungsfreihheiten sind bestimmt geneigt, mir in diesem Punkt zuzustimmen.«

Manfred Werthofen sah von den Särgen weg und Holler an. »Was soll ich Ihrer Meinung nach tun? Es sind keine Anzeigen, keine Verdächtigungen, keine Hinweise auf Unre-

gelmäßigkeiten bei uns eingegangen. Wir haben absolut nichts, was ein Vorgehen unsererseits rechtfertigen würde. Wissen Sie, was der Unterschied zwischen Ihrem und meinem Job ist?« Eric schüttelte den Kopf, da er die deutsche Version des Vergleichs nicht kannte. »Sie, mein Lieber, sind berufsmäßig gesehen die billige Straßenhure, ich hingegen die Edelprostituierte. Sie können jederzeit machen, was Sie wollen. Ihr Freier ist das Gesetz. Ich hingegen habe eine Agentur im Rücken, die mir klar zu verstehen gibt, wie mit dem Kunden umzugehen ist. Bringen Sie mir einen konkreten Beweis für Ihren Verdacht, und ich nehme mich der Sache an. Bis dahin sind mir die Hände gebunden.«

»Obwohl Sie mir noch etwas schulden?«

»Im Moment schulde ich Ihnen nichts, aber Sie mir mindestens ein Bier«, entgegnete Werthofen und begab sich zum Auto des Privatschnüfflers. Es geschah nicht nur wegen der Machtlosigkeit, sondern auch, um die persönliche Betroffenheit vor dem Privatdetektiv zu verbergen. Mit einem »Bis bald, du Hexe« zu seiner Schwiegermutter verließ er das Geschäft, dessen Existenz vom Tod abhing.

Ω

Beim dritten Bier im »Posthörnchen« in Erle, einer gemütlichen Kneipe, änderte sich die Sachlage grundlegend. Zwar war Manfred Werthofen bereits außer Dienst, aber sein Kollege und Partner Paul Wranicki hatte ihn über den Leichenfund einer Frau informiert. Insgeheim erneut darüber erbost, nicht selbst gefahren zu sein, ließ sich der Hauptkommissar von Eric zum Fundort bringen. Im Gegensatz zu Eric hatte er Zutritt zur Leiche, obwohl noch unbekannt war, welche Todesart die Gefundene ereilt hatte.

Schon beim Anblick der Toten ahnte Werthofen, dass sie ein Fall für die Mordkommission werden würde. Der Ort des Leichnams ließ den Schluss auf ein Gewaltverbrechen zu: Die Frau war von einem Hund, den der Besitzer von der Leine gelassen hatte, unter einem Laubhaufen gefunden worden. Der noch ansehnliche Zustand des Opfers wies eindeutig darauf hin, dass der Laubhaufen nicht von der Natur, sondern von einer unbekannten Person bewusst über die Leblose gestreut wurde. Aus Anstand war es zweifelsohne nicht geschehen, so viel stand schon fest.

Ω

Nachdem sich Eric in seiner Wohnung ins Bett gelegt hatte, kam er nicht umhin, über seine Beziehung zu Cornelia nachzudenken. Bis vor wenigen Tagen war er frei, konnte machen, was er wollte, und war niemandem eine Rechenschaft schuldig. Hätte er an diesem Abend mit Conny etwas ausgemacht, wäre er zu spät oder gar nicht erschienen. Höchstwahrscheinlich sogar unentschuldigt, zu sehr hatte er sich mit der Leiche beschäftigt. Daran änderte auch der Umstand nichts, dass sie wegen der Nachschicht immer noch Dienst in der Kinderklinik schob. Ebenso hätte sie die Früh- oder Mittagsschicht haben können.

Er hatte den Fundort allein verlassen, da Werthofen mit einer Streife vorliebnahm. Wahrscheinlich nur deswegen, um Erics Fragen zu der Toten zu entgehen. Immerhin war der Kriminalhauptkommissar so fair gewesen, ihn am kommenden Montag im Kommissariat sprechen zu wollen. Bestimmt hatte der Kriminalbeamte beim Anblick der Toten an seine Worte über Marianne Tröger gedacht. Erics Gedanken wanderten zu der Frau, die er nicht kannte. Was, wenn sie die Gefundene war? Er wollte es vermeiden, die Schlussfolgerung zu ziehen, aber sein Verstand ließ ihm keine Wahl: Falls die Frauenleiche tatsächlich die Witwe des verstorbenen Richard Tröger sein sollte, wäre das eine Katastrophe und Tragödie zugleich. Eric besaß die winzige Hoffnung, sich zu irren, aber wenn das nicht der Fall war, dann wurde in der Kinderklinik »Kindertraum« innerhalb von zwei Tagen eine dreiköpfige Familie ausgelöscht.

Vielleicht war es sogar mit dem Einverständnis der Geschäftsleitung geschehen. Allein die Überlegung war ein Albtraum. Hinzu kam, dass der Leichnam der Frau unweit von Erics Wohnung und Büro gefunden worden war. Die gemietete Doppelhaushälfte befand sich in der Mühlenstraße, praktisch gegenüber dem Alten Friedhof in Buer. Dort fanden seit Jahren keine Bestattungen mehr statt. Wegen der Kälte und der Jahreszeit waren auch Spaziergänger rar, weswegen ein Täter die berechtigte Hoffnung hegen konnte, dass die Tote lange unentdeckt blieb. Zwischen dem Wohnort und Arbeitsplatz des Privatdetektivs und dem Laubhaufen auf dem Friedhofsgelände lagen etwa dreihundert Meter. Zur Kinderklinik »Kindertraum« betrug die Entfernung ungefähr drei Kilometer.

Eric begann, sich mit den Ereignissen auseinanderzusetzen. Wenn die Tote tatsächlich als Marianne Tröger identifiziert werden sollte, wann und wie war sie zum Alten Friedhof gebracht worden. Logischerweise hatte es sich irgendwann in der Nacht ihres Verschwindens ereignet, und selbstverständlich wurde sie in einem Fahrzeug transportiert. Wenn das Opfer Marianne Tröger hieß, war klar, wo und zu ungefähr welcher Stunde sie beseitigt worden war. Zwei Fragen blieben: Warum? Was hatte sie gehört oder gesehen, dass jemanden dazu verleitet hatte, ihr das Leben zu nehmen?

Sonntag, der erste Advent, war auf den siebenundzwanzigsten November gefallen. Eigentlich wollte Conny am späten Vormittag mit Eric in die Kirche gehen, trotz ihrer Spätschicht. Der Privatdetektiv hatte zugestimmt, jedoch mit einer nicht gezeigten Abneigung. Eric war nie wirklich gläubig gewesen, obwohl er in den Vereinigten Staaten groß und erwachsen geworden war. Nach dem Mord an seiner Frau hatte er der Kirche vollständig den Rücken gekehrt. Nur Conny zuliebe hätte er sich die Adventsmesse angetan, aber offenbar schien es doch eine höhere Macht zu geben, die ein Einsehen mit seiner Einstellung hatte.

Zu Fuß hatte er sich in die Holtwiesche begeben, um Conny abzuholen. Dabei überlegte er, mit welcher Ausrede er dem Kirchengang entkommen könnte. Nachdem er ihre Wohnung betreten, im Wohnzimmer auf dem Sofa Platz genommen und immer noch keine Ausrede parat hatte, wurde er völlig unerwartet von ihr erlöst. Sie hatte ihm die Tür geöffnet und ihn gebeten, sich zu setzen und zu warten. Kaum ausgesprochen, war sie mit ihrer Gesichtsmaske, bestehend aus einem Gemisch von Cremes und irgendwelchem Gemüse, im Bad verschwunden. Schließlich erschien sie und blieb vor ihm stehen, Nur der Wohnzimmertisch stand zwischen ihnen und wirkte deswegen wie eine Barriere. »Ist es für dich okay, wenn wir nächsten Sonntag zur Adventsmesse gehen? Ich habe total verpennt«, sagte sie reumütig. Der Privatschnüffler wäre am liebsten jubelnd aufgesprungen, als ob Schalke ein Tor erzielt hätte. Es fiel ihm allerdings nicht schwer, ein Gesicht aufzusetzen, als ob Schalke gerade

in Rückstand geraten wäre. »Ich kann damit leben«, erwiderte er schließlich, erhob sich, umkurvte den Tisch, drückte sie an sich und gab ihr einen Kuss.

Cornelia entzog sich seiner Umarmung, nahm seine Hand und zog ihn in die Küche, wo in der Essecke ein Frühstück vorbereitet war. »Ich dachte, wenn wir schon nicht zur Kirche und anschließend zum Essen gehen, gönnen wir uns ein ausgiebiges Frühstück.«

Beim Betrachten des gedeckten Tisches kam Eric ins Staunen. Auf ihn wartete kein dezentes Morgenmahl, sondern ein opulentes, bayerisch angehauchtes Vormittagsdinner, das nach einem Saufgelage jeden Kater vertrieben hätte. Weißwürste und Wiener in einem Topf über einem Rechaud, weißer und roter Presssack, überzogen mit fein geschnittenen Zwiebeln und übergossen mit Essig und Öl, dazu Wurst, Käse, Schinken, Brezeln, frisches Brot und selbstverständlich Brötchen, Honig, Butter und Marmelade. Der Clou befand sich in einer mittelgroßen Schale, die bis zur Kante mit nach Kräutern riechendem Obatzter gefüllt war. »Wer soll das alles verschlingen?«, fragte Eric und drehte sich nachdenklich zu Conny, die hinter ihm stand. Eines hatte ihm der überladene Frühstückstisch verraten: Wer imstande gewesen war, ihn zu decken, konnte unmöglich verschlafen haben. »Erwartest du noch Besuch?«, fügte er hinzu.

»Setz dich«, wich Cornelia der Frage aus und nahm selbst Platz. Sie goss die Kaffeetassen voll, lächelte Eric an und kam auf seine Frage zurück, nachdem es ihm gelungen war, sich ihr gegenüber auf die Eckbank zu quetschen. »Meine Eltern

haben sich überraschend angekündigt. Wir sehen uns so selten, ich konnte ihnen nicht absagen. Es ist komisch: Sie wohnen in Ückendorf, also am anderen Ende der Stadt, und doch kommen wir so selten zusammen, als lebten sie in einem anderen Land.«

»Seit wann weißt du es?«

»Erst seit gestern, sonst hätte ich dich vorgewarnt.«

»Es gibt ein Handy, mit dem man Nachrichten schreiben kann.«

Conny nickte. »Sicher, aber dann wärst du nicht gekommen und jetzt hier, oder?«

»Möglich.«

Die Krankenschwester setzte ein ernstes Gesicht auf. »Eric, lass das bitte. Ich mag dich so, wie du bist, aber behandle mich nicht wie einen deiner Kunden oder Ganoven, dem du hinterherjagst. Ich weiß, dass du ansonsten nicht erschienen wärst, doch ich wollte dich bei mir haben. Wenn es zwischen uns etwas Langfristiges wird, hättest du meine Eltern eines Tages ohnehin kennengelernt.«

»Ich dachte, du siehst sie so selten.«

»Eric, ich warne dich!«

Holler bat um Entschuldigung und überdachte seine derzeitige Lebenslage im Schnellverfahren. Kirche oder Connys Eltern, wo war da der Unterschied? »Wann werden sie hier sein?«, erkundigte er sich, um nicht wegen seiner Gedanken aufzufliegen. Die Situation war zwischenmenschlich alles andere als angenehm.

»Wir haben genügend Zeit für uns. Sie kommen am frühen Nachmittag, vereinbart ist zwei Uhr. Bis dahin können wir das Frühstück und das Leben genießen.«

»Sind deine Eltern so schlimm?«

Conny sah auf, da sie dabei war, ein Brötchen mit Marmelade zu bestreichen. »Du bist unmöglich, vielleicht ist das der Grund, warum ich mich in dich verliebt habe«, sagte sie, legte das Messer zur Seite und lachte plötzlich herhaft. »Nein, nein, meine Eltern sind nette Leute, du wirst sie mögen«, brachte sie trotz ihres Lachens hervor.

»Eigentlich bin ich froh, dass wir ein paar Stunden für uns haben, aber nicht aus dem Grund, den du gerade vermutest«, sagte Eric.

»Was vermute ich?«

»Dass ich mit dir in die Kiste steigen möchte.«

Die Krankenschwester hatte sich beruhigt und setzte das Martyrium an dem Brötchen fort. »Möchtest du nicht?«

»Wenn es nach mir ginge, würde ich mein restliches Leben mit dir im Bett verbringen. Nicht aus Begierde nach Sex, sondern wegen der Zweisamkeit und Nähe.«

»Dann wärst du ziemlich oft allein, denn ich möchte noch so viel erleben, am liebsten mit dir. Die letzten zwei Jahre, es werden bald drei, waren aufgrund der Pandemie hart, teilweise richtig krass.« Eric kam es entgegen, dass Cornelia ernster geworden war und es bei den nächsten Sätzen blieb.

»Auch wir in der Kinderklinik hatten mit dem Virus schwer zu kämpfen. Als es leichter zu werden schien, haben einige Kollegen gekündigt und den Job auf Dauer hingeworfen. Aber lass uns über etwas anderes sprechen, zum Beispiel

über den wahren Grund, weswegen du dich freust, eine Zeitlang mit mir allein sein zu können.«

»Es ist nicht erfreulich, was ich zu sagen habe.«

»Hat es etwas mit deinem Job zu tun?«, fragte Conny.

»Nein, nicht direkt.«

»Sondern?«

Eric nahm eine Weißwurst aus dem Topf, legte eine Brezel auf seinen Teller und war überrascht, dass die Krankenschwester sogar den passenden süßen Senf organisiert hatte. Zu Weißwürsten kam für ihn nur »Händlmaier« infrage, alle anderen Senfsorten zu den Würsten sah er als ein Verbrechen am Geschmackssinn an. »Es geht nicht nur um meinen Job, sondern auch um deinen.«

»Ich möchte nichts davon hören«, entgegnete Cornelia, legte das Brötchen aus ihrer Hand und lehnte sich zurück. Der Appetit schien ihr vergangen zu sein. Nach einer kurzen Pause erinnerte sie den Privatdetektiv an die Vereinbarung, seinen Job aus ihrer Beziehung herauszuhalten.

»Ohne Ausnahme?«, fragte Eric.

»Absolut!«

Der Privatschnüffler nickte. »Okay, dann halte ich mich in Zukunft rigoros an unsere Abmachung. Eines muss ich dir trotzdem sagen, und keine Sorge, es hat nichts mit meiner Selbstständigkeit zu tun. Ich erwähne es auch nur, um zu vermeiden, dass du es aus der Zeitung erfährst.«

Die Aussage erzielte bei der Kinderkrankenschwester die Wirkung, auf die Eric erpicht war. »Was denn?«

»Richard Tröger ist den selbstbeigefügten Kopfverletzungen erlegen, sein Kind ist tot, und gestern Abend wurde im

Alten Friedhof an der Mühlenstraße von einem Hund eine Frauenleiche entdeckt. Ich weiß nicht, ob es sich um Frau Tröger handelt, aber die Schlussfolgerungen lassen wenig Spielraum und keine eine andere Vermutung zu. Wenn die Gerichtsmedizin bestätigt, dass es sich bei der Toten um Marianne handelt, woran ich keinen Zweifel hege, dann bist du am Zug.«

»Inwiefern?«

»Wenn du in Bezug auf meinen Beruf bei deiner strikten Haltung bleibst, akzeptiere ich es. Allerdings wäre es dann angebracht, zwei Punkte zu bedenken.«

»Warte mal, merk dir, was du sagen möchtest«, unterbrach ihn Conny. Sie lief davon und kam mit einer Zigaretten-schachtel inklusive eines Aschenbechers zurück. »Ich höre«, sagte sie, nachdem sie für sich und Eric eine Zigarette ange-zündet hatte.

Holler war gerade mit der zweiten Weißwurst fertig ge-worden und für eine Essenspause empfänglich. »Ich mache mir Sorgen. Es sieht so aus, als ob durch verschiedene Vor-fälle in der Kinderklinik eine ganze Familie ausgelöscht wurde. Selbst wenn das Kind auf natürliche Weise verstor-ben ist und Richard Tröger an den Folgen eines am Ende er-folgreichen Suizidversuchs, der Auslöser sind vermutlich il-legale Methoden der Klinik, mit oder ohne Wissen der Ge-schäftsführung.«

Die Krankenschwester blies den Rauch aus ihren Lungen und sagte: »Du machst dir Sorgen, etwa meinetwegen?«

»Allerdings. Du gibst es zwar nicht zu, doch die elf toten Babys in diesem Jahr in der Kinderklinik geben dir keine

Ruhe, erst recht nicht die Umstände des merkwürdigen Verschwindens Mariannes. Bis zu einem gewissen Zeitpunkt hätte ich es für möglich gehalten, dass alles Geschehene ein Zufall und eine Verkettung von unglücklichen Lebensabläufen sein kann, jetzt nicht mehr. Aus vier Kindern wurde fast ein Dutzend. Ausgerechnet eine Mutter, die ihr Kind kurz nach der Geburt verloren hat, wird angeblich entlassen, und es geschieht ohne ihre Unterschrift, dafür mit liegengelassenen Entlassungspapieren und einem vergessenen Ultraschallbild. Das sind keine tragischen Fügungen des Lebens, dahinter steckt mehr, und du weißt oder ahnst es.«

»Warum bist du um mich besorgt?«

»Conny, denk nach: Dein plötzlicher Argwohn könnte den Verantwortlichen auffallen, außerdem ist es jederzeit möglich, dass du während deiner Schicht etwas siehst oder hörst, was nicht für deine Augen oder Ohren bestimmt war.«

»Du machst mir Angst«, erwiderte die Krankenschwester mit besorgtem Ton.

»Wenn ich mich nicht irre, dann solltest du in der Klinik unauffällig agieren, lass dich umgehend krankschreiben.«

»Falls du mit allem recht hast, dann wirst du eine Ansprechperson im Krankenhaus brauchen, um den Fall aufzuklären.«

Eric winkte ab. »Für mich ist der Fall erledigt.«

»Überrascht drückte Cornelia die zur Hälfte gerauchte Zigarette aus. »Warum, und wieso so plötzlich?«

»Spätestens morgen wird die Tote identifiziert, ab da ist es die Angelegenheit der Polizei. Ich kenne einen Kriminalhauptkommissar und habe ihm von meinen Befürchtungen

erzählt. Handelt es sich bei der Leiche um Marianne Tröger, weiß er, wo sie zuletzt war und lebend gesehen wurde. Folglich wird er die Klinik auf den Kopf stellen.«

Der Nachmittag wurde wesentlich angenehmer, als es Eric erwartet hatte. Cornelias Eltern waren angenehme Leute mit ausgeprägtem Humor. Sie hatten keine Scheu und Vorurteile, sahen die Welt, wie sie war, und deswegen nahm er ihre Einladung zu einem Mittagessen bei ihnen zu Hause für den zweiten Weihnachtsfeiertag an.

Noch schöner gestaltete sich die Nacht zu zweit. Eric gab alles an Ausdauer und Schweiß, um die Krankenschwester körperlich bis zur restlosen Erschöpfung zu bringen. Trotz beziehungsweise gerade wegen seiner intensiven und leidenschaftlichen Bemühungen war es jedoch er, der danach halbtot im Bett lag. Total ausgelaugt, vermahm er ihre Stimme: »Es ist lieb von dir, dass du mich krankbumsen und mit deinen Liebeskünsten zum Arzt treiben möchtest, damit ich mir eine Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung ausstellen lassen kann. Weißt du, irgendwie gab es in den Tagen, seit wir uns kennen, keine Gelegenheit, dir zu sagen, dass ich ab morgen Überstunden abfeiern muss und gleich im Anschluss zwei Wochen Urlaub habe.« Lächelnd hörte sie Eric stöhnen. »Freust du dich nicht, dass ich dir bis zum zweiten Januar fast uneingeschränkt allein gehöre?«

»Du bist ein Luder und hast meine Absichten von Anfang an durchschaut«, bemerkte er immer noch keuchend.

»Wo bleibt der Instinkt eines Privatdetektivs?«

»Sogar Cäsar ist vor Cleopatra in die Knie gegangen, ich bin nur Eric Holler.«

Band 3 der 1. Staffel



Inhalt: Privatdetektiv Eric Holler und Kriminalhauptkommissar Werthofen geraten in eine Intrige, bei der nichts so ist, wie es scheint. Die Ermittlungen führen sie schließlich auf die Spur eines Mannes, der in Gelsenkirchen ein Blutbad veranstalten will. Gelingt es dem ungleichen Duo, das geplante Massaker zu verhindern?

Eric Holler und Kriminalhauptkommissar Werthofen hatten sich zwischen den Weihnachtstagen und Silvester in der ‚Hexe‘ getroffen. Das Date war von dem Beamten wegen eines unerfreulichen Anlasses vorgeschlagen worden. Sie saßen im Nebenzimmer, das eigentlich mehr ein Hinterzimmer war, da es direkt an den Gastro Raum anschloss. Der Kriminalkommissar wählte einen Tisch, der nur zwei Personen Platz bot. „Wir haben nie darüber gesprochen“, begann Werthofen eine Unterhaltung, nachdem sie ihre Bestellung aufgegeben hatten. Die nächsten Sätze klangen irgendwie verlegen und schienen dem Kripoangehörigen zuwider zu sein. „Fragen Sie nicht, woher ich es weiß, aber Sie hatten mit Cornelia Hansen eine Affäre. Keine Ahnung, wie die Beziehung begonnen hat und ob sie aufgrund der Umstände je beendet wurde. Hätten Sie sich mit der Frau auf eine längere Lebensgemeinschaft eingelassen?“

„Was geht Sie das an?“

„Nichts, das ist klar. Ich wollte nur hören, wie Sie zu der Dame stehen.“

„Wieso?“

Werthofen schluckte schwer. „Sie ist gestern ihrer Schussverletzung in die Brust erlegen.“ „Es tut mir leid“, fügte er hinzu. Manfred Werthofen kannte Eric erst seit ein paar Monaten. Ihm war bewusst geworden, dass der Privatdetektiv einige Geheimnisse mit sich herumtrug, doch seine Dienstjahre und die damit einhergehende Menschenkenntnis hatten den Schnüffler der Schublade der anständigen Charaktere zugeteilt. Zwar war es dem Kommissar längst noch

nicht gelungen, ihn komplett zu durchschauen, aber inzwischen war es ihm gelegentlich möglich, in die Gefühlswelt des scheinbar unnahbaren Eric Holler zu blicken. Im Moment wollte er nicht in der Haut seines Gesprächspartners stecken, immerhin war die Verstorbene durch eine Kugel aus einer Waffe getötet worden, die Eric in der Hand hielt. Der Schuss hatte sich gelöst, als der Privatdetektiv von hinten angegriffen wurde. „Sie können nichts dafür“, fiel dem Kriminalhauptkommissar kein anderer Trost ein.

„Ich weiß“, erwiderte Eric und biss sich auf die Unterlippe. „Das hätten Sie mir auch alles am Telefon sagen können“, entgegnete er ohne jede weitere Regung.

Werthofen bedankte sich bei der Bedienung für die Getränke und sah sein Gegenüber an. „Hören Sie auf, so zu tun, als ob Ihnen der Tod der Frau gleichgültig wäre.“

„Haben Sie die Einladung zum Essen nur ausgesprochen, um für mich den Seelentröster zu spielen?“

„Nein, mit der Einschränkung, dass Sie vielleicht nach der Todesnachricht nicht allein sein und mit jemandem darüber sprechen möchten.“

„Sehr rücksichtsvoll und entgegenkommend.“ Zähneknirschend prostete Werthofen dem Privatdetektiv zu, stellte nach einem tiefen Schluck sein Pilsglas ab und schwieg beleidigt. „Natürlich bin ich betroffen über den Tod Cornelias, bedauerlicherweise kann ich keine tiefe Trauer empfinden. Die Frau hat mich benutzt, hintergangen und belogen, nur um mit dem Mann ein neues Leben anfangen zu können, der von seinem Vater den Auftrag hatte, mich zu beseitigen. Aus dieser Perspektive fällt es mir schwer, auch nur eine Träne

zu vergießen, obwohl ich zugeben muss, dass sie nicht vollkommen verdorben war. Es stimmt: Liebe macht blind und bei ihr traf es zu. Sicher, sie und Richard Tröger hatten vor, auszuwandern, jedoch nicht die Absicht, dem Treiben in der Klinik ein Ende zu setzen. Die Beiden wollten lediglich nichts mehr damit zu tun haben und hätten sich aus dem Staub gemacht, obwohl der Kinderhandel fortgesetzt worden wäre.“

„Ich verstehe. Trotzdem kann ich nicht glauben, dass Sie so abgebrüht sind.“

Eric winkte ab. „Mir fällt es schwer anzunehmen, dass Sie sich deswegen den Kopf zerbrechen. Wie geht es mit der Kinderklinik und den Verantwortlichen weiter?“

„Das Krankenhaus wurde geschlossen, die Beteiligten sitzen in Untersuchungshaft, auch Frau Tröger. Niemand ist bereit, ihr abzukaufen, dass sie von den Vorgängen nichts gewusst haben will.“

„Was passiert mit den Kindern, die den leiblichen Müttern gestohlen worden sind?“

„Es wird Monate, wenn nicht sogar Jahre dauern, bis alle Namen und Betroffenen ermittelt sein werden. Wie man mit den Erkenntnissen umgehen wird, steht in den Sternen.“

Das Essen kam auf den Tisch, das Gespräch nahm harmonischere Züge an. Mit den besten Wünschen für das Neue Jahr trennten sich die Männer nach den Gaumenfreuden und nahmen sich vor, sich in den nächsten Monaten aus dem Weg zu gehen. Weder Werthofen noch Eric konnten ahnen, dass die Zukunft ihre Wege anders vorgesehen hatte. Ein Aufeinandertreffen ihrerseits war nämlich bereits fest einge-

plant. Das Schicksal schien großes Interesse daran zu haben, den Kriminalhauptkommissar und den Privatdetektiv nicht voneinander zu trennen. Wie und zu welchen Gunsten sich die Begegnungen im Lebenspendel des Einen oder Anderen auswirken sollten, wusste jedoch niemand.

Die Tage vergingen. Kurzzeitig hatte Eric in Erwägung gezogen, die Weihnachtstage bei seinen Eltern in Prien am Chiemsee zu verbringen, aber der zu erwartende Verkehr vor den Festtagen hielt ihn davon ab. Er verbrachte die Weihnachtstage überwiegend vor der Flimmerkiste und ärgerte sich maßlos über das entsetzliche Fernsehprogramm. Zig dämliche Wiederholungen, neue Schrottproduktionen und niveaulose Talks, mehr hatten die Sender nicht zu bieten. Selbst die Bezahlsender fielen durch das Raster und waren das Geld nicht wert. Okay, obwohl Atheist, *Der kleine Lord* musste sein, der wurde sogar in Amerika zu dieser Jahreszeit regelmäßig gesendet, aber ansonsten war das Programm eine Zumutung. Wofür also Pay-TV? Weshalb die Gebühren für die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten? Selbstverständlich um Gehälter, Pensionen und neue Einrichtungen für Büros zu finanzieren. Weniger Programme täten der Fernsehlandschaft gut, davon war er spätestens am zweiten Weihnachtstag überzeugt.

Den Jahreswechsel konnte er nicht feiern, wobei er dazu so oder so keine Lust gehabt hätte. Schon um zehn Uhr abends war er im Bett gewesen und am Neujahrstag früh morgens ohne einen Kater aufgestanden.

Er hatte den Auftrag angenommen, einen Mann während einer Geschäftsreise zu beschatten und dessen Treue zu über-

prüfen. Für Eric war die Aufgabe lukrativ, allerdings nicht wegen seines Tageshonorars. Die Observation bot ihm die Möglichkeit eines Tapetenwechsels, denn der Kunde hatte angeblich ein fünftägiges Meeting in Amsterdam. Am Ende waren die Angaben des Mannes korrekt, wodurch der Privatdetektiv fünftausend Euro zuzüglich Spesen für einen Bagatellauftrag einstreichen konnte.

Nach seiner Rückkehr begann Holler die Regionalzeitungen der vergangenen Tage zu durchforsten. Als Privatdetektiv musste er informiert bleiben, vor allem über Ereignisse, die sich in der Stadt und in der näheren Umgebung zugetragen hatten. Ein Artikel fiel ihm dabei besonders auf:

Spurlos verschwunden!

Seit dem 1. Januar wird Melanie C. vermisst! Wer hat die Frau gesehen oder kennt ihren Aufenthaltsort? Die Kriminalpolizei Gelsenkirchen bittet die Bevölkerung um Mithilfe, da es keine Hinweise zum Verbleib der zwanzigjährigen Studentin gibt. Ein Verbrechen kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht ausgeschlossen werden.

Die Zeitung war vom fünften Januar, also eine Woche alt. Eric blätterte die aktuelle Ausgabe durch und stieß auf einen ähnlichen Artikel. In diesem wurde das unerklärliche Verschwinden von Gabriele M. beschrieben. Bei ihr handelte es sich um eine Neunzehnjährige, die am Heilig-Drei-Königs-Tag nicht nach Hause gekommen war.

Weiter hieß es, dass die in Ausbildung stehende Frisörin seitdem niemand gesehen hatte. Unbewusst fielen Hollers

Augen auf das Datum in der Kopfzeile: Es war Freitag, Freitag der Dreizehnte!

Eric Holler wollte den Rest der Tageszeitung studieren, doch entweder die Post oder ein unangemeldeter Gast vor der Haustür hielten ihn davon ab. Er öffnete und sah in ein bekanntes Gesicht. „Es ist wahr, heute ist der Dreizehnte. Treten Sie ein, Herr Kriminalhauptkommissar“, begrüßte er Manfred Werthofen und schritt dem Beamten voraus. Er begab sich nicht zurück in seine Wohnung und dort zu der in der Küche auf dem Esstisch liegenden Zeitung, sondern bog nach rechts in seine Arbeitsräume ab. Er betrat das Büro, in dem sich der Schuss gelöst hatte, von dem Cornelia letztlich getötet wurde. Sofort waren die Bilder jener Nacht präsent, aber Eric ließ es sich nicht anmerken. Er nahm in dem Bürosessel Platz, wo Conny einst saß, als die Kugel in ihre Brust eindrang. Der Privatschnüffler schob die unangenehme Erinnerung zur Seite, wartete, bis Werthofen den Raum betreten und sich gesetzt hatte. „Ihr Vorsatz, mir im neuen Jahr so lange wie möglich aus dem Weg zu gehen, ist kläglich gescheitert“, bemerkte Eric.

„Es war nicht meine, sondern unser beider Absicht“, erwiderte der Kripoangehörige.

„Was führt Sie zu mir oder anders gefragt: Was wollen Sie?“

„Ich habe im Präsidium angefragt und wegen der Brisanz des Falles ausnahmsweise die Genehmigung erhalten, Sie verdeckt in die Ermittlungen einbinden zu dürfen.“

„Sie meinen die Fälle, oder?“

„Sie wissen von den verschwundenen Mädchen?“

Holler nickte. „Eben gelesen.“

„Es wird schon wieder eine junge Frau vermisst.“

„Seit wann?“

„Erst ein paar Stunden. Ulrike Meinhardt ist ihr Name, sie ist in der vergangenen Nacht nicht zu Hause erschienen.“

Eric sah auf die Uhr an der Wand im Rücken des Kommissars, was dem Beamten nicht entgangen war. „Ja, es ist zu früh, um von einem Verbrechen auszugehen, aber in Anbetracht der Umstände haben wir keine andere Wahl und müssen vom Schlimmsten ausgehen.“

„Verstehe. Was soll ich tun, wie kann ich helfen?“

Werthofen schien nicht vorzuhaben, länger zu bleiben, ansonsten hätte er sich des Mantels entledigt. „Um ehrlich zu sein, keine Ahnung. Da ich jedoch ein untrügliches Gefühl nicht loswerden kann, nehme ich an, dass Sie helfen können, wie auch immer.“

„Was soll das für eine emotionale Inspiration sein?“

Der Kommissar zuckte mit den Schultern. „Sie würden es als Bauchgefühl bezeichnen. Kommen Sie, Holler, ich will Ihnen nicht ans Bein pissen, so gut kennen Sie mich inzwischen. Ich wiederum weiß, dass Sie einige Geheimnisse verborgen und kann eins und eins zusammenzählen. Sie verfügen über Kontakte und Möglichkeiten, die uns bei der Suche nach den Mädchen unterstützen würden, dessen bin ich mir sicher. Mich interessieren Ihre Kapazitäten nicht, ich möchte nur zugunsten der verschwundenen Frauen von ihnen profitieren. Sie wissen, dass die Chancen, die Vermissten lebend zu finden, mit jeder Stunde sinken. Also lassen wir jedes Spiel-

chen. Sind Sie dabei? Sie haben freie Hand, unterstehen keinem Kommando. Das Einzige, was wirklich zählt, ist eine im Sinne der Mädchen erfolgreiche Zusammenarbeit.“

„Ich bin dabei, trotzdem die Frage: Was springt für mich heraus?“

Kriminalhauptkommissar Werthofen erhob sich. „Darauf unterhalten wir uns, wenn wir sehen, mit wem und mit was wir es zu tun haben. Sie werden nicht leer ausgehen, versprochen. Wann höre ich von Ihnen?“

„Lieber Werthofen! Sie sind geradezu mit der Tür ins Haus gefallen. Ich melde mich, sobald ich kann und es für angebracht halte. Wann bekomme ich Hintergrundinformationen zu den Verschwundenen?“

Der Kripoangehörige zog ein Kuvert aus der Innentasche seines Mantels hervor und legte es auf den Schreibtisch. „Das ist alles, was wir bis jetzt in Erfahrung bringen konnten“, sagte er in einem Ton, der niedergeschlagen klang und verabschiedete sich.

Eric las die Akte durch, notierte sich Daten, die er für wichtig hielt und dachte über alles nach. Zwei junge Frauen waren definitiv und eine wahrscheinlich verschwunden. Die Aussicht, sie alle wohlbehalten zu ihren Familien zurückzubringen, hielt er für gering. Bisher hatte er in seinem Beruf keine Morde, Entführungen und Erpressungen erlebt, damit schien es vorbei zu sein.

Ω

Freitag, der Dreizehnte! Nicht nur abergläubische Menschen standen dem Tag und Datum skeptisch gegenüber. Eric hätte wegen seiner Vergangenheit, den Erfahrungen und den erlebten Ereignissen durchaus ein Skeptiker und Griesgram sein können, doch es war nicht seine Art. Er sah die Dinge so, wie es von ihm erwartet wurde, sowohl von den Lebenden als auch von den Toten. Dachte er an seine ermordete Frau, wäre er in der Lage gewesen, das Leben in sämtlichen Formen zu verfluchen. Kammen ihm seine Eltern in Erinnerung, hätte er fromm wie ein Lamm sein müssen. All die Gedanken besaßen jedoch keinen Einfluss auf seine Eingebungen und Intuitionen. In Hinsicht auf die drei verschwundenen Frauen, die eigentlich noch Teenager waren, hatte er ein äußerst mieses Gefühl. Sie waren innerhalb von zwölf Tagen verschwunden, was ohnehin ein schreckliches Omen war, doch furchtbarer erschien ihm eine andere Überlegung: Die erste Frau verschwand zu Jahresbeginn, die anderen zwei jeweils in der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag in den zwei Wochen danach. Die Abfolge der Vermisstenmeldungen erschien ihm kein Zufall zu sein, viel mehr nahm er an, dass ein Geschöpf des menschlichen Abschaums in der Stadt unterwegs war. Irre gab es überall, nicht nur rund um den Globus, sondern auch dort, wo solche Charaktere keinen Platz hätten finden sollen: Sie standen hinter Rednerpulten, waren in der Politik tätig und breiteten ihre Arme in Sektoren aus, die von einfältigen Leuten als sicher eingestuft wurden. Das hatte nichts mit Horrorvisionen gemeinsam, stattdessen handelte

es sich um Tatsachen, die nur wenige Leute akzeptieren wollten.

Dazu kamen Wahnsinnige, die nichts anderes vorhatten, als aus einem Verbrechen in irgendeiner Weise Profit zu schlagen. Meistens drehte es sich dabei um Delikte persönlicher Natur und fast immer hatten sie einen Zusammenhang: die persönliche Befriedigung. Eine Million Euro konnte den einen Idioten befriedigen, eine nackte Frau den anderen, und manche bekamen erst eine Erektion, wenn sie die Macht über den Tod und das Leben innehatten. War ein derart abartiges Individuum in der Stadt der tausend Feuer unterwegs? Die Wahrscheinlichkeit war immens, daran gab es nichts zu rütteln. Die Indizien und die Zeit sprachen dafür, was wiederum eine Frage in den Raum gestellt hatte: warum? weshalb in Gelsenkirchen? War die Stadt nicht arm und gebeutelt genug? Schalke am letzten Tabellenplatz, an allen Ecken Wichtigtuer, dazu Straßen, die an das Mittelalter zu erinnern wussten, jetzt auch noch ein perverser Sadist, von dem niemand wusste, ob ein Missbrauch und der Tod seine Freude oder Hobbys waren.

Eric konnte die Vorgänge der ersten dreizehn Tage des neuen Jahres in seiner Stadt und seinem Umfeld nicht einfach aus seinem Gehirn schütteln. Er sah die Ereignisse aus einem anderen Blickwinkel, nämlich aus dem, der ihm gelehrt wurde, als er noch für die CIA tätig war: „Nichts und niemand ist sicher, wenn wir nicht für die Sicherheit sorgen“, hatte ihm sein Ausbilder beigebracht. Er hatte die Art der Ausbildung verinnerlicht und, ohne Werthofen und die deutsche Polizei abwerten zu wollen, im Moment sah er die

Institution und manch einen Mitarbeiter für naiv beziehungsweise überfordert an.

Unabhängig davon, es ging nicht um Behörden oder ihn, es ging um drei vermisste Frauen, aus denen keinesfalls vier werden sollten. Der Privatdetektiv war nicht so vernarrt in die Stadt, dass er bereit gewesen wäre, sich zu outen, aber er hatte Freunde und Bekannte gefunden, die es wert waren, sich für die City und ihren Ruf einzusetzen. Es war Freitag, der Dreizehnte, und aus Privatdetektiv Eric Holler wurde in der Nacht zum Vierzehnten der Mann, der seine Frau durch einen Mord bei einem Tankstellenüberfall verloren hatte. Er hatte es nie vorgehabt, doch es war für ihn ein *Muss*, der Mann zu werden, der er früher gewesen und nach dem Verlust von Abby für kurze Zeit wieder geworden war: ein Jäger und Rächer, der keine Gnade kannte. Früher hatte er Menschen mit den Fingern, der Handkante, mit dem Ellenbogen und Waffen aller Art getötet, jetzt war er bereit, mit den gleichen Methoden drei Leben zu retten, wenn sie noch zu retten waren.

Wegzusehen, sich rauszuhalten, nicht hinzuhören und einfach so zu tun, als ob nichts geschehen wäre, hätte viele Vorteile, doch Eric war die unbedeutenden Alternativen leid. Es hatte nichts mit seinem Ego zu tun, sondern lag an dem Verantwortungsbewusstsein, welchem er untergeben war. Nie wieder, nie wieder würde er gehen, nur wegen der Gefahr, sich selbst verletzen zu können. Dabei ging es nicht um die Narben am Körper, sondern um den Blick in den Spiegel. In ihn zu sehen, sich ansehen zu können, es hätte das Leben sein können, mit dem die seelische Freiheit zu vergleichen

war. Fest entschlossen, Kriminalhauptkommissar Manfred Werthofen und die Sondereinheit zu unterstützen, begab er sich in seinem Büro in das Zimmer, in dem er seinen Freund Andy in den Vereinigten Staaten um Unterstützung bitten konnte. Er ließ den Laptop hochfahren, gab einige Informationen ein und bat seinen Kumpel, umgehend tätig zu werden.

Ziemlich unbekannt waren die Kapazitäten der CIA dem deutschen Büroapparat, erst recht den Bürgern. Geriet einmal eine Person in das Visier des Geheimdienstes, fiel der Betroffene in das Raster der NSA und es war vorbei mit dem Datenschutz. Die Folge: eine Überwachung auf Schritt und Tritt. Dazu waren keine Überwachungskameras notwendig. Ausreichend Material bekamen die Institutionen durch die Kontobuchungen, die damit verbundenen Zeitabläufe, die Aufnahmen der Videos in Geschäften aller Art, die Ampeln und die Firmen, wo irgendwelche persönlichen Daten notwendigerweise hinterlegt werden mussten. Die Überwachten liefen angezogen umher und hatten keine Ahnung, wie nackt sie durch die Observationen wurden. Ein falsches Wort in der Google-Suche besaß die Kraft, ein unschuldiges Leben in seiner Existenz zu zerstören.

Für Mitarbeiter wie Eric Holler besaßen die übermittelten Erkenntnisse der in den Büros sitzenden Späher damals wie heute ein Potenzial, welches das eigene Leben, das der Weggefährten und der Gefährdeten retten konnte.

Ω

Der Samstag begann wie die Tage zuvor: Dunkle Wolken zogen unter einem grau bedeckten Himmel dahin und ließen hin und wieder ein paar Regentropfen auf die Erde des Ruhrpotts fallen. Sie hatten nichts mit einem Dauerregen, Nieselregen oder einem Platzregen zu tun, sondern waren für die Natur nichts anderes als der berühmte ‚Tropfen auf den heißen Stein‘.

Es war sieben Uhr morgens und Eric hatte die von Andy zwei Stunden zuvor erhaltenen Informationen über die drei Vermissten und ihre Familien bereits studiert. Wie zu erwarten, besaßen die Daten über die verschwundenen Mädchen einen überschaubaren Umfang. Sie alle waren jung, befanden sich in der Ausbildung oder standen erst am Anfang ihres beruflichen Werdegangs. Es war vorab das Alter der Frauen, das dem Privatdetektiv ins Auge stach. Die Jüngste, Gabriele, zählte neunzehn Lenze, die Mittlere, Melanie, zwanzig und die Älteste, Ulrike, einundzwanzig. Er fragte sich, ob es ein Zufall sein konnte, dass nacheinander stets eine ein Jahr ältere Frau als vermisst gemeldet wurde. Wenn nicht, mussten die Mädchen in irgendeiner Verbindung stehen oder eine Gemeinsamkeit haben. Alle drei hatten Profile bei *Facebook* und *Instagram*, ebenfalls fanden bescheidene Aktivitäten auf *TikTok* und *YouTube* statt. Warum auch nicht. Die Hälfte der Menschheit war in irgendeinem sozialen Netzwerk unterwegs, und ein bedenklicher Teil davon tat unverhohlen kund, wie tief oder beschränkt der eigene IQ war. Ansonsten sah er keine Auffälligkeiten bei den Mädchen, wobei er wusste, dass ihn Andy irgendwann in den kommenden Stunden mit weiteren Informationen versorgen

würde. Im Moment hielt Eric nur allgemeine Daten in der Hand, auf die sein Freund ohnehin Zugriff hatte. Um an weitere Infos zu kommen, musste Andy Umwege im Netz benutzen. Mit ihnen überschritt er eindeutig alle ihm übertragenen Kompetenzen. Die illegalen Wege hätten seinen Vorgesetzten beim CIA bestimmt nicht gefallen, deswegen war er zu einem vorsichtigen Agieren gezwungen. Aus diesem Grund war der Privatschnüffler zum Warten verdammt. Nicht er riskierte seinen Hals, sondern eben sein ihm ergebener Kumpel Andy. Dessen Hilfsbereitschaft barg nämlich die Gefahr, jederzeit aufliegen zu können und zu einer lebenslänglichen Haftstrafe verurteilt zu werden.

Eric Holler wusste nicht warum, aber ihn ließ das Gefühl nicht los, diesmal in eine Sache verstrickt worden zu sein, die dem Kriminalhauptkommissar und der Sonderkommision über den Kopf wachsen könnte. Zu glatt erschienen ihm die gelesenen Zeilen. Fast so, als ob sie bewusst von einer höheren Institution verfasst worden wären und nichts mit dem Leben der Mädchen und ihren Familien zu tun hätten. Wegen seiner Vergangenheit beim CIA kamen ihm Worte in den Sinn, die nur von Geheimdiensten verwendet wurden. Sie lauteten ‚Schläfer‘, ‚Überläufer‘ und ‚Spione‘. Doch was hatten drei junge und vermisste Frauen mit den Ausdrücken zu tun?

Um Punkt acht Uhr saß Manfred Werthofen in einem Besprechungsraum des Polizeipräsidiums. Anwesend waren außerdem die Kollegen, die der Sonderkommission zugeteilt worden waren. Neben seinem Partner Paul Wranicki befanden sich vier weitere Männer im Raum, die ihren Dienst normalerweise in Bochum und Essen versahen. Die Einsatzstellen der Nachbarstädte hatten je zwei Leute abgestellt, mehr gaben der Etat und die Personallage nicht her.

Manfred, der zum Leiter der Soko ernannt worden war, sah missmutig in die Runde. Die Suche nach den Mädchen lief auf Hochtouren, bisher ohne den geringsten Erfolg. Inzwischen stand fest, dass auch Ulrike zu den Vermissten gehörte. Seit annähernd sechsunddreißig Stunden hatte sie niemand gesehen und kein Lebenszeichen von ihr bekommen. Das Schlimmste an den Gegebenheiten war, dass kein Beteiligter wusste, wann und wo genau die Frauen verschwunden waren. Somit war eine Aktion gestartet worden, die mit der Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen große Ähnlichkeit besaß.

Ulrike, die als Verkäuferin in einem Discounter arbeitete, war nach Dienstschluss ausgegangen. Sie hatte es ihren Eltern gesagt, nicht jedoch erwähnt, wohin sie gehen und mit wem sie sich treffen wollte. Bisherige Nachforschungen ließen die Vermutung zu, dass die junge Frau einer privaten Verabredung gefolgt war. Jedenfalls wurde sie, den vorläufigen Erkenntnissen nach, in keinem Gelsenkirchener Lokal oder einem in der näheren Umgebung gesichtet.

Melanie hatte den Silvesterabend mit Freunden gefeiert und die Nacht bei einer Freundin verbracht. Laut ihrer Aussage war sie gegen elf Uhr vormittags zu ihren Eltern aufgebrochen, wo sie am Neujahrstag nicht begrüßt und in den Arm genommen werden konnte.

Der angehenden Frisörin Gabriele erging es anders und doch ähnlich: Sie hatte ohne negative Anzeichen den Arbeitsplatz nach Feierabend verlassen und wollte wie immer mit der Straßenbahn nach Hause fahren. Seitdem fehlte jede Spur von ihr.

Werthofen hatte keine andere Wahl. Er beorderte die Bochumer zu den Eltern der Neunzehnjährigen und die Essener zu den der Zwanzigjährigen. Er und Paul Wranicki wollten zu den Meinhardts fahren. Ihm war klar, dass ihr aller Erscheinen unter keinem guten Stern stand. Keinem der Elternpaare konnten neue Erkenntnisse oder frohe Botschaften übermittelt werden. Vielleicht würden die Familien deswegen das Auftauchen der Kripobeamten für eine Geste der Hilflosigkeit des Polizeiapparats halten. Schlimmstenfalls drohten zahlreiche Vorwürfe von Unfähigkeit, aber einen Trost hatten Manfred und seine Kollegen für die Eltern parat: Das Fehlen von Spuren und der Mangel an Hinweisen aus der Bevölkerung waren zugleich ein berechtigter Hoffnungsschimmer. Bis jetzt gab es nicht einen Leichenfund. Außerdem hatte kein Elternteil erpresserische Schreiben oder der Anrufe erhalten, durch die Entführungen zugegeben worden wären. Die spärlichen Informationen von Bürgern, die im Präsidium eingegangen waren, hatten sich als Schwachsinn und Unfug erwiesen.

Die Polizei und Rettungsdienste zum Narren halten, sie zu verspotten, unflätig zu beschimpfen und anzugreifen, war in manchen Gesellschaftsschichten inzwischen ein Volks-sport geworden. Was blieb, war der fromme Wunsch, dass die missratenen Elemente in der Zivilgesellschaft eines Ta-ges selbst dringendst Hilfe nötig hätten. Was dann? Sie in einem loderndem Haus verbrennen oder ersticken lassen, statt die Feuerwehrleiter auszufahren? Bei einem Herzinfarkt oder schweren Unfall liegen lassen und auf lebensret-tende Maßnahmen verzichten? Bei der Bedrohung mit Mes-ser oder Pistole den Angreifer gewähren lassen, um sich so des Polizeihassers zu entledigen? Ehrlich, manchmal war es für die Einsatzkräfte und vernünftige Menschen äußerst bit-ter, sich dieser Alternativen nicht bedienen zu dürfen.

Ausdrücklich hatte Manfred Werthofen seine Kollegen an-gewiesen, die Eltern der Mädchen ab einem gewissen Zeit-punkt nicht mehr mit Samthandschuhen anzufassen. Seine Absicht entsprach der Situation. Er hatte es noch nie erlebt, dass binnen vierzehn Tagen drei Frauen spurlos verschwun-den waren und innerhalb dieses Zeitraums so gut wie keine Ermittlungserfolge vorlagen. Somit war der Punkt erreicht, an dem die Angehörigen der Verschwundenen ins Visier der Ermittler gerieten. Dafür sprach sich auch die Statistik sol-cher Verbrechen aus. Die häufigsten Delikte in Bezug auf Kinder, es mussten nicht immer Kapitalverbrechen sein, fan-den innerhalb einer Familie statt. Der Kriminalhauptkom-missar ging nicht davon aus, dass es sich so verhielt, aber die kaum vorhandenen und schon gar nicht zufriedenstellenden Ermittlungsergebnisse ließen den Verdacht aufkommen.

Beim Verlassen ihres Sheriffbüros im Gebäude „zwei“ des Polizeipräsidiums Buer stießen Werthofen und Wranicki auf einen Mann, der mit dem Kriminalhauptkommissar reden wollte. Seinen Ausführungen nach duldet das Gespräch keinen Aufschub. Nachdem er trotzdem auf später vertröstet worden war, zog er einen Dienstausweis hervor und hielt ihn Werthofen unter die Nase. „Wir unterhalten uns jetzt und zwar unter vier Augen“, gab der Mann zu verstehen, so dass jeder Widerspruch zwecklos war und er Paul Wranicki als inkompetent disqualifizierte.

Manfred Werthofen stand erneut ohne Alternativen da. Er beorderte Paul zu der Familie Meinhardt. „Fahren Sie allein, gehen Sie wie besprochen vor. Sie kriegen das auch ohne mich hin“, betonte er die letzten Worte, um seinen Partner nach der Erniedrigung durch den Fremden moralisch aufzubauen. Schließlich wandte sich der Kripoangehörige an den vom ersten Augenblick unsympathisch wirkenden Kerl. „Folgen Sie mir!“, führte dieser ihn in sein Büro, welches eine Etage höher lag. Dort angekommen, die hinter und vor dem Schreibtisch sitzenden Angehörigen des Bundeskriminalamtes strafend ansehend, fragte er: „Was wollen Sie?“ „Erzählen Sie mir bloß nicht, dass Ihr Verein die Ermittlungen in den Vermisstenfällen übernehmen will“, warf er dem übergeordneten Kollegen eine Warnung ins Gesicht.

„Pusten Sie sich nicht so auf! Wenn es so wäre, hätten Sie keine Handhabe, etwas dagegen zu unternehmen, das wissen Sie. Ich bin auch nicht hier, um Ihnen die Fälle zu entreißen“, erwiderte der Mann vom BKA. „Warum dann?“

„Sie ermitteln weiter und halten meinen Verein, so wie Sie uns nennen, auf dem Laufenden. Ich bin Ihr Ansprechpartner beim BKA, nur ich, sonst niemand. Ab sofort erwarte ich einen täglichen Bericht, der von mir aus auch von Ihrem Lakaien übermittelt werden darf“, sagte der Beamte und reichte Werthofen eine Visitenkarte. Der Kriminalhauptkommissar betrachtete den erhaltenen rechteckigen Gegenstand. Die Vorderseite der Karte bestand aus dem Emblem des BKA, auf der Rückseite waren die Kontaktdaten der Behörde und des Anwesenden angegeben. „Schwärzen Sie die Nummern des BKA, damit die Tagesberichte direkt an mich gehen und nicht in der Zentrale landen“, wies er Werthofen an. „Wieso? Was wäre schlimm daran, wenn die Informationen bei Ihrer Behörde landen würden?“

„Erstens bin ich nicht in Wiesbaden, wie Sie sehen, und zweitens werde ich in den nächsten Tagen oder Wochen auch nicht dort zugegen sein. Ich brauche die Berichte jedoch täglich.“

Werthofen sah noch einmal auf die edle Visitenkarte und sprach den Mitarbeiter des Bundeskriminalamts erstmals mit Namen an: „Herr Schwarz, was soll das? Nicht, dass ich gegen eine Zusammenarbeit bin, aber zu einer solchen gehört ein Maß an Vertrauen oder zumindest Auskünfte, die ein Miteinander sinnvoll erscheinen lassen.“ Manfred erkannte, dass ihn sein Gegenüber unterbrechen wollte, hob die Hand und ließ es damit nicht zu. „Mir sind Ihre Vorschriften egal, ich habe das Recht zu erfahren, warum Sie hier sind und weshalb wir unterstützend tätig sein sollen. Meine Soko will die Mädchen finden, und zwar lebend, was

möchten Sie erreichen? Ich kann auch anders fragen: Welche Absichten verfolgt das Bundeskriminalamt? Um was geht es hier?“, erkundigte er sich mit scharfen Ton.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, zumindest zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht.“

„War das alles, was Sie mir zu sagen hatten?“

Hubert Schwarz schüttelte unmerklich den Kopf. „Selbstverständlich nicht. Sie erhalten Anordnungen, die Sie während der Suche nach den Frauen und bei den Ermittlungen vollumfänglich befolgen müssen.“ Der Mann vom Bundeskriminalamt begann eine Order nach der anderen wie ein Automat herunterzurattern. Am Ende seiner Ausführungen sah er in ein Gesicht, welches Unverständnis und Ablehnung auszudrücken verstand. Zum ersten Mal gab er sich deswegen Mühe, zugänglicher zu erscheinen. „Sorry, aber auch ich habe meine Anweisungen. Sollten Sie nicht mitspielen, werden Sie von dem Fall abgezogen. Wenn es Ihnen in den kommenden Tagen in den Sinn kommt, falsch zu spielen, wird es Sie den Job und die Pension kosten. Es tut mir leid, so ist es nun einmal.“

Ein paar Minuten später war Werthofen allein. Wie versteinert saß er da und dachte über alles nach, was er vernommen hatte. Er war sich beim Zuhören wie ein Rekrut vorgekommen, dem hirnlose Befehle erteilt wurden. Es war ganz nach dem Motto abgelaufen, ‚hebe da einen Schützengraben aus, auch wenn der Krieg ganz woanders stattfindet‘. Im Grunde hatte ihn der BKA-Mann mit den erwähnten Anweisungen in fast allen Bereichen der Ermittlungen ‚Schachmatt‘ gesetzt und ihn zu einem Informationshandlanger degradiert.

Unterdessen hatte sich Eric Holler ins ‚Hexenhäuschen‘ begeben, um dort zu frühstücken. Dass er sich diesen Luxus fast täglich in verschiedenen Lokalen gönnte, lag nicht an einer Faulheit oder Bequemlichkeit seinerseits, sondern an dem Drang, andere Menschen zu sehen und selbst gesehen zu werden. Er hatte Spaß daran, die Leute und ihre Launen am Vormittag aus den Augenwinkeln zu beobachten, während er meistens dabei war, eine Tageszeitung zu überfliegen. Er fand es interessant und lustig, wie sich die Leute gaben und bemüht darum waren, stets freundlich zu bleiben. Tatsächlich hätte manch eine Person am liebsten die Manieren zur Seite gelegt, doch Buer war zu klein, um sich einen solchen Ausrutscher leisten zu können. Das war nur möglich, wenn es einem egal war, was die fehlerlosen Mitbürger über einen dachten und welche Meinung sie wie ein billiges Boulevardblatt unbedingt verbreiten mussten. Beide Punkte ließen Eric kalt, denn er wusste zu gut, dass Menschen, die sich als fehlerlos ansahen, den meisten Dreck am Stecken hatten. Unabhängig davon, gleichgültig war es, wie sich jeder benahm: Hinter fast jedem Gesicht konnte sich ein irrer Entführer oder wahnsinniger Mörder verstecken. Die Fassaden der Leute waren das Eine, ihre eventuell perversen oder habgierigen Gedanken das Andere. Es ging auf Mittag zu als in Erics Gesäßtasche das Handy zu vibrieren begann. Er nahm das Gespräch an und versprach Kriminalhauptkommissar Werthofen, der ihn unbedingt treffen wollte, in der ‚Hexe‘ zu warten. Bereits zehn Minuten später saß der Beamte ihm außer Atem gegenüber.

„Kompliment! Ihr Bedürfnis, mich zu sehen, scheint Ihnen Flügel verliehen zu haben. Was haben Sie denn so Dringendes auf dem Herzen?“, fragte Eric, nachdem es ihm unmöglich geworden war, auf den ersten Satz zu verzichten.

„Sie werden nie dahinterkommen, wer mir heute in den Arsch getreten hat“, erwiderte Werthofen, ohne auf die Geschwindigkeit seines Erscheinens einzugehen.

„Inwiefern?“

„In Bezug auf die Sonderkommission und die drei verschwundenen Frauen.“

„Der Verfassungsschutz wird es nicht gewesen sein, kommt also nur noch das Bundeskriminalamt in Frage“, resümierte der Privatdetektiv.

Der Kommissar winkte angefressen ab. „Okay, es war das BKA.“

„Sind Sie die Vermisstenfälle los?“

„Nein, aber mehr oder weniger handlungsunfähig. Auf Einzelheiten darf ich nicht eingehen, und bei meinem Boss brauche ich deswegen gar nicht erst vorzusprechen.“

„Was wollen Sie dann von mir?“

Werthofen setzte einen unschuldigen Blick auf. „Es tut mir leid, aber ich bin angewiesen worden, auf Ihre Mitarbeit zu verzichten. Anders gesagt, ich muss Ihnen jegliche Nachforschungen zu den verschwundenen Frauen verbieten. Zudem darf ich Ihnen keine Details mehr mitteilen.“

„Da scheint sich beim BKA jemand einen Namen machen zu wollen und besonders wichtig zu nehmen. Wer?“

Die Antwort des Kommissars kam ohne zu zögern, was ein Hinweis darauf war, dass ihn die Information in keinen

Zwiespalt und Gewissenkonflikt gestürzt hatte. „Ein gewisser Hubert Schwarz. Ein unsympathischer Zeitgenosse, wenn Sie mich fragen.“

„Ich frage Sie aber nichts zu der Person, komme vielleicht später oder in den nächsten Tagen auf sie zurück. Welche Anweisungen behindern sonst noch Ihre Ermittlungen?“

„Alle, die ich bekommen habe“, wich Werthofen der Frage aus. „Ich sagte doch, mehr oder weniger bin ich handlungsunfähig.“

„Sie wollten mich treffen. Warum? Um meinen Fragen auszuweichen?“

„Ich soll die Sonderkommision auflösen, was mich nur in Bezug auf die vermissten Frauen ärgert. Die Kerle aus Essen und Bochum sind bestimmt fähig, sympathisieren jedoch mit Rot-Weiß und dem VFL. Über kurz oder lang ist damit Ärger vorprogrammiert. Außerdem scheinen sie die Soko als eine Institution anzusehen, in der selbstständiges Denken und Handeln unerwünscht ist. ‚Marionettenhafte Unterordnung‘ nenne ich so etwas.“

„Was außerdem?“

„Nur Wranicki und ich sollen ermitteln, täglich einen Bericht schreiben und, was mich fassungslos macht, wir sollen die Eltern der Vermissten in Ruhe lassen. Was halten Sie davon?“

Holler verzog die Lippen und bestellte für sich und Werthofen ein Weißbier und ein Pils, schließlich war es bereits nach Mittag, außerdem zeigte der Kalender einen Samstag an. „Es ist kein typischen Vorgehen einer übergeordneten Behörde, außer es werden zwei bis drei verschiedene Per-

spektiven in Betracht gezogen. In allen Sichtweisen verfügt das Bundeskriminalamt über Informationen, an die Sie nie herankommen.“

„Erläutern Sie es mir bitte ausführlicher“, bat Werthofen um Aufklärung. Er hatte nach dem Gespräch mit Hubert Schwarz zwar einige Gedankenspiele in Hinsicht auf das BKA vollzogen, wollte sich nun bestätigt sehen oder hören, dass ihm ein gedanklicher Fehlpass unterlaufen war.

Der Privatdetektiv bedankte sich bei der Bedienung für den Service, prostete dem Kommissar zu und dachte kurz nach, bevor er zu sprechen begann. „Ich an Ihrer Stelle würde zu meinem Boss gehen und ihn bitten, den Fall abgeben zu dürfen“, sagte er und sah in ein erstauntes Gesicht. „Herr Kriminalhauptkommissar, geben Sie sich nicht dümmer als Sie sind, und unterlassen Sie es, meine Intelligenz zu untergraben.“ „Sie haben bestimmt selbst schon Überlegungen angestellt und möchten nur erfahren, ob Sie richtig oder falsch liegen“, ergänzte er seine Aussage mit zwei Sätzen, die besagten, dass er den Beamten durchschaut hatte.

Drei Frauen zwischen neunzehn und einundzwanzig Jahren wurden vermisst, doch die von Holler angestellten Vermutungen führten dazu, dass der Samstagnachmittag schnell verging. Er wurde von den zwei unterschiedlichen Ermittlern in anderen Lokalen fortgesetzt, so dass beide sehr spät und betrunken zu Hause angekommen waren. Eric Holler und Manfred Werthofen gaben während dieser Lebensphase sogar das sie auf, allerdings war das ‚du‘ nur dem Alkoholkonsum geschuldet und blieb deshalb bis auf weiteres eine vorübergehende Begleiterscheinung.

Holler warf sich angezogen auf das Bett und eigentlich hätte er wegen des Saufgelages in Tiefschlaf fallen müssen. Seine Vergangenheit und insbesondere die Ausbildungen beim Militär und der CIA beförderten ihn jedoch in einen Dämmerzustand, der mit einem Albtraum verbunden war. Seine Träume drehten sich immer um die Zeit, die hinter ihm lag und seiner Seele keine Ruhe gab. Nur gelegentlich holten ihn die Tage ein, die er beim Militär erlebt hatte. Häufiger begab er sich im Schlaf in Aktionen, die ihm als Agent des CIA beinahe das Leben gekostet hätten. Die meisten der malträtierenden Albträume durchlebte er allerdings wegen seiner ermordeten Frau. Bald würde sich ihr Todestag zum fünften Mal jähren. Nicht deshalb quälte ihn seine Frau Abby in dieser Nacht. Sie war wegen der drei verschwundenen Mädchen und der mysteriösen Vorgehen des BKA aus ihrem Grab in Erics Kopf gewandert.

Boise, Idaho, USA, 18. Mai 2018

Die Todesnachricht von seiner Frau hatte Eric erstarren lassen. Am Vortag war ihm die Botschaft von zwei Männern des FBI überbracht worden. Abby war eines von sieben Opfern, die bei einem Tankstellenüberfall zu beklagen waren. Nachdem die Angehörigen des *Federal Bureau of Investigation* ihn allein gelassen hatten, war er zu nichts fähig. Er konnte weder seine Eltern noch die seiner Frau darüber informieren, welcher Schicksalsschlag sie alle ereilt hatte. An Schlaf war in der vergangenen Nacht nicht zu denken und die Morgenstunden erlebte Eric wie in Trance. Abgesehen von ihm

war das Haus leer, selbst das Gebäude schien aufgrund des Verlustes der Hausherrin auf merkwürdige Weise gestorben zu sein. Erst gegen Mittag konnte sich Eric der Realität stellen und der Lethargie entfliehen. Seine Angehörigen musste er nicht mehr verständigen, sicher war ihnen die Hiobsbotschaft inzwischen durch die Behörden mitgeteilt worden. Der Einzige, der womöglich noch nicht vom Ableben Abbys gehört hatte, war das schwarze Schaf der Familie, nämlich ihr Bruder Jim. Er und seine ermordete Schwester gehörten den mittlerweile nur noch wenigen Leuten an, die ihn nicht aus ihrem Leben verbannt hatten. Eric wäre dazu imstande gewesen, aber seiner Gattin zuliebe unterließ er es. In der Folge erhielt Jim von ihm und Abby wiederholt eine zweite Chance, denn der Bruder war ein Meister darin, Mist zu bauen oder ins Fettnäpfchen zu treten.

Eric gingen die wildesten Gedanken durch den Kopf, als er sich auf den Weg zu Jim gemacht hatte. Das ausgestoßene Familienmitglied wohnte nur ein paar Straßenzüge entfernt, was ihm von Abby ermöglicht worden war. Eigentlich wäre Jim längst irgendwo in den Staaten auf der Straße zu Hause gewesen, wenn ihn seine Schwester nicht wie ein eigenes Kind behandelt hätte. Seit Jahren unterstützte sie ihn finanziell, half ihm, wo es ging aus der Klemme und zog ihn mit, wenn Eric wieder einmal an einen neuen Standort versetzt wurde. Fünfzehn Minuten später stand Holler vor der Tür von Jim, aber sein Klopfen hatte ihm die Tür nicht geöffnet. Sein Schwager war nicht da, wo dann? Jim war, wie so oft, arbeitslos.

Sein letzter Arbeitgeber gab ihm nach zwei dummen Eskapaden trotz Abbys intensiver Vermittlungsbemühungen den Laufpass. Danach war es das erste Mal geschehen, dass die Schwester ihren Bruder als einen hoffnungslosen Fall bezeichnet hatte. Natürlich war ihre Aussage auf die erlittene Enttäuschung zurückzuführen, doch das Verhältnis der Geschwister erhielt einen Riss, nicht wegen ihrer Worte, sondern durch Jim. Es kam einem vor, als ob der Bruder aufgegeben und eingesehen hatte, unfähig zu sein, ein normales Leben zu führen. Schließlich fing er an, sich abzukapseln.

Wo konnte Jim stecken? Auch in den darauffolgenden Tagen fand Eric kein Lebenszeichen, der zu ihm geführt hätte. Insbesondere der Tod seiner Frau aber auch ihr Bruder waren maßgeblich dafür verantwortlich, dass Eric acht Monate später mit seinen deutschstämmigen Eltern in die Bundesrepublik zog. Während es für sie eine Rückkehr in die Heimat war, bedeutete es für ihn, einen Neuanfang zu wagen.

Die Träume waren Wiederholungen und fingen oft dort an, wo er wach geworden war. Sie liefen in seinem Kopf genauso ab, als ob er in einer Zeitschleife gefangen wäre. Am Morgen danach war sich Eric sicher, dass sein Albtraum, in dem er Jim am Ende tot aufgefunden hatte, was nicht der Realität entsprach, mit seiner Tätigkeit beim CIA in Verbindung stand. Egal, ob CIA und FBI, das BKA und der BND, die Institutionen waren angeblich im Namen des Gesetzes unterwegs, nur kämpften sie dabei ebenso um die Erhaltung und Ausweitung ihrer Machtbefugnisse.

Stürmischer Wind und Regen hatten Gelsenkirchen in den vergangenen Tagen fest im Griff gehabt. Artikel wie Haarspray und Regenschirme hatten gegen die kräftigen Böen nicht den Hauch einer Chance. Mit einem Schirm in der Hand bestand sogar die Gefahr, den Boden unter den Füßen zu verlieren und abzuheben. So ähnlich fühlte sich Erics Kater vom Weißbier an. Irgendwie war er fit, andererseits eben nicht. Der Grund für den reichlichen Alkoholgenuss mit Werthofen hatte sich durch eine Analyse des Privatdetektivs zum aktuellen Fall des Kriminalhauptkommissars ergeben. Es wäre zu keinem Umtrunk gekommen, wenn der Beamte dem Privatschnüffler nicht zugesimmt hätte.

Hollers Ansicht nach gab es drei Möglichkeiten, weshalb das Bundeskriminalamt aktiv geworden war. Sie bestanden aus variablen Details, über die auch Eric nur spekulieren konnte, trafen jedoch seiner Meinung nach entweder wie erwähnt oder ähnlich zu. Die erste Überlegung war die einfachste und somit auch unspektakulär: Das BKA hatte selbst ein Auge auf die Familien der vermissten Frauen geworfen und wollte mit dem Einschreiten verhindern, dass eigene Ermittlungen gefährdet würden. In welcher Art sich die Eltern der Mädchen eventuell straffällig verhalten und das Bundeskriminalamt auf den Plan gerufen hatten, darüber nachzudenken, wäre ein Lotteriespiel geworden. Ein anderer Denkprozess ergab bei näherer Betrachtung mehr Sinn: Vielleicht waren die Familien keine Straftäter, sondern Opfer, und das BKA war schon vor dem Verschwinden der Frauen tätig geworden. Vielleicht waren Mitarbeiter des Bundeskriminal-

amts bei ihren Ermittlungen dermaßen schlampig vorgegangen, dass deshalb die Töchter der Eltern entführt wurden. Aus dieser Sichtweise wäre es allzu verständlich, dass Hubert Schwarz dem Kriminalhauptkommissar die Zügel aus der Hand genommen hatte. Es war nicht auszuschließen, dass es nicht nur um Täter und Opfer ging, womöglich stand der Ruf der Institution auf dem Spiel.

Nachdem der Schnüffler die Theorie erläutert hatte, kamen er und Werthofen auf das Gebaren des Beamten vom BKA zu sprechen. Die Diskussion über das Verhalten von Hubert Schwarz führte sie nach einigen verbal durchgespielten Szenarien zu dem Punkt, der sie später zum Saufen einlud. Der Mann vom Bundeskriminalamt hatte nie den Eindruck erweckt, wegen der Vermissten besorgt zu sein. Holler und Werthofen waren sich nach dem Meinungsaustausch einig: Hubert Schwarz wusste um den Verbleib der Frauen und ihren Gesundheitszustand.

Zu keinem Zeitpunkt hatte er sich wegen ihres Wohlergehens besorgt gezeigt, und das konnte auch die Erklärung dafür sein, warum er die Auflösung der Sonderkommision als notwendig ansah. Die Erkenntnis, die dennoch eine Vermutung blieb, ließen den Privatdetektiv und den Kriminalhauptkommissar fortan das ‚du‘ verwenden. Beide hielten es für wahrscheinlich, dass Melanie, Gabriele und Ulrike weder entführt noch ermordet worden waren, sondern sich in den Händen des BKA befanden.

Die Annahme erhielt durch die kaum vorhandenen Ermittlungsergebnisse zusätzliches Gewicht und brachte Holler auf eine haarsträubende Möglichkeit, die er bis dahin nicht

in Erwägung gezogen hatte. Die Eingebung überfiel ihn trotzdem nicht plötzlich. Sämtliche bis dahin mit Werthofen besprochenen Punkte, die von ihm und Andy erhaltenen Grundinformationen, erinnerten ihn nämlich an eine Praktik, die er von CIA und FBI kannte. Obwohl es in Amerika Leute gab, die es anzweifelten, ab und zu geschah es, dass der Geheimdienst und die Bundespolizei zusammenarbeiteten.

Holler überdachte die Gedanken, die sich nach und nach zu einem Geistesblitz geformt hatten und wurde sogleich von einem unguten Gefühl beschlichen. Irgendetwas passte bei seinen Überlegungen nicht zusammen und deshalb verzichtete er darauf, sie gegenüber Manfred zu erwähnen. Nach all dem hin und her widmeten sich die Beiden dem letzten Punkt, der eventuell der Grund sein konnte, warum das Bundeskriminalamt die Oberhand über den Fall an sich gerissen hatte. Klar, auch das war eine Spekulation, aber konnte es sein, dass die Familien der Vermissten und die Verschwundenen selbst nicht die Leute waren, für die sie gehalten wurden? Handelte es sich bei den Mädchen und ihren Eltern um Spione, Überläufer oder irgendeine terroristische Zelle? Zugegeben, auch darin waren sich Eric und Manfred einig, es klang absurd, aber war es deswegen unmöglich? Standen ohne ihr Wissen hinter manchen Gelsenkirchener Ecken schon Mitarbeiter des BND?

All das ging Eric Holler durch den Kopf, während er zugleich überlegte, ob er unter die Dusche gehen sollte oder ob sich an diesem durchwachsenen Katersonntag sein durchtrainierter Körper mit einer hausmännischen ,Katzenwä-

sche' zufriedengeben würde. Der durchdringende Ton seines Handys, welches er nur für Gespräche mit Andy benutzte, ließ ihn die Körperhygiene für den Moment vergessen. Er begab sich ins Büro im Erdgeschoss und war erstaunt, welche Datenmengen ihm sein Kumpel über die Familien mit den vermissten Mädchen über einen doppelt und dreifach abgesicherten Server zugeschickt hatte. Er nahm den Laptop mit nach oben in die Wohnung, bereitete sich einen Kaffee zu und begann, die Dokumente zu studieren.

Nach zwei Stunden und entsprechender Menge an Kaffee wurde ihm bewusst, dass er noch nicht einmal ein Drittel des Inhalts gelesen hatte. Obwohl es sich so verhielt, war eines ersichtlich geworden: Die Eingebung, die von ihm gegenüber Werthofen unerwähnt geblieben war, hätte er wegen ihrer Richtigkeit aussprechen können. Sie erklärte außerdem, warum es der Kriminalhauptkommissar sofort mit dem Bundes- und nicht dem Landeskriminalamt zu tun bekommen hatte. Dennoch erschloss sich ihm das Vorgehen des BKA nicht, im Gegenteil, er sah es als völlig dilettantisch an. In der Hoffnung, in den Seiten eine Antwort auf die uninspirierte Handlungsweise des Bundeskriminalamts zu finden, las er weiter und bemerkte nicht, wie die Zeit verging. Als er am Ende der Zeilen angekommen war, hatte die Dunkelheit den nassgrauen Tag bereits verschluckt.

Wie für die meisten Arbeitnehmer begann ein Montag auch für Manfred Werthofen mit Anlaufschwierigkeiten. Seiner Meinung nach hätten die Arbeitsstunden zu Wochenbeginn auf den Dienstag verschoben werden sollen, womit er indirekt zugab, aber gläubisch zu sein. Ob sich sein Aberglaube nur auf den Wochenstart bezog oder ein ständiger Lebensbegleiter war, konnte niemand sagen. Der Kriminalhauptkommissar besaß innerhalb der Behörde einen Leumund, der ihm nur zum Teil gerecht wurde. Beruflich eilte ihm ein Ruf voraus, der wenig mit seinen wahren Eigenschaften und Vorgehensweisen zu tun hatte. Er galt als verschwiegen, pedantisch und war für die Mehrheit der Kollegen ein Beamter, der sich strikt an die Dienstvorschriften hielt. Zumindest die Mitarbeiter im Polizeipräsidium waren von den menschlichen Zügen Werthofens angetan, woran seine Frau Heike bestimmt gezweifelt hätte.

Ein Disput mit ihr hatte die dritte Woche des Januar am frühen Morgen eingeläutet. Auslöser dafür war der Vortag gewesen, denn Manfred war an diesem Sonntag wegen der Sauftour mit Eric zu nichts zu gebrauchen. Heike hatte aus Ärger übertrieben und behauptet, in ihrem ohnehin armeseligen Familienleben schon wieder einen Tag mit ihm vergeudet zu haben. Es lag auf der Hand, dass der Hausherr den Vorwurf nicht auf sich sitzen lassen konnte. Nach einer verbalen Revanche, in der er seine Gattin mit einem zeitlich egoistischen Blutsauger verglichen, sie zudem noch lästiger und rachesüchtiger als eine gelbe Zecke dargestellt hatte, war der Tag für Manfred schon gelaufen. Wohlgemerkt, der Zwist

fand um sieben Uhr morgens statt und Heike war ebenfalls nicht auf den Mund gefallen. Die Eigenschaft hatte sie von ihrer Mutter in die Wiege gelegt bekommen, wofür der Kriminalhauptkommissar seine Schwiegermutter nur zu gern lebenslänglich hinter schwedischen Gardinen gesehen hätte.

Dementsprechend missgelaunt und von daher in Begleitung eines bösen Omens kam Werthofen im Präsidium an. Die erste betrübliche Nachricht erfuhr er bereits an der Eingangspforte. Paul Wranicki, sein Partner, hatte sich krankgemeldet. Die nächste und erschütterndste Botschaft des Tages wurde ihm per Telefon serviert, nachdem er sein Büro erreicht hatte: Manfred Werthofen war von seinem Vorgesetzten umgehend zum Rapport zitiert worden. Wesentlich schlechter konnte ein Montag nicht beginnen, so viel stand für ihn jedenfalls fest, doch er wurde im Arbeitsraum seines Chefs eines Besseren belehrt. Sein Boss, der Abteilungsleiter des Kriminalkommissariats 15, Bruno Paschke, hatte ihn eindeutig auflaufen lassen. Er saß nämlich nicht allein im Büro, sondern befand sich in Gesellschaft eines Mannes, den Werthofen inzwischen ziemlich gut kannte. „Was tun Sie hier?“, fauchte er Eric Holler an, in erster Linie wegen des Gefühls, von ihm hintergangen worden zu sein.

„Das wüsste ich auch gerne“, erwiderte der Privatdetektiv und sah den Kommissariats-Leiter an.

Bruno Paschke wartete, bis Werthofen Platz genommen hatte. Er ließ seine Bürogäste zappeln, indem er sich eine Zigarette anzündete, und schwieg nach dem ersten Zug weiterhin. Für einen Moment wirkte er wie ein Befehlshaber, der an diesem arschkalten Montagmorgen keine Lust zum

Reden verspüren würde. Der Eindruck erwies sich kurz danach als falsch. Paschke wandte sich zunächst an Holler: „Es tut mir leid, dass ich Sie von einer Streife holen ließ, aber ich sah es als notwendig an. Immerhin wurden Sie mit meiner Erlaubnis in die Vermisstenfälle involviert.“

„Vergeben und vergessen“, erwiderte Eric. „Warum bin ich hier, oder besser gesagt, weshalb sind wir hier?“ Er sah zu Werthofen.

Die beleidigte Miene des Kriminalhauptkommissars erhielt kurzfristig eine Röte, danach eine Blässe und schließlich fingen seine Gesichtszüge eine Verlegenheit zu demonstrieren an. Peinlich berührt blickte er zu Paschke. „Sie haben Holler von einem Streifenwagen abholen lassen! Musste das wirklich sein?“, stellte er ungläubig fest um anschließend nach dem Grund zu fragen.

Der Leiter des Kommissariats nickte. „Sonst hätte ich darauf verzichtet und Ihren Freund selbstverständlich persönlich abgeholt“, bemerkte er hörbar sarkastisch, aber nicht ohne Charme.

Werthofen registrierte, dass er sich im Ton vergriffen hatte. „Sorry Chef, der Tag hat mies angefangen. Ich schließe mich der Frage Hollers an: Was tun wir hier?“

„Zunächst zuhören, danach meine Fragen beantworten, und erst hinterher dürfen Sie mir welche stellen“, entgegnete Paschke diesmal deutlich ernster. „Wo waren Sie beide gestern?“ „Zu Hause“, antworteten Holler und Werthofen fast synchron. Sowohl der Privatdetektiv als auch der Kommissar hatten begriffen, dass sie sich in einer Lage befanden, die unangenehm werden konnte. Beiden war es nicht ent-

gangen, dass die Stimme des Kommissariats-Leiters bei der Fragestellung plötzlich eklig geworden war.

„Das können Ihre Familienangehörigen natürlich bezeugen, oder?“, erkundigte sich Paschke.

„Meine Frau schon“, erwiderte Werthofen. „Meine häusliche Anwesenheit ging ihr wie üblich gewaltig auf die Nerven“, fügte er hinzu, verschwieg allerdings seinen Zustand, der Heike auf die Palme gebracht hatte.

„Ich lebe allein, bin Single und habe keine Zeugen“, erklärte Eric. „Weswegen bräuchte ich welche?“, fragte er.

„Die angeordnete Auflösung der Sonderkommission kann Werthofen ziemlich missbilligend aufgenommen und frustriert haben“, sagte der Abteilungsleiter, sah dabei den Beamten an und drehte im Anschluss den Kopf zu Holler. „Sie wiederum verlieren durch die Anordnung eine Menge Geld, auch wenn Ihnen nicht der volle Tagessatz bezahlt worden wäre. Hören Sie, Holler, das ist nicht meine Meinung, aber Sie sind intelligent genug, um sich vorzustellen, wie andere es sehen und darüber denken könnten.“

Kriminalhauptkommissar Manfred Werthofen wurde ungeduldig. „Chef, was soll das? Was werfen Sie uns vor?“

„Ich? Ich kenne zumindest Sie zu lange, um Sie irgendeiner Straftat zu verdächtigen“, wandte sich Paschke an seinen untergeordneten Mitarbeiter und sah zu Holler. „Werthofen schätzt Sie, wodurch ich auch Ihnen nichts zur Last legen will. Definitiv werden es jedoch andere Leute tun, deren Bekanntschaft ich nicht machen möchte.“

„Sie reden in Rätseln, was verdammt nochmal ist passiert?“, fragte Werthofen erregt und schien aufgebracht darüber, dass Holler die Situation gelassen nahm.

Für Eric war die Zeit gekommen, nachdenken zu müssen, deswegen zündete er sich, ohne die Erlaubnis einzuholen, eine Zigarette an. Obwohl ihm die von Andy übermittelten Daten über die Familien und deren verschwundene Töchter den Sonntag ein wenig versaut hatten – im Nachhinein war er froh, sie am Vortag gelesen zu haben. Nur deshalb entkam seinen Lippen eine Äußerung, die Werthofen geahnt, aber für absolut unmöglich gehalten hatte. „Hubert Schwarz ist verschwunden oder tot aufgetaucht, richtig?“ Der Kommissariats-Leiter nickte und zwang den Privatdetektiv damit zu einer neuerlichen Frage: „Was nun? Ist er von der Bildfläche verschwunden oder tot?“

„Letzteres hoffe ich nicht, leider ist er unauffindbar. Er ist allen gestrigen Terminen unentschuldigt ferngeblieben, niemand hat von ihm gehört, keiner weiß, wo er sein könnte.“

„Folglich werden Werthofen und ich aufgrund der Sachlage verdächtigt, ihn so oder so entsorgt zu haben, korrekt?“

Bruno Paschke deutete ein entschuldigendes und säuerliches Lächeln an. „Ich hatte schon öfter das leidige Vergnügen, mit dem LKA und BKA zusammenarbeiten zu müssen. Ehrlich, manchmal war es mir unmöglich, die Gedankengänge, Vorgehensweisen und Strategien der Behörden nachzuvollziehen. Auch diesmal will es sich mir nicht erschließen, wieso solchen absurd Verdächtigungen nachgegangen wird. Ich sehe es als eine unnötige Zeitverschwendug an, und natürlich will uns ein eifriger Schreibtischhengst

beim Bundeskriminalamt zeigen, wer das Sagen hat. Ich bin überzeugt, dass Sie in der Sache unschuldig sind und zu Unrecht ins Visier genommen werden. Leider ändern meine Ansichten nichts an den Tatsachen. Sechs Mann vom BKA sind unterwegs, um Sie zu vernehmen. Nicht ausgeschlossen, dass Sie beide festgesetzt werden.“

Werthofen hatte seinem Chef mit offenem Mund zugehört und sagte fassungslos: „Also sind wir hierher beordert worden, um befragt zu werden und natürlich auch, um nicht untertauchen zu können“, resümierte er deprimiert.

„Das glaube ich nicht“, widersprach ihm Eric. „Warum sind wir hier?“, erkundigte er sich bei dem Mann hinter dem Schreibtisch.

Bruno Paschke lächelte, diesmal anerkennend, denn Eric hatte mit seinem Widerspruch die richtige Schlussfolgerung gezogen. „Ich habe mich über Sie nicht schlau gemacht, es nur nach einer Order von ganz oben versucht“, gab er dem Privatdetektiv gegenüber zu und zog zugleich ein Resümee: „Sie sind Amerikaner mit deutschen Wurzeln, seit genau drei Jahren in der Bundesrepublik wohnhaft. Egal, wo ich Auskünfte über Sie einziehen wollte, fast überall bin ich mehr oder weniger gegen Mauern gelaufen. Sie scheinen in den Staaten ein bewegtes Leben geführt zu haben, ein dermaßen umtriebiges, das Ihre Existenz in gewisser Weise in Frage stellt. Das brachte mich zu der Erkenntnis, dass weitere Nachforschungen zu Ihrer Person zwecklos wären. Für mich ein eindeutiger Hinweis darauf, dass Sie beim Militär oder CIA längerfristig tätig waren. Ich tippe auf den ausländischen Geheimdienst, aber eigentlich spielt es keine Rolle,

welche Karriere Sie wo einschlügen. Dass Ihnen eine solche gelungen ist, steht außer Frage. Der Beleg dafür ist die Unzugänglichkeit zu Ihrem Werdegang.“ Während der Leiter des Kommissariats sprach, wurden die Augen Werthofens immer größer. Staunend sah er von seinem Boss zu Eric, um sogleich wieder an den Lippen seines Vorgesetzten zu hängen. „Da bekomme ich doch gestern zur besten Tatortzeit einen Anruf, und raten Sie, wen ich an der Strippe habe.“ Kurz blickte Paschke den Kriminalhauptkommissar an. „Lassen Sie es, niemals würden Sie darauf kommen, wer am anderen Ende der Leitung war“, zeigte er sich sicher und nahm Eric wieder ins Visier. „Es war der amerikanische Botschafter mit Sitz in Berlin. Er hat mir klipp und klar zu verstehen gegeben, dass Eric Holler wie eine Person seines Amtes zu behandeln ist, und zwar mit allem Drum und Dran.“ Paschke drehte den Kopf erneut und blickte in das perplexe Gesicht des Kriminalhauptkommissars. „Es bedeutet, dass Ihr Freund unantastbar bleiben soll und ihm Immunität gewährt werden muss. Einleuchtend wurde mir erklärt, dass die Vorzugsbehandlung des Betroffenen den beteiligten Behörden an einem Sonntag schwer zu vermitteln ist. Deswegen kam ich ins Spiel und hatte die Ehre, mit dem amerikanischen Botschafter kommunizieren zu dürfen. Ich hätte gerne darauf verzichtet, denn das Gespräch war ziemlich einseitig, noch dazu unverblümmt“, erläuterte Paschke und lehnte sich zurück, um beide Männer im Blickfeld zu haben. „Wenn Holler etwas zustoßen sollte, bin ich meinen Job los und gänzlich am Arsch. So sieht es aus, meine Herren.“ Er sah missgelaunt in die Gesichter der Anwesenden.

Der Privatdetektiv beugte sich vor und drückte die Zigarette im Aschenbecher auf dem Schreibtisch aus. Nur deshalb gelang es ihm, sich zu beherrschen. Wäre ihm die Möglichkeit versagt geblieben, sich mit der zu Ende gerauchten Kippe abzulenken, hätte er schallend zu lachen begonnen. Sein Kumpel Andy hatte wieder einmal mitgedacht und auch aus persönlichen Motiven eine Glanztat vollbracht. Er als CIA-Angestellter, nicht enttarnter Maulwurf des Privatdetektivs, konnte es sich nicht leisten, dass Eric mit dem BKA und zum Schluss womöglich mit dem BND in Berührung kam. Für Andy war es ein Klacks, die amerikanische Botschaft und damit die dort anwesenden Kollegen zu konsultieren. Ebenso war es ein Kinderspiel, ihnen Instruktionen zu erteilen, die als Geheimsache zu behandeln waren. Die im Ausland stationierten Agenten besaßen wiederum die Befugnis, dem Botschafter Anweisungen zu erteilen. Bei dem Vorgehen handelte es sich um eine gängige Praxis, die weltweit in sämtlichen Botschaften aller Nationen an der Tagesordnung war.

Werthofen hatte das Gehörte noch nicht verdaut, obwohl er eigentlich nur in seiner Meinung bestätigt worden war, dass der Privatdetektiv so manches Geheimnis mit sich herumtrug. Trotz des Gefühls, neben sich einen völlig Fremden sitzen zu sehen, gelang es ihm, eine Frage zu stellen: „Okay, wie soll es weitergehen, was haben Sie mit uns vor“, betonte er vor allem ein Wort, das *uns*.

Paschke schüttelte den Kopf. „Ich, meine Herren, halte mich da komplett raus. Ich höre, sehe und weiß von nichts. Was Sie machen werden, soll Herr Holler entscheiden.“

Wenn ich Ihnen eine Vorgehensweise empfehle oder gar befehle und es kommt heraus, dass es ein Vorschlag meinerseits war, kann ich ab morgen mit einem leeren Kaffeebecher für immer in der Hochstraße betteln gehen. Egal, wozu Sie sich entscheiden, ich werde Ihre nächsten Schritte nicht behindern. Meine Tatenlosigkeit muss selbstverständlich unter uns bleiben.“ Der Kommissariats-Leiter hielt kurz inne und sagte schließlich eindeutig an den Privatdetektiv gerichtet: „Jetzt können Sie zeigen, was Sie draufhaben. Das will ich nicht missverstanden wissen. Hauen Sie uns aus der Scheiße raus, in die wir ohne eigenes Verschulden geraten sind. Ich will auf dem Laufenden gehalten werden, wie können wir das anstellen?“, fragte Bruno, der überzeugt zu sein schien, welchen Schritt Eric als nächsten tun würde.

Eric hatte sein Vorgehen tatsächlich schon im Kopf, denn die Argumente, die ihn und Werthofen in Bezug auf das Verschwinden von Hubert Schwarz zum Kreis der Verdächtigen zählen ließen, waren trotz ihrer Absurdität nicht von der Hand zu weisen. Verletzter Stolz und Eitelkeiten, insbesondere Geldgier oder Geldverlust hatten sanfteste Menschen schon oft zu mordenden Bestien mutieren lassen. Der Privatdetektiv erhob sich, griff dem mittlerweile moralisch angeschlagenen Werthofen unter die Achsel und zog ihn vom Stuhl hoch. Er versprach dem Kommissariats-Leiter, sich bei ihm regelmäßig zu melden und verließ mit Manfred das Büro, wobei er ihn am Oberarm gepackt hatte und ihn so mit sich zog. Klar war, die Männer des BKA würden in wenigen Stunden eintreffen und dafür mussten Vorkehrungen getroffen werden.

Eric Holler ließ sich von Manfred Werthofen zu seinem Mietobjekt fahren, versprach, alle seine Fragen später zu beantworten, und bat ihn, ihm zu folgen, bevor er in sein Auto gestiegen war. Sie fuhren zunächst die Kurt-Schumacher-Straße in Richtung Gelsenkirchen. Auf Höhe der Schalker Meile wendete der Privatdetektiv und schlug den entgegengesetzten Kurs in Richtung Buer ein. Schließlich bog er nach rechts ab und kam dadurch auf das Schalker Gelände. Hinter dem Service-Center parkte er ein, wartete, bis Manfred es ihm gleichgetan hatte und neben ihm stand. Zusammen begaben sie sich in ‚Charleys Bistro‘. Nachdem Werthofen bei der Sauftour am Samstag ungewöhnlich großzügig gewesen war, ausnahmsweise Eric auf keiner Rechnung sitzen ließ, revanchierte sich der Privatschnüffler und lud den Beamten zum Frühstück ein.

Werthofen verdrehte die Augen. „Wie können Sie jetzt ans Essen denken? Mensch, uns steht der Dreck bis zum Hals und Sie geben sich, als ob wir ein Heimspiel besuchen würden.“

Eric hatte zwei doppelte Portionen Rührei mit Schinken bestellt, dazu zwei Kännchen Kaffee, denn obwohl im Pott und auf Schalke üblich, ausgerechnet im ‚Charleys‘ gab es zumindest für Gäste keine Pötte. „Sie sollten das Frühstück genießen, wer weiß, wann wir in Ruhe die nächste Mahlzeit einnehmen können. Die vor uns liegenden Stunden werden stressig, also verhalten Sie sich professionell und nicht wie eine Zicke“, sagte Eric und blickte kurz aus dem Fenster in seinem Rücken.

Der Kriminalhauptkommissar folgte dem Blick, sah jedoch nur ein paar Buchstaben an einer Wand, die zu dem Satz „Wir leben dich‘ gehörten. „Werden Sie paranoid?“

Der Privatschnüffler lächelte. „Gewiss nicht. Ich wollte nur testen, wie es um Ihren kriminalistischen Instinkt bestellt ist.“

Werthofen zog eine Grimasse. „Ich lache mich gleich tot, und Sie werden es bald sein, wenn Sie mich nicht endlich aufklären. Sie wissen eindeutig mehr als ich, sonst wären Sie bei Paschke keinesfalls so uninspiriert und gefasst geblieben. Also?“

„Uninspiriert! Ich?“

„Normalerweise fragen Sie einem Löcher in den Bauch, diesmal nicht, was einiges erklärt. Es wäre deswegen angebracht, mich über Ihr Wissen aufzuklären. Danach bohre ich Ihnen ein Loch in den Bauch!“

Eric verstand den Kommissar nur zu gut und sah ihm an, dass er besorgt war, obwohl Manfred eigentlich gar nicht wissen konnte, worüber er sich Sorgen machen sollte. Dass er wegen des Verschwindens von Hubert Schwarz zu den Verdächtigen gezählt wurde, war lächerlich und womöglich nur ein Vorwand, um ihn von den Ermittlungen komplett fernzuhalten. Bestimmte Details waren eben nur dem Privatschnüffler mit Hilfe von Andy bekannt geworden. Sicher, drei Frauen und jetzt auch noch ein Mann standen auf einer Vermisstenliste, aber um was ging es wirklich? Der Privatdetektiv besaß Informationen, zu denen nur auserwählte Leute Zugang erhielten. Er hatte die Angaben von Andy gründlich studiert, trotzdem: Es gab Fragezeichen, die ihm

Kopfzerbrechen bereiteten. In diesem Fall traf wieder einmal der Spruch zu, dass Papier geduldig war. „Ich werde Ihnen nicht alle Fragen beantworten können“, sagte er deswegen und wechselte das Thema: „Wir sollten uns lieber Gedanken machen, wie wir vorgehen wollen, anstatt voneinander Antworten zu verlangen.“

Werthofen stellte die Kaffeetasse ab und sah Eric an, der links von ihm saß. „Meine Fresse! Was bitte können wir unternehmen? Ich verstehe sowieso nicht, warum wir Reißaus nehmen. Es wäre nichts dabei, dem BKA-Trupp die Fragen zu beantworten um danach eventuell in die Suche eingebunden zu werden.“

„Sie sind ein Träumer“, erwiderte Eric und ergänzte: „Für mich ist Ihre Haltung nachvollziehbar, denn es verhält sich tatsächlich so, dass ich über Details verfüge, die Ihnen nicht bekannt sind. Vielleicht haben Sie es im Büro Ihres Vorgesetzten überhört, obwohl er es klar und deutlich formuliert hat. Im Prinzip hat Paschke uns gebeten, nahezu freundlich dazu aufgefordert, dass wir untertauchen.“

„Sie meinen, wegen der Aussage, dass Sie zeigen können, was Sie drauf haben?“

Eric schüttelte unmerklich den Kopf. „Auch! Überwiegend jedoch aus einem völlig anderen Grund.“

„Was bitte sollte meinen Chef dazu veranlassen, uns zu raten, sich einer Befragung zu entziehen?“

„Ich nehme an, dass ihn eine Nachricht erreicht hat, durch die er sich dazu gezwungen sah.“

Der Kriminalhauptkommissar wurde erneut ungeduldig.
„Holler, jetzt sprechen Sie doch endlich Klartext!“

„Haben Sie überprüft, wie lange die Eltern der verschwundenen Mädchen in Gelsenkirchen leben?“

„Ich selbst nicht“, antwortete Werthofen. „Ich denke, es wird einer der Männer getan haben, die bei der Sonderkommission waren und selbst wenn nicht, was spielt das für eine Rolle?“

„Wurden irgendwelche Angehörige der Elternpaare ausfindig gemacht?“

„Keine Ahnung! Mensch, die Familien sind erst am Samstag in den Kreis der möglichen Entführer oder Mörder gerückt. Kurz danach kam Schwarz und gab mir sinngemäß zu verstehen, dass ich mich nicht weiter um den Fall zu kümmern brauche und die Sonderkommission aufgelöst werden kann. In welcher Weise ist all das wichtig?“

„Es wäre unwichtig, wenn die Eltern nichts mit dem Verschwinden ihrer Töchter zu tun hätten. Ob es so ist, wissen weder Sie noch ich. Dennoch kann es kein Zufall sein, dass die Familien der Vermissten zum gleichen Zeitpunkt nach Gelsenkirchen gezogen sind, obwohl sie weder in der Stadt noch in näherer Umgebung Verwandte haben.“

„Sie gehen mir auf den Sack“, entgegnete Werthofen und schwieg abrupt, da Ihnen das Frühstück serviert wurde. Als die Bedienung außer Hörweite war, nahm er das Wort wieder auf. „Bis jetzt kommen mir unser Gespräch und die Unterhaltungen mit Dritten in den vergangenen Tagen wie ein Kurs auf der Polizeischule vor: Man hört viel, erfährt und lernt jedoch nichts. Reden Sie doch endlich Tacheles, worauf muss ich mich einstellen? Was zum Teufel spielt sich ab, wo-von ich nichts weiß? Danach könnten Sie sich auch einmal

von Ihrem hohen Ross begeben und mir erzählen, mit wem ich hier auf Schalke an einem Tisch sitze. Genau genommen weiß ich nichts über Sie.“

„Sind Sie eigentlich Schalker?“

„Sie lenken schon wieder vom Thema ab. Ja, ich bin durch und durch Schalker, garantiert länger als Sie. Ich war schon Fan und bin in die Glückauf-Kampfbahn mitgenommen worden, da wussten Sie noch gar nicht, dass der Verein existiert. Ich fordere Sie jetzt zum letzten Mal auf, mich in alles einzuweihen, oder ich stehe auf und fahre zurück ins Präsidium. Ich bin Kriminalhauptkommissar und habe es nicht nötig, mich zu verstecken.“

„Ich denke, so klang es in meinen Ohren, ist Ihr Boss Bruno Paschke anderer Ansicht.“

„Wie lange waren Sie in seinem Büro?“

„Ihre Frage bezieht sich auf die Zeit, bevor Sie das Parkett betraten?“ Eric erntete ein Nicken. „Bestimmt eine Stunde.“

„Jetzt werde ich bestimmt gleich zu hören bekommen, dass Paschke Sie wie einen Verdächtigen hat vorführen lassen.“

„Keineswegs. Ihr Chef hat mich zu meiner Vergangenheit befragen wollen, leider konnte ich ihm nicht die Antworten geben, die er sich erhofft hatte. Umgekehrt ließ er es sich nicht nehmen, mich über eine Konstellation in Kenntnis zu setzen, die äußerst peinlich und zugleich besorgniserregend ist. Zum Punkt: Drei Mädchen sind verschwunden und Ihr Chef denkt in die gleiche Richtung wie ich, wobei er für seine Theorie keinen Anhaltspunkt besitzt, stattdessen entstand sie durch die Umstände und sein daraus resultierendes Bauchgefühl. Ich hingegen verfüge über Details, die nur

einen Schluss zulassen: Unmöglich zu sagen, ob die Mädchen noch am Leben sind, aber Hubert Schwarz ist für ihr Verschwinden verantwortlich.“

Werthofen wäre beinahe die Gabel aus der Hand gefallen. Perplex sah er Holler an und war geneigt, dem Privatdetektiv den ‚Vogel‘ zu zeigen. „Sind Sie irre? Warum sollte Hubert Schwarz die Frauen entführt haben?“

„Ich werde Ihnen alles nach und nach schildern, aber zuerst sollten wir frühstücken und danach ein Elternpaar nach dem anderen aufsuchen. Es könnte sein, dass wir über sie an Schwarz herankommen.“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Beweisen kann ich es noch nicht, doch ich vermute, dass die Eltern von ihm unter Druck gesetzt werden.“

Kriminalhauptkommissar Werthofen schob den fast leeren Teller zur Seite und verzichtete auf eine neuerliche Frage. „Warum es sich so verhalten könnte, wird mir natürlich zur gegebener Zeit erklärt, oder?“

„Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen“, erwiderte der Privatdetektiv schmunzelnd.

Ω

Im Haus der Familie Meinhardt herrschte eine gedrückte Stimmung. Die Laune von Ulrikes Mutter war beim Anblick des Kriminalhauptkommissars und seines Begleiters vollends in den seelischen Sorgenkeller gerutscht. Sichtbar war es durch ihre Tränen geworden, die plötzlich an ihren Wangen herabliefen. Offenbar hatte die Frau befürchtet, von den zwei Männern die allerschlimmste Botschaft über das Wohlergehen ihrer Tochter zu erhalten. Obwohl es nicht dazu gekommen war, konnte sie in den nächsten Minuten ihre Tränen nicht unterdrücken. Wahrscheinlich wegen der Erleichterung und der Hoffnung, ihre Tochter doch noch in naher Zukunft lebend wiederzusehen.

Werthofen hatte bezüglich seines Ranges keine Allüren und überließ Eric Holler die Befragung. Wie gescholtene Kinder saßen Vater und Mutter im Wohnzimmer auf dem Sofa, und es war dem Ehepaar anzusehen, wie gemein das Leben und Schicksal mit ihnen und ihrer Tochter umging. Eric hätte den Leuten zu gern sofort versprochen, ihnen ihre Tochter bald gesund zurückzubringen, doch es wäre ein Ehrenwort gewesen, mit dem er den Teufel selbst zu einem Tanz eingeladen hätte. Mit Versprechungen solcher Art, so merkwürdig es klingen mochte, brachte man mitunter sogar das Schicksal gegen sich auf. Dann schien sich alles und jeder gegen einen zu verschwören, damit der abgegebene Eid nicht in Erfüllung gehen würde. Schon deshalb nahm Eric keine beteuernden Worte in den Mund. Er schwieg zudem, um den Eltern keine falschen Hoffnungen zu machen und um nicht hinterher als ein Lügner dazustehen, der zu einer tragischen Figur geworden war.

Nach zwei unbeantworteten Fragen bekam der Privatdetektiv endlich vom Vater eine Antwort, die ihn Werthofen ansehen ließ. Der Kriminalhauptkommissar zuckte hilflos mit den Schultern und verfluchte innerlich den verschwundenen Hubert Schwarz, der letztlich die Schuld für die gegebene Situation trug. Schließlich war er es gewesen, der ihn angewiesen hatte, die Sonderkommission aufzulösen, wobei sich das als überflüssig erwiesen hatte. Der Mann vom BKA hatte die Kollegen aus Bochum und Essen längst abgeserviert und nach Hause geschickt, wodurch es auch zu keiner Abschlussbesprechung gekommen war. Nachdem Werthofen Eric die Vorgänge erklärt hatte, fügte er an: „Sie müssen mich nicht wie einen Idioten mustern, woher hätte ich wissen können, dass die Meinhardts kein Wort deutsch sprechen“, äußerte er mit Blick zu den Eheleuten.

„In Ihrer Behörde scheint es ein gewaltiges Kommunikationsproblem zu geben“, stellte der Privatschnüffler säuerlich fest, und auch er richtete seine Augen auf die Eltern der verschwundenen Ulrike. Er sprach das Ehepaar in Englisch an, probierte es mit Französisch und danach mit Russisch. Der Vater bestätigte, dass er Russisch verstand, und schlagartig hörte seine Frau zu weinen auf.

Ohne ein Wort zu verstehen verfolgte Manfred Werthofen die Unterhaltung, die von Satz zu Satz intensiver wurde. Die schlechte Laune, die ihn am Morgen ergriffen hatte, sank ins Bodenlose, und er kam sich im selben Moment überflüssig vor. Dass Eric Holler russisch sprach, scheinbar noch mehr Fremdsprachen verstehen und anwenden konnte und er es nicht geahnt oder erkannt hatte, begann ihn furchtbar zu är-

gern. Während der Privatschnüffler ein sehr angeregtes Gespräch mit den Eltern führte, fragte sich Werthofen, mit welchen Überraschungen er in Bezug auf Eric noch zu rechnen hatte. Rund zwanzig Minuten beobachtete er ihn und das Ehepaar und kam sich hin und wieder wie in einem Pantomimenkino vor. Vor allem die Frau schien mehr mit ihren Händen als mit Worten erklären zu wollen, doch plötzlich hielt sie inne und fing erneut zu weinen an.

Holler sagte dem Ton nach irgendwelche tröstenden Sätze, erhob sich und trat zu Werthofen. „Ich übersetze Ihnen die unwichtigen Passagen der Unterhaltung später. Im Augenblick müssen Sie nur eines wissen: Nicht nur die Töchter befinden sich in Gefahr, auch die Eltern sind gefährdet. Wir müssen sie an einen sicheren Ort bringen, zu dem nur wir beide Zugang haben. Es sollte schnell passieren, also wohin mit den Leuten?“

„Das Begräbnisinstitut meiner Schwiegermutter Hedwig fällt mir spontan ein“, sagte Werthofen aus Spaß.

„Genial!“, erwiderte Holler. „Rufen Sie dort an, die sollen einen Leichenwagen herschicken!“

„Sind Sie von allen guten Geistern verlassen? Außerdem haben Sie einen besseren Draht zu meiner Schwiegermutter, also tätigen Sie den Anruf selbst.“

Holler überlegte und entschloss sich, anders vorzugehen. Er bat Werthofen, bei der Familie zu bleiben und fuhr zu dem Beerdigungsunternehmen ‚*Ruhe in Freuden mit Frieden*‘. Das Unternehmen befand sich im Besitz von Hedwig Franzen, der Mutter von Manfreds Frau. Von Rotthausen nach Erle war es ein Stück, eine dementsprechende Zeit musste

Kriminalhauptkommissar Werthofen bei der Familie verbringen, mit der er sich nicht unterhalten konnte. Zwei Stunden später liefen in drei Gelsenkirchener Stadtteilen äußerst seltsame Ereignisse ab. Zunächst in Rotthausen, danach in Scholven und zum Schluss in Resse. Nacheinander fuhren in unscheinbaren Wohnvierteln Leichenwagen vor. Mitarbeiter des Instituts, darunter auch der Sohn des Kommissars, verfrachteten zunächst die Eheleute Meinhardt in Särge und fuhren sie in den Bestattungsbetrieb. Später geschah das gleiche mit den Eltern der beiden Vermissten Melanie und Gabriele. Die Aktionen waren makaber, denn lebend in einem Sarg zu liegen, gehörte zu den unangenehmen Lebenserfahrungen, die eigentlich nur Schauspielern vorbehalten war. Damit waren die Zumutungen an die Eltern der verschwundenen Mädchen jedoch noch nicht abgeschlossen.

Die Schwiegermutter des Hauptkommissars wohnte mit ihrem Mann, Rolf, über dem Betrieb, doch obwohl das Gebäude alles andere als klein war, für sechs lebende Gäste waren die Wohnräume nicht ausgelegt. Notgedrungen wurden die leidenden Eheleute in einem Raum mit Särgen untergebracht, die als Schlafplatz benutzt werden sollten. Es war die Herkunft der Eltern, die sich als Glück im Unglück erwies: Wer schon im Wald, auf dem Boden, in Ruinen, sowie im freien Gelände und im Stehen geschlafen hatte, für den stellte ein weich gepolsterter Sarg fast so etwas wie ein Himmelbett dar.

Ω

Am frühen Abend, noch im Begräbnisinstitut, kam es zwischen Holler und Werthofen zu einer Meinungsverschiedenheit. Der Kriminalhauptkommissar hatte nach den mysteriösen Umsiedlungen der Ehepaare die Nase voll und wollte nach Hause fahren, woraufhin er von Eric nach seinem Geisteszustand gefragt wurde. „Sind Sie noch bei Verstand?“, hatte der Privatdetektiv ihn gefragt und ergänzt: „Wenn Sie bei einer Befragung durch das Bundeskriminalamt zugeben, für das Verschwinden der Familien verantwortlich zu sein, werden Sie automatisch auch für das von Hubert Schwarz verantwortlich gemacht. Dass die Eheleute nicht mehr in ihren Wohnungen sind, wird oder ist schon festgestellt worden. Ich garantiere Ihnen, dass Ihr Boss alle Hände voll zu tun hat, um eine Fahndung nach uns zu verhindern. So leid es mir tut, aber wir müssen zumindest für heute Nacht eine andere Übernachtungsmöglichkeit finden. Von mir aus rufen Sie Ihre Frau an, noch besser wäre es, wenn Ihre Schwiegermutter Ihre Gattin über Ihr Ausbleiben informiert.“

„Sie erwarten doch nicht, dass ich ebenfalls in einem Sarg schlafe, oder?“, bellte Werthofen zurück.

„Wäre eine Erfahrung, die vielleicht ihre heutige negative Lebensphilosophie verändert.“

„Sie können mich mal!“

„Ich verstehe Ihren Zorn, er ändert aber nichts an unserer Lage. Ihr Karren ist auf dem Schalker Gelände gut aufgehoben, meinen stellen wir jetzt in der Stadt ab und gehen essen. Mit einem vollen Bauch lässt es sich besser quatschen und

logischer denken. Kommen Sie!“ Eric ging dem angefressenen Beamten voraus.

„Wie viele Sprachen beherrschen Sie?“, fragte Werthofen mitten unter der Fahrt.

„Sieben. Allerdings lässt mein Chinesisch inzwischen zu wünschen übrig.“

Ungläublich klingend wiederholte der Kriminalhauptkommissar die Zahl. „Wahrscheinlich sind Sie so eine Art ‚Superman‘. Sie können sieben Sprachen, womöglich jede Art von Fahrzeug bewegen und alle bekannten Fluggeräte fliegen. Ich glaube, Sie können tauchen, schaffen die einhundert Meter altersbedingt trotzdem noch unter zwölf Sekunden, haben sämtliche Kampfsportarten drauf und was weiß ich was noch“, haderte er mit der Gegebenheit, so gut wie nichts über Eric zu wissen. Es wäre kein Problem für ihn gewesen, so lange kannten sie sich noch nicht. Aber dass ständig neue Einzelheiten aus Erics Vergangenheit im Profil des Privatdetektivs erschienen, störte den Beamten gewaltig. „Was verheimlichen Sie mir außerdem?“, fragte er deswegen und wunderte sich insgeheim über die Richtung, die der Privatschnüffler eingeschlagen hatte.

Tatsächlich kam Eric auf die Dauer ihrer Bekanntschaft zu sprechen. „Was erwarten Sie von mir? Wie lange kennen wir uns persönlich? Ein halbes Jahr, vielleicht etwas länger. Wie lange braucht es, bis zwei Menschen das meiste voneinander wissen?“

„Ich weiß, worauf Sie hinaus wollen“, entgegnete Manfred brummig. „Jeder hat seine Geheimnisse, aber Sie scheinen

nur aus solchen zu bestehen. Ich will wissen, mit wem ich es zu tun habe, wenigstens in gewissen Punkten.“

„Die wären?“

Werthofen drehte sich auf dem Beifahrersitz Holler zu. „Es geht um Vertrauen. Mann, ich bin Polizist und kein Psycho-
loge. Sie wissen, was ich sagen will, oder?“

Eric war nicht in Richtung Stadt gefahren. „Ich glaube schon“, sagte er, nachdem er den Wagen über ein paar Umwege in die Emil-Zimmermann-Allee gelenkt hatte. „Sie vergessen bei Ihren Überlegungen zweierlei: Sie wissen wenig über mich und umgekehrt trifft es ebenfalls zu. Was weiß ich schon über Sie? So gut wie nichts. Außerdem bin ich keiner Ihrer Kollegen, auf den Sie sich hundertprozentig verlassen müssen und der Ihnen den Rücken decken soll.“

Apropos Rückendeckung: Wie lange sind Sie schon bei der Kripo?“

„Ich bin seit dreißig Jahren mit Leib und Seele ein Bulle und seit zweiundzwanzig bei der Kripo.“

Eric steuerte den Wagen auf einen leeren Parkplatz am Straßenrand, schaltete den Motor ab und sah zu seinem Beifahrer. „Wie oft haben Sie in dieser Zeit die Schusswaffe gezogen?“

„Ein paar Mal, keine Ahnung.“

„Okay, aber wie oft Sie die Schusswaffe benutzen mussten, daran werden Sie sich noch erinnern, also: wie oft?“

„Noch nie“, gab Werthofen zu und die Antwort schien ihm peinlich zu sein.

Holler deutete auf die gegenüberliegende Straßenseite auf ein Lokal mit dem Namen *Danny's Treff*. „Da drin essen wir

etwas und ich kläre Sie über alles auf. Danach besorgen wir uns eine Bleibe für die Nacht.“

„Sie benehmen sich, als ob wir Gangster auf der Flucht wären. Was soll das, Holler?“

„Haben Sie noch ein paar Minuten Geduld, dann weihe ich Sie in mein Wissen ein“, sagte Eric, stieg aus und wartete, bis der Kommissar den Wagen umrundet hatte. Gemeinsam überquerten Sie die Straße und betraten das für Montagabend gut besuchte Lokal. Zwar waren die meisten Tische leer, dafür die Theke rappelvoll. Eric wählte einen Platz, der am weitesten vom Tresen entfernt war und fragte seinen Begleiter: „Waren Sie schon einmal hier?“

Werthofen schüttelte abweisend den Kopf und setzte sich. Nachdenklich sah er den Privatdetektiv an. „Waren Sie tatsächlich beim CIA?“ Eric nickte und wusste, welche Frage als nächste kommen würde. „Haben Sie schon mal Gebrauch von einer Schusswaffe gemacht?“

Genau die Frage hatte der Privatschnüffler erwartet. „Öfter als es mir lieb war“, sagte er ohne Reue.

„Auch schon getötet?“

Eric lächelte kurz. „Es ist eine andere Frage, aber die Antwort bleibt die gleiche.“

„Verstehe.“

„Das bezweifle ich“, entgegnete Holler. „Beim CIA tätig zu sein hat nichts mit den Filmen im Kino oder Fernsehen zu tun. Die Realität ist anders als sie auf Leinwänden oder Mattscheiben dargestellt wird.“ Die Betreiberin des Lokals kam an den Tisch und eilte nach einigen Höflichkeitsfloskeln und Speiseempfehlungen mit der Bestellung davon. Eric sah ihr

nach, dann seinen Tischgenossen an. „Sie sollten eine Sache zur Kenntnis nehmen und begreifen: Selbst, wenn ich wollen würde, dürfte ich Ihnen über meine Tätigkeit beim Geheimdienst wenig sagen.“

„Leuchtet ein. Es geht mir auch nicht um Ihre Zeit beim CIA oder sonst wo. Mir ist der menschliche Bereich wichtig. Schauen Sie, ich habe Sie bereits privat engagiert und nun wegen der vermissten Mädchen als außenstehenden Mitarbeiter vorgeschlagen. Aus dieser Sicht wäre es angebracht, mich zumindest über Details zu unterrichten, die bei einer Zusammenarbeit wichtig sein könnten. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich möchte nicht ständig wie ein unwissender Esel vor Dritten dastehen. Ob Sie es glauben oder nicht, es war schon sehr peinlich, dass mein Boss mehr über Ihre Vergangenheit wusste als ich. Das ist keine Basis für eine berufliche Kooperation und schon gar nicht für eine eventuell beginnende Freundschaft.“

„Sie haben recht, es tut mir leid. Andererseits hatten wir bisher kaum Gelegenheit, um uns privat auszutauschen.“

Werthofen verzog die Lippen. „Stimmt auch wieder, das sollten wir ändern, und bevor wir sentimental werden, was geht hier vor? Was wissen Sie, das ich nicht weiß?“

„Ich habe einen Freund in den Staaten, der nach wie vor für den CIA tätig ist. Ab und zu verschafft er mir Informationen, an die weder ich noch Sie ansonsten herankommen würden.“

Werthofen begriff sofort. „Das heißt, er ist Ihr persönlicher Maulwurf in der Organisation und beschafft Ihnen die Daten illegal.“

„Teils, teils. Er teilt mir ja keine Staatsgeheimnisse mit, die der nationalen Sicherheit unterliegen oder diese gefährden würden. Allerdings dürfte er mir gewisse Dokumente nicht übermitteln und schon gar nicht in Systeme von anderen Behörden eindringen. Leider benötige ich gelegentlich Daten, die das unerlaubte Vorgehen erfordern, was wiederum meinen Kumpel dazu zwingt, in irgendwelchen Geheimarchiven zu operieren.“

„Warum geht er das Risiko ein?“

„Ist eine lange Geschichte. Belassen wir es vorläufig dabei, dass er in meiner Schuld steht und seine Hilfe absolut freiwillig erfolgt. Ich dränge ihn zu nichts, nur das zählt für mich. Anderweitig hätte ich auf seine Hilfsbereitschaft verzichtet.“

Das Pils für Werthofen und das Weißbier für Eric wurden serviert, erst danach äußerte der Beamte eine Vermutung:
„Es scheint sich gewissermaßen so zu verhalten, als ob ich als Kriminalhauptkommissar im Vergleich zu Ihrer Person mit deutlich eingeschränkten Arbeitsmethoden vorliebnehmen muss. Was andererseits zu der Schlussfolgerung führt, dass Sie Information zu den verschwundenen Frauen besitzen.“

„Nicht nur“, antwortete Eric.

„Auch zu den Familien?“

„Zu ihnen, zu Hubert Schwarz und zu Sachlagen, die mir absolut nicht gefallen.“

Werthofen fuhr sich mit dem Handrücken über die Lippen. „Lassen Sie hören, ich bin auf das Schlimmste gefasst.“

Ω

Die Story, die Eric Holler dem Kriminalhauptkommissar zu erzählen hatte, war nicht besonders lang, dafür besaß sie eine Brisanz, die Werthofen minutenlang sprachlos werden ließ. Niemals wäre er in der Lage gewesen, an die Informationen zu gelangen, die dem Privatdetektiv durch die Hilfe seines Freundes in den Staaten zugänglich geworden waren. Neben den gehörten Fakten besaß für ihn auch der Punkt der Informationsbeschaffung einen deprimierenden Beigeschmack. Dass ein CIA-Agent teilweise illegal an mehr Hinweise gelangen konnte als er mit seinem Dienstrang, gehörte nicht unbedingt zu Arbeitsbedingungen, die das Prädikat ‚ausgezeichnet‘ verdient hätten. Im Augenblick waren es jedoch nicht die geringen Ermittlungskapazitäten, die ihn bedrückten, sondern die Sätze, die Eric von sich gegeben hatte. Sie beinhalteten etwas, womit Werthofen noch nie konfrontiert worden war, nicht in der Weise, wie es durch den Privatdetektiv in den Raum gestellt und von ihm für die nächsten Tage prophezeit wurde. Dem Privatdetektiv gelang somit etwas, was Werthofens Gattin in all den Ehejahren nie zustande gebracht hatte. Egal, ob sie von vorübergehender Trennung oder Scheidung sprach, mit keiner Drohung war sie fähig, ihrem Mann Angst oder Demut einzujagen. Hollers Aussagen hingegen zogen den Kriminalhauptkommissar in ein Loch, welches aus einem Unbehagen bestand, das sich kaum in Worte fassen ließ. Es war so: Werthofen hatte vor dem, was kommen sollte, Respekt, sogar Furcht. Er zitterte nicht vor Angst, aber seine Gefühle und Gedanken befassten sich mit seinem Dasein und das in einer solchen Inbrunst, wie noch nie zu-

vor. Sie hatten das Lokal ‚Danny’s Treff‘ verlassen, waren in die Stadt gefahren und bezogen zwei nebeneinander liegende Einzelzimmer im Hotel ‚Maritim‘ am Stadtgarten. Eric wählte die luxuriösere Übernachtung nur aus einem Grund: nämlich aus der Überzeugung, entweder in den nächsten Tagen nicht mehr zum Schlafen zu kommen oder zwangsweise in naher Zukunft einen Dauertiefschlaf antreten zu müssen. Werthofen verzichtete darauf, die Aussage erklärt zu bekommen und versuchte, jede Regung aller seiner Muskeln, unabhängig ihres Standortes, zu vermeiden. Natürlich zweifelte er dies und das an, nur fiel ihm kein Argument für irgendeinen Widerspruch ein. Ohnehin wäre es dämlich gewesen, den Privatschnüffler mit halbgaren Aussagen zu konfrontieren, schließlich verfügte Eric über Details, die er niemals erhalten hätte. Schon gar nicht auf legale Art.

Der Kriminalhauptkommissar und der Privatdetektiv saßen in Hollers Zimmer. Beide konnten nicht schlafen und hatten sich deswegen in dem durchaus gehobenen Hotel eine gewöhnliche Kiste Bier auf das Zimmer bringen lassen. Wein, Sekt oder gar Champagner war beiden zuwider und die Getränke wurden von ihnen nur bei besonderen Anlässen mit scheinheiliger Vorliebe getrunken. Ihre Aussicht auf die nächsten Tage konnte zwar als ein Spektakel mit ungewissem Ausgang gewertet werden, doch um sie angemessen begießen zu können, dafür war die Bar im Zimmer zu klein und zu bieder bestückt. Wer trinkt schon gerne einen Piccolo, einen Magenbitter oder Orangensaft, wenn er davon

ausgehen muss, dass Leute unterwegs sind, die einen im Jenseits sehen wollen.

Es war nachvollziehbar, dass der Gedanke und die Vorstellung Werthofen nicht gefielen. Was ihn zudem beschäftigte, war die Gelassenheit des Privatschnüfflers. Wie er mit der Situation umging, zeigte ihm auf, dass Eric solche bedrohliche Momente schon öfter erlebt hatte. Zwangsläufig stellte er ihm deswegen eine Frage: „Wenn Sie im Recht sind, geht es um unser Leben. Wie können Sie da so ruhig bleiben?“

„Nervosität oder Panik sind das Letzte, was uns weiterhelfen würde. Jedenfalls haben Sie mich ganz schön in die Scheiße geritten.“

„Ich?“

„Wer hat mir angeboten, an dem Fall mitzuarbeiten?“

„Ich konnte doch nicht ahnen, dass es sich so verhält, wie Sie es beschrieben haben. Es zu glauben, fällt mir ohnehin nach wie vor schwer.“

„Glauben Sie es und verhalten Sie sich entsprechend. Beides wird Ihrem Wohlbefinden keinesfalls schaden.“

Werthofen griff in den Bierkasten, reichte eine Flasche Eric und holte eine für sich heraus. „Darf ich dennoch ein paar Fragen zu Ihrer Argumentation stellen?“ „Bitte.“

Der Kriminalhauptkommissar sah Eric zu, wie er die Bierflasche mit einem Feuerzeug öffnete, nahm ihm die offene ab und gab ihm seine verschlossene. „Wieso sollten wir auf der Abschussliste stehen? Es leuchtet mir nicht ein“, gab er zu. „Wir könnten hinter die Wahrheit kommen, das reicht aus, um uns mundtot zu machen. Mir gefällt es genauso wenig, aber jetzt heißt es entweder wir oder sie gehen drauf.“

Werthofen schluckte schwer, nahm einen Schluck und wartete, bis Eric sich die hervorgeholte Zigarette angezündet hatte. „Wen meinen Sie mit ‚sie‘?“

„Genau das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich weiß nicht, ob nur eine oder mehrere Personen hinter der Schweinerei stecken.“

„Wie gehen wir vor oder anders gefragt: Wie sieht Ihr Plan aus?“

Eric blies den Rauch des ersten Zigarettenzugs der Decke entgegen. „Wir müssen Hubert Schwarz und die Mädchen vor den BKA-Leuten finden, dann haben wir eine Chance, dass die Sache ohne Blutvergießen zu Ende geht und wir ungeschoren aus der Nummer rauskommen.“

„Ich hätte nie geglaubt, dass so etwas bei uns in Deutschland möglich ist“, erwiderte Werthofen und runzelte die Stirn.

„So etwas passiert überall, nur bekommt es selten jemand mit. Solche Angelegenheiten werden vertuscht, schließlich sind sie eine Blamage für die Institution, in der die Intrige oder Korruption stattfindet.“

„In diesem Fall werden wir wohl mit mehr konfrontiert als nur Geldgier und Verschwörungen, oder?“ Eric nickte. „Eindeutig.“

„Sorry, aber alles, was Ihrer Meinung oder Ihrem Wissen nach zusammenzuhängen scheint, klingt total verrückt. Ich komme mir wie in einer Hollywoodproduktion vor.“

„Das sind Filme, wir befinden uns in der Realität.“ „Noch dazu in Gelsenkirchen.“

Der Privatdetektiv drückte die Zigarette aus und sah den Kommissar an. „Finden Sie sich damit ab. Ich kann mich noch an ein paar Artikel erinnern, die ich hier nach meinem Zuzug über Schalke las. In ihnen ging es um die damalige Verpflichtung von Raúl. Niemals hätte die Presse es dem Verein zugetraut, einen Weltklassefußballer verpflichten zu können und kein Fan hätte je zu träumen gewagt, dass der Ausnahmefußballer auf Schalke spielen wird. Es ist passiert, der Traum wurde wahr. Warum also sollte sich ausgerechnet in Gelsenkirchen kein realer Hollywood-Albtraum ereignen?“ Werthofen sagte nichts dazu, deswegen fuhr Eric fort und wiederholte ihm gegenüber die Informationen, die er aus den Vereinigten Staaten von Andy erhalten hatte: „Alle drei Elternpaare und ihre in der Folge verschwundenen Töchter kamen am gleichen Tag kurz vor Silvester in Gelsenkirchen an. Sämtliche Details, die über das Verschwinden der Mädchen in der Zeitung standen, sind Fakes. Alle Informationen, die Ihnen gegeben wurden, alles was Ihnen Hubert Schwarz erzählt hat, alles Lügen. Es sind Unwahrheiten, die wahrscheinlich er inszeniert hatte, um freie Hand zu haben. Überlegen Sie mal“, unterbrach er sich und trank einen Schluck. Es kam selten vor, aber ausnahmsweise zündete er sich binnen einer Stunde eine zweite Zigarette an und redete danach weiter: „Die Wohnungen werden laut dem Einwohnermeldeamt seit Jahren von regelmäßig wechselnden deutschen Familien bewohnt, wen haben wir vorgefunden? Leute, die entweder gar kein oder nur sehr schlecht und wenig Deutsch sprechen. Was mich zu der Frage führt, warum Ihre Kollegen aus Bochum und Essen sowie Paul

diese Ungereimtheit nicht erwähnt und angesprochen haben. Haben Sie eine Erklärung dafür?“

Der Kriminalhauptkommissar zuckte mit den Schultern. „Vielleicht haben sie es wahrgenommen, kamen jedoch nicht mehr dazu, es mir zu stecken.“

„Klingt plausibel“, erwiderte Holler unzufrieden. „Jedenfalls, die Sprachkenntnisse belegen, es handelt sich bei den Eltern um ausländische Mitbürger, die allesamt eine falsche Identität bekamen. Wann geschieht so etwas?“, stellte Eric eine Frage und beantwortete sie sogleich selbst: „Wenn jemand ins Zeugenschutzprogramm aufgenommen wird! Die Wohnungen, die im Übrigen der Stadt gehören, werden seit Jahren vom BKA, dem Staats- und Verfassungsschutz genutzt.“

„Das ist nicht Ihr Ernst“, Werthofen sah den Privatschnüffler verblüfft an.

„Doch, mein völliger Ernst und bei näherer Betrachtung erscheint es sogar logisch.“

„Wieso?“

„Wenn Sie so wollen, ist Gelsenkirchen der Mittelpunkt des Potts und das auch ohne Schalke. Sie sind in absehbarer Zeit in jeder umliegenden Großstadt, es ist nicht weit bis zur holländischen Grenze und im Ruhrgebiet sind einige Gangs und Clans beheimatet, die ständig unter Beobachtung der Behörden stehen. In der angeblich hässlichsten Stadt der Bundesrepublik einen oder mehrere Zufluchtsorte für gefährdete Personen einzurichten, ist wirklich alles andere als ein dummer Schachzug. Im Gegenteil, er wendet eine Taktik

an, die wirklich zu bewundern wäre, wenn er auf der richtigen Seite des Gesetzes stünde.“

„Sind wir in einem James-Bond-Film?“

„Ich befürchte, dass es schlimmer kommt“, sagte Eric und ergänzte: „Entweder Hubert Schwarz beschützt die Mädchen oder er hat sie in seiner Gewalt.“

Ungläublich schüttelte der Kripobeamte den Kopf. „Wir sind doch keine Idioten“, stellte er fest ohne überzeugend zu klingen. „Die Kollegen haben die Arbeitgeber der Mädchen befragt und keine Widersprüche zu hören bekommen. Gabriele und Ulrike sind seit ihrem Verschwinden nicht mehr in der Arbeit aufgetaucht. Wie soll hier ein Fake vorliegen? In der Bochumer Uni ist Melanie als Studentin eingetragen, leider sind noch Semesterferien, deswegen kamen wir bei den Ermittlungen etwas ins Straucheln.“

„Wie haben die Arbeitgeber reagiert, nachdem sie über das Verschwinden der Frauen informiert und dazu befragt worden sind?“

„Wie man sich eben in solchen Situationen gibt: erschüttert, teilweise sprachlos, und natürlich wollte es niemand glauben.“

„Ich an Ihrer Stelle als Kriminalhauptkommissar würde es ebenfalls nicht begreifen“, erwiderte Eric leger, um nicht beleidigend zu klingen. „Die ganze Sache stinkt von vorne bis hinten. Nun wird es kompliziert, hören Sie gut zu. Irrgendjemand, der im Zeugenschutzprogramm tätig ist, hat zumindest den Töchtern Identitäten gegeben, die tatsächlich existieren. In den von der Stadt zur Verfügung gestellten und von den staatlichen Institutionen gemieteten Wohnun-

gen leben angeblich die Familien Carlsen, Meinhardt und Münzen. Aktuell wohnen in unserer Stadt in allen Fällen mehrere Familien, die so heißen. Am einfachsten gestaltet es sich bei der Studentin. Die echte Melanie Carlsen befindet sich derzeit in Semesterferien und ist am Neujahrstag nach England verreist. Die Reise ist schon im Oktober gebucht worden. Die wahre Gabriele Münzen, ihrerseits Frisörin, ist in der Woche vor ihrem Verschwinden in einen dreiwöchigen Urlaub gegangen und die Verkäuferin Ulrike Meinhardt ist durch ihren Arbeitgeber an einen Standort in einer anderen Stadt versetzt und zur Filialleiterin befördert worden.“

„Jetzt versteh ich gar nichts mehr“, gab Werthofen kleinlaut zu.

Eric lächelte. „Jetzt wird es einfach“, beruhigte er den Krippoangehörigen. „Die gewählten und vergebenen Familiennamen sollten die im Zeugenschutzprogramm befindlichen Personen entlarven. Dass die Nachnamen der Betroffenen identisch sind, hätte nicht zwangsläufig dazu führen müssen, aber die Vornamen der Mädchen. Wer auch immer sie in ihre Hände bekommen wollte, kam durch den Rufnamen auf ihre Spur.“

„Sie meinen, der oder die Entführer mussten nur, unabhängig der bereits von einem Maulwurf erhaltenen Informationen, die Familien finden, die sich verdächtig verhielten, beziehungsweise bemüht waren, besonders unauffällig zu wirken.“

„Genau.“ Werthofen war zu aufgewühlt, um zu Bett zu gehen und holte erneut eine Flasche Bier aus dem Kasten. Er ließ sie sich von Eric öffnen und nahm diesmal nicht auf der

Bettkante, sondern am Tisch gegenüber von Eric Platz. „Klingt alles sehr verworren“, sagte er nachdenklich und bat Eric um eine Zigarette. Nach einer Schweigeminute des Überlegens und zwei Zügen stellte er eine Frage, die ihm Unbehagen zu bereiten schien. „Wie erklärt sich aus dieser Perspektive das Verhalten der Arbeitgeber?“

„Eigentlich muss es das nicht. Sie wurden darüber informiert, dass die Mädchen vermisst werden, haben entsprechendes Mitgefühl gezeigt und alle Fragen beantwortet. Allerdings bekamen sie von Ihren Kollegen die falschen Fragen gestellt, sonst wäre es durchaus möglich gewesen zu erkennen, dass nach den falschen Frauen und nicht den tatsächlich verschwundenen gesucht wird.“

„Aber die Zeitungsartikel?“

„Sie waren irreführend und ich bin überzeugt, dass dafür Hubert Schwarz verantwortlich ist. Ob er damit die wahren Opfer zu schützen gedachte, Ihre Sonderkommission auf die falsche oder richtige Fährte locken wollte, kann ich noch nicht beurteilen.“

„Sie gehen davon aus, dass er der Maulwurf ist und wenn, was haben die Familien und ihre Töchter damit zu tun?“

„Ob Schwarz Dreck an den Händen hat, lässt sich im Moment nicht sagen, ich neige zu der Annahme, dass er die Mädchen in Sicherheit gebracht hat.“

„Warum dann nicht auch die Eltern?“, fragte Werthofen.
„Vielleicht blieb ihm keine Zeit dafür. Womöglich ist ihm jemand in die Quere gekommen. Das könnten wir gewesen sein, eventuell sogar sein eigener Verein. Wie auch immer,

die Mädchen besaßen in seinen Augen eindeutig absolute Priorität.“

„Wieso wohl?“

Eric verzog die Miene. „Das kann ich Ihnen sagen: Am kommenden Freitag findet in Düsseldorf ein Prozess statt, bei dem die angeblichen Melanie, Gabriele und Ulrike unter anderen Namen als Kronzeugen aussagen sollen.“

„Verdammte Scheiße! Woher wissen Sie davon?“

„Beziehungen, Herr Kriminalhauptkommissar.“

„Geht es dabei um Ihren Freund in den Staaten?“ Eric nickte. „Mehr über ihn werde ich wohl nie erfahren, oder?“

„Nur im Notfall.“

„Was machen wir jetzt?“

„Wir sollten ein paar Stunden schlafen, wer weiß ob wir bis Freitag noch einmal Gelegenheit dazu haben werden.“

Kriminalhauptkommissar Werthofen nahm den Vorschlag an. Zwar hätte er noch etliche Fragen gehabt, doch inzwischen hatte ihn eine Müdigkeit erfasst, die ihn nicht mehr klar denken ließ.

Ω

Unterdessen waren die Mitarbeiter des BKA längst in Gelsenkirchen angekommen und vor den Kopf gestoßen worden. Bruno Paschke, der Vorgesetzte von Werthofen, zeigte sich wenig kooperativ, was den Aufenthaltsort des Kriminalhauptkommissars betraf. In allen anderen Angelegenheiten gab er sich ebenfalls ziemlich wortkarg und unbeteiligt, was den Zorn der Männer entfacht hatte.

Die sechsköpfige Gruppe war ein bunt zusammengewürfelter Haufen von jeweils zwei Mitarbeitern aus Wiesbaden, Berlin und Köln. Darunter, das war offensichtlich, litt die Harmonie des Teams. Ohnehin traten die Männer neunmal klug und arrogant auf und wurden geradezu unausstehlich, nachdem sie erfahren hatten, dass die Eltern der spurlos verschwundenen Mädchen nun, wie ihre Töchter, nicht aufgefunden werden konnten. Es begann ein Kompetenzgerangel, welches mit Schuldzuweisungen unter der Gürtellinie verbunden war. Schließlich fingen die Leute vom BKA untereinander zu streiten an, bis Bruno Paschke mit der Faust auf den länglichen Besprechungstisch schlug und den Anwesenden die Leviten las: „Was sind Sie eigentlich für ein Haufen von Amateuren und selbstgefälligen Arschlöchern? Warum sind Sie eigentlich hier? Nur um mir zu verstehen zu geben, dass ich ein einfacher Abteilungsleiter bin und Sie alle unverdientermaßen über meinem Rang stehen? Wissen Sie was, ich scheiße auf Sie!“ Er erhob sich und begab sich zur Tür. Dort blieb er stehen und wandte sich der sitzenden und ihn ansehenden Männergruppe erneut zu. „Nachdem Ihnen drei vermisste Frauen im Gegensatz zu Ihrem Ego of-

fenbar gleichgültig zu sein scheinen und außerdem einer Ih-
rer Kollegen für Sie scheinbar völlig überraschend die Seiten
gewechselt hat, sind Sie für mich völlig inkompetent. Ich
werde mich, heute ist es leider zu spät, gleich morgen früh
mit Wiesbaden in Verbindung setzen und nachfragen, wes-
halb man mir solche Pfeifen geschickt hat.“ Bevor einer der
Männer protestieren konnte, hatte Paschke den Raum ver-
lassen und die Tür mit Absicht zugeknallt.

Beim Verlassen des Präsidiums lauerte ihm einer der Männer aus Wiesbaden auf und bat ihn um ein Gespräch. Widerwillig gab Paschke nach und begab sich mit ihm in sein Büro. Der BKA-Mitarbeiter nahm eine legere Sitzposition ein und die ersten Worte seiner Sätze klangen entschuldigend. „Hören Sie, ich weiß, das Team hat sich vorher nicht korrekt benommen. In der Konstellation sind wir erstmals zusammen und mindestens einer meiner Kollegen hat einen Grund zur Nervosität.“

„Wer und welchen?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, nicht, da ich es nicht will, sondern aufgrund fehlenden Wissens. Wir, viel mehr meine Vorgesetzten und unsere innere Abteilung, nehmen an, dass eines der Pärchen, entweder die Berliner oder Kölner, ein falsches Spiel treiben und geheime Informationen an Unbefugte weitergeben. Deswegen wurde das Team in bestehender Form zusammengestellt.“

„Also ist einer der Männer bestechlich oder steckt mehr dahinter? Lügen Sie mich bitte nicht an und reden Sie offen. Sie haben mich zur Seite gezogen.“

„Es besteht der Verdacht, dass ein Mann oder ein Team sich der Weitergabe von internen Dokumenten schuldig gemacht haben. Hinzu kommen Gefälligkeiten für kriminelle Organisationen, für die sich einer oder beide bezahlen lassen. In Wiesbaden wird davon ausgegangen, dass die Kölner dafür verantwortlich sind. Vieles spricht dafür, leider fehlt es an Beweisen.“

Paschke biss sich auf die Unterlippe, überlegte kurz und fragte: „Schön und gut, interessanter wäre zu erfahren, welche Show hier abgezogen wird und was es mit Ihrem Kollegen Schwarz auf sich hat.“

„Schwer zu erklären.“

„Versuchen Sie es, und vor allem will ich wissen, was mit ihm geschehen ist und was mit meinem Kriminalhauptkommissar passieren soll. Ich lasse nicht zu, dass für Ihre Probleme und Fehler meiner oder der Kopf einer meiner Männer geopfert wird. Wir sind hier nicht beim Geheimdienst und in Amerika. Bei uns hier wird noch ehrlich betrogen. Wie war doch gleich Ihr Name?“

„Moritz, Moritz Heusgen“, stellte sich der Gefragte amüsiert vor.

„Ich nehme an, ich werde Sie in keinem Telefonbuch finden, richtig?“

„Das stimmt, aber glauben Sie mir, ich heiße wirklich Moritz Heusgen.“

„Okay, Herr Heusgen. Mein Name ist Bruno Paschke, doch das wissen Sie ja bereits. Ich leite das Kriminalkommissariat 15 des Gelsenkirchener Polizeiapparats und lasse mir von keiner Menschenseele gern auf der Nase herumtanzen. Mit

den nächsten Sätzen entscheiden Sie, wie ich mich morgen früh verhalten werde. Legen Sie los!"

Bruno Paschke bekam eine Geschichte zu hören, die plausibel war. Ihr zufolge besaß Hubert Schwarz im Bundeskriminalamt einen tadellosen Ruf, der ihm eines Tages die Führung über das komplette Zeugenschutzprogramm beschert hatte. Alles lief reibungslos, bis plötzlich zwei im Zeugenschutz lebende Personen enttarnt und umgebracht worden waren. Die Ermordeten hätten einige Wochen später in einem brisanten Entführungs- und Mordfall aussagen sollen und es wäre garantiert zu einer Verurteilung des Angeklagten gekommen. Mangels Beweisen wurde der Beschuldigte freigesprochen und seitdem war er von der Bildfläche verschwunden. Damals war das Berliner Team für die Unterbringung der beiden Zeugen zuständig und natürlich hatte der Vorfall für unliebsame Befragungen, Gerüchte und Vorwürfe gesorgt. Die zwei Männer waren sozusagen durch den Fleischwolf gedreht worden, aber ihnen konnte kein Fehlverhalten nachgewiesen werden. Die intensiven Ermittlungen brachten jedoch eine Erkenntnis hervor, die in den Personalakten irgendwann als unwichtig eingestuft worden war und deshalb unberücksichtigt blieb. Bei einem Mitarbeiter des Berliner Teams handelte es sich um einen entfernten Verwandten von einem der Kollegen aus Köln. Ohne dass es die Duos wussten, gerieten sie ins Fadenkreuz von Hubert Schwarz. Er hielt es nämlich nicht für ausgeschlossen, dass sich die Verwandten über die ermordeten Kronzeugen ausgetauscht hatten. Tatsächlich wurden in den Monaten danach Indizien für Unregelmäßigkeiten bei dem Kölner Team

entdeckt, es fehlten jedoch handfeste Beweise. Für den Leiter des Zeugenschutzprogramms war die Zeit somit reif und er sah es als angebracht, einen Köder auszuwerfen. Vor allem musste es einer sein, bei dem davon ausgegangen werden konnte, dass die Kölner von einem Clan, einer Gang oder einem Beschuldigten einen Auftrag erhalten und ihn annehmen würden. Dafür hatte sich Hubert Schwarz ein Drehbuch einfallen lassen, mit dem er bei einer Verfilmung womöglich ein Kandidat für den ‚Oscar‘ geworden wäre. Seine Idee war zugleich eine interne Systemprüfung. Wie gut oder schlecht wurde im Zeugenschutzprogramm gearbeitet, was galt es zu verbessern und abzustellen, diese und noch mehr Fragen kamen auf den Prüfstand.

Es verstand sich von selbst, dass Unzulänglichkeiten, Verräter und eventuelle Korruption in seinem Ressort nicht mit einem Fingerschnippen aufzudecken und zu beseitigen waren. Wer sich in der Abteilung, bei den Behörden überhaupt, kaufen ließ, war nicht dumm, sondern hatte es faustdick hinter den Ohren. Eines wollte Hubert Schwarz nicht, nämlich Menschenleben riskieren. Deswegen entwarf er ein Projekt, welches nicht kurzfristig umgesetzt und abgeschlossen werden konnte. In Nordrhein-Westfalen entstand zunächst eine fiktive kriminelle Bande, die es verstand, sich einen beängstigenden Ruf aufzubauen, ohne die ganz großen und sensationellen Schlagzeilen zu produzieren. Verantwortlich für den Ruf der Gruppe waren brutale und übertriebene Erzählungen über Ereignisse, die in Wahrheit nie stattgefunden hatten. Gelegentlich sorgte das BKA dafür, dass unwahre Storys mit dementsprechend dicken Überschriften in den

Medien veröffentlicht wurden. Als es endlich sinnvoll erschien, erhielt die nicht existierende Organisation Gesichter.

Undercover-Agenten des Bundeskriminalamtes verliehen der Gang eine Daseinsberechtigung. Nach und nach begannen die Angehörigen des BKA wichtige Kontakte zu Gangs zu knüpfen, die ohnehin in ihrem Visier standen. Der Ruf der Bande wurde dadurch verabscheuungswürdig, was in diesem Fall von Vorteil war. Ein positiver Nebeneffekt bestand darin, dass man auf die das Gesetz missachtenden Vereinigungen einen noch besseren Zugriff erhielt.

Schließlich kam der Tag der Tage, der Tag X. Die BKA-Bande, die intern mit dem Namen ‚die Pott-Brüder‘ belegt wurde, fing an, sich dem Team aus Köln mit kleineren und immer lukrativeren Aufträgen anzunähern. Das war der Stand der Dinge und nun kam es darauf an, ob sie als die Maulwürfe in den eigenen Reihen entlarvt werden würden. Die Voraussetzungen schienen gegeben zu sein, die Frage war, was hatten das Kölner-Team, gegebenenfalls vielleicht sogar das immer noch nicht vollends entlastete Berliner Duo in Bezug auf das spurlose Verschwinden der drei Mädchen vor? Wollten sie dabei helfen, die im Moment ungefährdeten Frauen zu retten oder beabsichtigte unter den vier Männern jemand, sie als angebliche Kronzeugen loszuwerden?

Bruno Paschke hatte sich die Geschichte sehr aufmerksam angehört, über die Sätze nachgedacht und sie für schlüssig befunden. Trotzdem gab es Fragen, die er beantwortet haben wollte. „Das hört sich alles wunderbar an, nur eines verstehet ich nicht: Sie geben an, dass Hubert Schwarz alles entworfen, geplant und organisiert hat. Warum kommen Sie mir

dann mit Verdächtigungen gegenüber einem meiner Angestellten und einem Bürger unserer Stadt?“

„Um die Verräter in unseren Reihen zu täuschen. Wir stellen uns dumm und ein bisschen blind, um sie in Sicherheit zu wiegen.“

„Aus Ihrem Blickwinkel kann ich es nachvollziehen, aber ist Ihnen klar, dass dieses Vorgehen gewaltig nach hinten losgehen kann? Egal, wie es gedreht und gewendet wird, für das BKA und damit Ihre Maulwürfe sind Werthofen und Holler fast so etwas wie Staatsfeinde und somit irgendwie zum Abschuss freigegeben.“

„Niemand wird die Waffe ziehen und einen Schuss abgeben können, nur der Maulwurf oder die Verräter werden es unter Umständen versuchen. Wenn es dazu kommen sollte, haben wir unser Ziel erreicht und werden es nicht zulassen, dass erneut Unschuldige sterben müssen. Ich schlage vor, wir besprechen uns morgen in der Früh erneut und entscheiden, wie es weitergehen soll. Einverstanden?“

Bruno Paschke nickte. Nachdem der glaubwürdig erscheinende Moritz Heusgen gegangen war, blieb eines in seinem Büro hängen: Ein unerklärliches Misstrauen gegenüber der Gesamtsituation.

Besteht Interesse zu Ende zu lesen?

Die E-Books können zu einem Sonderpreis erworben werden, mit dem Kauf wird zudem das Kinderhospiz "Arche Noah" unterstützt.

So funktioniert der Download:

1. Titel auswählen und in den Warenkorb legen. Wenn abgeschlossen:
2. Zum Warenkorb gehen
3. Unter dem Cover des bestellten Titel oder dem Bild des gewünschten Titels befindet sich ein Feld mit dem Titel "Gutscheincode". Dort den Code eingeben und darunter auf Übernehmen klicken. Der Einkaufsbetrag springt von 9,99 € auf den ermäßigten Preis.
4. Zur Kasse gehen.
5. Nach Abschluss der Bestellung kommt eine Bestellbestätigung, die den Link zum Download zur Verfügung stellt. Der ganze Prozess ist mit etwas Übung in Windeseile abgeschlossen.

Der Code für die Titel lautet: EB03GL11

Der Preis und zugleich die Spende beträgt: 1,50 €

Bemerkung: Wenn einer der Titel gefallen hat, wäre ich für eine Bewertung unter anderem hier sehr dankbar: [https://www.gelsenkrimi.de/leserkreis/leserkreisseite/2855777 bewertungen](https://www.gelsenkrimi.de/leserkreis/leserkreisseite/2855777_bewertungen)

Veröffentlichungen 1. Quartal

Folgende Bücher werde die Publikationen von Roman Just im ersten Quartal 2026 ergänzen:

1 Gelsenthriller



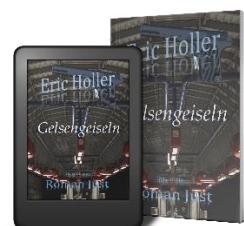
Erzählung



Band 2



15. Gelsenkrimi



5. Band



Krimi



Alle Titel sind auf gelsenkrimi.de zu finden, 3 davon können sogar kostenlos vorbestellt werden. Also, besuchen, stöbern und entdecken und bei Interesse den oder die kostenlosen sowie die kostenpflichtig ermäßigten Titel bestellen.

Preisaktionen Februar

Im Februar sind alle bisher veröffentlichten Titel der Tatort-Boston-Thriller ermäßigt zu haben, in der Monat-zu-Monat-Aktion ab Mitte Februar die 1. Staffel der Gelsenkrimis.

Um die Preisaktionen im Auge zu behalten, die Ihnen einen Rabatt bis zu 50% gewähren, lohnt sich ein regelmäßiger Blick auf:

<https://www.gelsenkrimi.de/preisaktionen>

Eine Information: Nur mit einem Kauf auf gelsenkrimi.de wird das Kinderhospiz "Arche Noah" in Gelsenkirchen unterstützt, bei einem Erwerb im deutschen Buchhandel oder bei Amazon ist es dem Autor/Selfpublisher nicht möglich, die von den Institutionen gewährten Tantiemen weiterzureichen, da sowohl dies und das mit Zeit und Kosten zu seinen Lasten verbunden ist. Somit ist es Ihre Entscheidung, ob Sie das Kinderhospiz oder den deutschen Buchhandel beziehungsweise Amazon unterstützen. Handeln Sie so wie Sie denken oder tun einfach nur das Richtige. Transparenz wird auf gelsenkrimi.de gewährleistet, bei der Spendenübergabe erwähnt, hinterher auf der Homepage und auch auf der Website des Kinderhospiz veröffentlicht. Vielen Dank für Ihre Unterstützung und der Einsicht, das Bezos und Ausbeuter nicht gefördert werden sollen!

Impressum

Copyright © 2026 Roman Just

Postanschrift: Roman Just, Holtwiesche 11, 45894 Gelsenkirchen, bei Hendricks

www.gelsenkrimi.de

romanjust@gelsenkrimi.de

www.autorromanjust.de

info@autorromanjust.de